

Hohenzollerische Heimat

Vierteljahresblätter für Schule und Haus

Preis halbjährlich 0.60 DM

Herausgegeben vom Verein für Geschichte,

Kultur- und Landeskunde in Hohenzollern

Schriftleitung:

Hauptlehrer Josef Wiest, Gammertingen

Druck:

Buchdruckerei S. Acker, Gammertingen



Nummer 1

Gammertingen, Januar 1951

1. Jahrgang

Vorwort

Das Fehlen eines Heimatblattes für Hohenzollern wird seit Jahren beklagt. Bei den Generalversammlungen des „Vereins für Geschichte, Kultur- und Landeskunde in Hohenzollern“ 1949 und 1950 wurde die Notwendigkeit hervorgehoben. Es ist kein schlechtes Zeichen, daß man in den Zeiten der Not um so mehr sich auf die engere Heimat, ihre Schönheit, ihre Geschichte und Kultur besinnt, nachdem in der großdeutschen Zeit der Blick von ihr abgelenkt wurde und die „Zollerheimat“ mit ihrem 10. Jahrgang, 1941 leider ihr Erscheinen einstellen mußte, die „Heimatklänge“ aber, die Beilage zum „Der Zoller“, schon früher nicht mehr erschienen. Die „Hohenzollerische Heimat“ will nun allen Heimatfreunden Gelegenheit bieten, ihr Wissen zu erweitern und Liebe um unser Ländchen zu wecken. Sie möchte ein Lesestoff für die Familie sein, der alle interessiert.

Seit Kriegsschluß wird der Mangel an heimatlichem Lesestoff in der Schule sehr beklagt. Wie freuten wir Alten uns einst, wenn so ein schöner Aufsatz über Hohenzollern im Unterricht durchgesprochen wurde oder aus dem reichen Schatz hohenzollerischer Sagen eine Person oder ein Ort unsere Phantasie ganz gefangen nahm. Die alten hohenzollerischen Lesebücher, angefangen vom Reiserschen, waren heimatlich ausgerichtet. Beiträge zur Heimatkunde jeder Art möchte unser Blatt für Schüler und Lehrer darbieten. Viele Lehrpersonen sind jetzt tätig, denen unser Land erschlossen werden muß, weil sie in anderen Gauen aufgewachsen sind. Womit sollen sie sich vorbereiten? Die „Hohenzollerische Heimat“ bringt den Stoff.

Den Heimatforschern muß ein Blatt offen stehen, das die Ergebnisse ihrer Arbeit aufnimmt und sie interessierten Lesern zuführt. In der Tagespresse geschieht das nur zum Teil und gerät schnell in Vergessenheit. Diese Blätter stehen nun zur Aufnahme bereit. Die Buchdruckerei S. Acker in Gammertingen übernimmt mit dem Erscheinen der „Hohenzollerischen Heimat“ ein großes Risiko. Mögen viele Mitarbeiter und eine große Lesergemeinde das in sie gesetzte Vertrauen lohnen. In die Hand der Schüler und in die Schülerhilfsbücherei der Schulen gehört das Vierteljahresheft, in die Pfarrbücherei ebenso wie in die Familienbibliothek. Schnickt das Heft auch Euern im Ausland wohnenden Verwandten und Freunden, auch den vielen Hohenzollern, die irgendwo im Rheinland oder Baden oder sonst wohnen! Sie alle denken gerne an die Heimat zurück und freuen sich über so einen Heimatgruß.

Die „Hohenzollerischen Jahreshefte“, die der Verein seinen Mitgliedern alljährlich als Gabe zu überweisen sich bemüht, erhalten durch diese Blätter keinen Konkurrenten, sondern eine Ergänzung. Viele Beiträge, die dort keinen Platz finden, können hier erscheinen. Wir haben aber auch die Hoffnung, daß viele Leser der „Hohenzollerischen Heimat“ sich angeregt fühlen werden, dem Verein beizutreten, um die „Jahreshefte“ zu erhalten. Es dürfte wenige Vereine geben, die um 6.— DM ihren Mitgliedern so viel bieten. Der 10. Band, 1950, dürfte nun in den Händen aller Mitglieder sein.

Was soll die „Hohenzollerische Heimat“ bringen? Sie ist ein Kleinorgan für alle Belange der Heimatkunde und das Nachrichtenblatt des Hohenzollerischen Geschichtsvereins. Sie soll berichten über Bodenfunde, Erdfälle, Geschichte und Kunst, alles was für die Natur und Kultur unseres Landes von Interesse ist. Ferner über anderswo erschienene Aufsätze und Bücher, die sich auf Hohenzollern beziehen, über Veranstaltungen, Vorträge, die der Heimatkunde gewidmet sind, über bedeutende Persönlichkeiten und über wichtige Vorkommnisse der Jetztzeit.

Die Schriftleitung hat Hauptlehrer J. Wiest, Gammertingen übernommen, dem schon so manche Arbeit über die Geschichte unserer Heimat zu danken ist.

Möge dieses Heimatblatt des Hohenz. Geschichtsvereins nun eine große Lesergemeinde finden.

Träger der „Hohenzollerischen Heimat“ ist der „Verein für Geschichte, Kultur- und Landeskunde in Hohenzollern“, der seit 1867 schon so viele Studien über fast alle Orte Hohenzollerns veröffentlichte und hier über den Kreis der Mitglieder hinaus sich an das ganze Zollerland wendet. Möge sein Ruf reichen Widerhall finden.

Nikolaus Maier.

Zeitbloms Weihnacht

Wir waren gekommen, um Bilder des „größten Farbkünstlers der altschwäbischen Malerschule“ kennen zu lernen, die in der Kirche von Bingen seit wohl 400 Jahren Aug' und Herz erfreuen. Ihr Schöpfer heißt Bartholomäus Zeitblom.

Es ist für kurzlebende Menschen ein eindringlicher Gedanke: Seit 400 Jahren und noch mehr kniet Maria in stiller Holdseligkeit neben ihrem Kindlein, beten die Weisen das Knäblein an, empfängt Maria aus der Hand Simeons das Kind bei der Opferung im Tempel, und seit 400 Jahren stirbt Maria, knieend inmitten der Apostel. Tausende und aber Tausende haben sich an diesen Bildern erfreut, sie sind längst gestorben und vergessen, aber was die Hand des großen Meisters von Ulm an Farbenwundern geschaffen, das lebt heute noch so frisch und blühend wie einst. Kraft und Anmut ruhten zugleich in seiner Seele, die tief überzeugt war von dem Glauben, den der Mund bekannte. Die genialen Künstler, die damals den Ton der Zeit angaben, konnten deswegen in ihre Bilder so innige Weihe strömen lassen, weil sie nicht bloß Techniker, sondern religiöse Menschen waren.

„Ihr kommt zur rechten Zeit,“ sagte der Pfarrer, „denn in dieser Kirche ist das ganze Jahr Weihnachten. Da ist das schönste Kripplein aufgestellt, da ziehen die Heiligen Drei Könige gar nicht mehr fort.“ In der Tat, so ist es. Wir traten näher und ließen den Farbenzauber auf uns wirken. Im Geburt-Christi-Bild kniet Maria müd in dunkelblauem Mantel und goldbrokatem Kleid vor dem neugeborenen Kindlein, das Ochs und Esel behauchen. Joseph schaut sorgsam auf das Kind und hält die Hand vor eine brennende Kerze, zwei Hirten gucken über die Mauer herein, Engel singen ihr Gloria. Draußen im Land sieht man den Engel, der den Hirten die Botschaft bringt, man sieht die Häuser von Bethlehem und eine Landschaft auf goldenem Grund. In und außer dem Stall wachsen Blumen und Gräser, vermutlich ein Hinweis auf die Legende, wonach in der hl. Nacht Blumen und Sträucher zu blühen anfangen. Das alles ist so fein gezeichnet, daß man eher an Zauberstifte als an den prosaischen Pinsel denkt.

Die Palme möchte ich aber dem Anbetungsbild reichen. Es ist der Stallraum wie vorher. Draußen kommen von drei Seiten her Reiter auf Pferden und Kamelen, es sind die drei Magier, die nach der Sage einander wie von selbst trafen. — Nun sind die drei Fremdlinge in den Stall getreten. Der älteste kniet vor dem Kind und der Mutter. Freundlich und doch voll Würde sitzt sie da, während das Kind lächelnd und spielend in den dargebotenen Schatzbeutel des betenden Weisen langt. Die zwei andern Morgenländer, in wundervolle Ge-

wänder gekleidet, reden im Hintergrund miteinander. Blumen blühen immer noch.

Die zwei kleineren Bilder geben auch die Stifter wieder. Vermutlich sind es Barone von dem nahen Hornstein; sie haben lange Zeit, wohl bis sie ausstarben, ihre Grablege in der Kirche gehabt. Bei der Opferung im Tempel nimmt Maria ihr Kindlein von Simeon in Empfang, schmerzlich berührt durch die Weissagung: „Deine Seele wird ein Schwert durchdringen.“ Joseph steht nachdenklich daneben. Mit besonderer Kunst gibt Zeitblom im letzten Bild, „Mariä Tod“, jedem der Apostel einen Charakterkopf. Maria kniet bleich auf dem Boden, ihre Verwandten, Johannes und Jakobus, stützen sie. Sie stirbt nicht wie andere Menschen, das will der Künstler besagen. —

Während wir so still zusahen und unsere Gefühle aussprachen, kam — war es Traum oder Einbildung? — ein alter Mann zur Kirche herein. Er trug altertümliche Kleidung, wie man sie etwa aus der Zeit Kaiser Karls V. kennt. Langsam ging er von einem Altar zum andern, jedes Bild mit zärtlicher Liebe betrachtend und dann lang betend. Wir störten ihn nicht. Als er aber vom letzten Bild aufstand und sich zum Gehen schickte, trat der Pfarrer auf ihn zu und reichte ihm freundlich die Hand. Der Fremde dankte und sprach in einer uns so ganz alt scheinenden Mundart dieses: „Jedes Jahr um Weihnachten besuche ich meine Kinder, das sind meine Gemälde, die ich mit Pinsel und Farbe und fühlendem Herzen geschaffen. In ihnen lebe ich weiter. Wir Künstler haben einst nicht für eine Bildersammlung gemalt, sondern zur Erbauung des Volkes. Reichsstädte und Klöster haben uns Aufträge gegeben. Wir haben für Kirchen gemalt, damit auch das Volk sein „Museum“ habe. Jedes Jahr komme ich auch in diese Kirche von Bingen. Ich sehe, daß meine Kinder hier in guter Pflege stehen und viel Verehrung und Liebe erfahren; das letztere geht auch euch, ihr Männer, an. Einst habe ich selber den schönen, nun nicht mehr vollständigen Altar aufstellen helfen, ich tat es auf Wunsch des Abtes Georg Fischer, des geistesmächtigen „dritten Stifters“ von Zwiefalten . . .“

Vor Staunen ob all des Seltsamen erregt, wollten wir auf den Gast, der aus dem fernen Land gekommen, zugehen und ihn nach so vielem fragen. Aber wir hörten nur noch: „Ich bin selber Bartholomäus Zeitblom . . .“ Da war's, wie wenn es in der Kirche dunkel würde und ein Nebelreif sich vor unsere Augen legte. In dieser Wolke zerfloß die Gestalt des ehrwürdigen Meisters von Ulm.

Leise ging die Tür ins Schloß. Es war totenstill geworden. Nur die Farben, die des Unsterblichen Hand gemischt, leuchteten von den Altären wie nie zuvor. Und das Kind und seine liebliche Mutter schienen mild zu lächeln. Th. Schwabe.

Vom Schwaben, der das Leberlein gegessen

Als unser lieber Herrgott noch auf Erden gewandelt ist von einer Stadt zur andern, das Evangelium gepredigt und viel Zeichen getan hat, ist auf eine Zeit ein guter, einfältiger Schwab zu ihm gekommen und hat ihn gefragt: „Mein Leidensgesell, wo willst du hin?“ Hat unser Herrgott ihm geantwortet: „Ich ziehe umher und mach' die Leut' selig.“ Sagt der Schwab: „Mein lieber Gesell, willst du mich mit dir lassen?“ „Ja“, sagt unser Herrgott, „gerne, wenn du fromm sein willst und weidlich beten.“ „Ja“, sagt der Schwab. Nun, als sie miteinander gingen, kamen sie zwischen zwei Dörfern, darin man läutete. Der Schwab, der gern schwatzt, fragt unsern Herrgott: „Mein Leidensgesell, was läutet man da?“ Unser Herrgott, dem alle Dinge kund waren, sagt: „In einem Dorf läutet man zu der Hochzeit, im andern zu den Toten.“ „Geh du zu den Toten“, sprach der Schwab, „so will ich zur Hochzeit gehen.“ Unser Herrgott geht in das Dorf und macht den Toten wieder lebendig, da schenkt man ihm hundert Gulden. Der Schwab tat sich auf der Hochzeit um mit Einschenken, einem und den andern. Und da die Hochzeit ein Ende hatte, schenkte man ihm einen Kreuzer; dessen war der Schwab wohl zufrieden, machte sich auf den Weg und kam wieder zu unserm Herrgott. Als aber der Schwab unseren Herrgott von weitem sah, hub er sein Kreuzerlein in die Höhe auf und schrie: „Siehe, mein Leidensgesell, ich hab' Geld, was hast du?“ Trieb also viel Prangens mit seinem Kreuzerlein. Unser Herrgott lachtet sein und sprach: „Ach, ich nab' wohl mehr als du“; tat den Sack auf und ließ den Schwaben die hundert Gulden sehen. Der Schwab aber war nicht unbehend, warf sein armes Kreuzerlein unter die hun-

dert Gulden und sprach: „Gemein, gemein, wir wollen gemein miteinander haben“, was unser Herrgott gut sein ließ. Nun, als sie miteinander gingen, begab es sich, daß sie zu einer Herde Schafe kamen; sagt unser Herrgott zum Schwaben: „Gehe zum Hirten, heiß dir ein Lämmlein geben und koche uns das Gehenk und Geräusch auf das Esser!“ „Ja“, sagte der Schwab, ging zum Hirten, heiß sich ein Lämmlein geben, zogs ab und bereitete das Gehenk auf das Essen, und im Sieden schwamm das Leberlein stets empor. Der Schwabe drückte es mit dem Löffel unter, es wollte aber nicht bleiben, was den Schwaben verdroß; er nahm ein Messer, schnitt das Leberlein voneinander und aß es. Und als das Essen auf den Tisch kam, fragte unser Herrgott, wo das Leberlein hingekommen wäre. Der Schwab antwortete gleich: „Es hat keins gehabt.“ „Ei“, sagte unser Herrgott, „wie wollte es gelehrt haben, wenn es kein Leberlein gehabt hätte?“ „Es hat bei Gott und allen Heiligen keins gehabt.“ Was wollte unser Herrgott tun? Wollte er haben, daß der Schwab stillschwiege, so mußte er wohl zufrieden sein. Nun gab es sich, daß sie wiederum miteinander spazierten, da läutete man abermals in zweien Dörfern. Der Schwab fragt: „Lieber, was läutet man da?“ „In dem Dorf läutet man zu einem Toten, in dem andern zur Hochzeit“, sagte unser Herrgott. „Ja“, sagt der Schwab, „geh du zur Hochzeit, so will ich zum Toten“, vermeinte wohl, auch hundert Gulden zu verdienen. Fragte ihn weiter: „Lieber, wie hast du ihm getan, da du den Toten auferweckt hast?“ „Ja“, sagt unser Herrgott, „ich sagte zu ihm: Stehe auf im Namen des Vaters, Sohnes und des Heiligen Geistes! Da stand er auf.“ „Ist gut“, sagt der Schwab, „ich

weiß ihm wohl zu tun“, zog hin, kam zum Dorfe, da man ihm den Toten entgegnetrug. Sobald der Schwabe das sah, rief er mit heller Stimme: „Halta' halta', ich will ihn lebendig machen, und wenn ich ihn nicht lebendig mach', so henket mich ohne Urteil und Recht!“ Die guten Leute waren froh und setzten den Baum, darin der Tote lag, nieder. Der Schwab tät den Sarg auf, fing an zu sprechen: „Stehe auf im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!“ Der Tote wollte nicht aufstehen, dem guten Schwaben war angst; drum er seinen Segen zum andern- und drittenmal sprach. Als er aber nicht wollte aufstehen, sprach er: „Ei, so bleib liegen in tausend Teufel Namen!“ Als nun die Leute sahen, daß sie mit dem Narren betrogen waren, ließen sie den Sarg stehen, eilten demnächst mit ihm dem Galgen zu, legten die Leiter an und führten den armen Schwaben hinauf. Unser Herrgott zog fein allgemach hernach, denn er wußte wohl, wie es dem Schwaben gehen würde, wollte sehen, wie er sich doch stellen würde, kam zum Gericht und sprach: „O guter Gesell, wie hast du ihm getan? In was Gestalt seh ich dich da wieder?“ Der Schwab fing an zu schelten und sprach, er hätte ihn nicht recht gelehrt. „Ich habe dich recht gelehrt“, sprach unser Herrgott, „du hast ihm aber nicht recht getan; ihm sei aber, wie ihm wolle, willst du mir sagen, wo das Leberlein hingekommen sei, so will ich dir heraus-

helfen.“ „Ach“, sprach der Schwab, „es hat wahrlich keins gehabt, was zeihst du mich?“ „Ei, du willst es sonst nicht sagen; wohlan, sag's, so will ich den Toten lebendig machen und dir heraushelfen.“ Der Schwab fing an zu schreien: „Henket mich nur, henket mich nur, so komm ich der Marter los, der will mich geheien mit dem Leberlein und hört wohl, daß es keins gehabt hat; henket mich nur flugs!“ Wie solches unser Herrgott hörte, daß er sich eher wollte henken lassen als die Wahrheit bekennen, befahl er, ihn herabzulassen, und er machte selbst den Toten lebendig. Nun zogen sie miteinander heim; da sprach unser Herrgott zum Schwaben: „Komm her, wir wollen miteinander das gewonnene Geld teilen, denn wenn ich dich sollte alleweg vom Galgen befreien, würd' des mir zuviel sein“; nahm also die zweihundert Gulden und teilte sie in drei Teile. Als solches der Schwab sah, sagte er: „Ei, Lieber, warum machst du drei Teile, sind doch unser nur zween?“ „Ja“, sprach unser Herrgott, „der eine ist mein, der andere dein, und der dritte ist dessen, der das Leberlein gegessen hat.“ Da solches der Schwab hörte, sprach er: „So hab' ichs bei Gott und allen Heiligen gegessen.“ Und dafür wollte er eher sich henken lassen, ehe er es bekennen wollte, aber da er's Geld sah, bekannte er's ungenötet (ungezwungen).
Martin Montanus.

Der bucklige Jäger von Haigerloch

Haigerloch im Unterland ist ein merkwürdiges Städtlein. Es hängt mit all seinen Häusern an zwei gegenüberliegenden Felsen, und drunten in der Tiefe sucht sich die Eyach mühsam einen Weg dazwischen hindurch. Das Städtlein hat auch nur eine rechte Straße, die heißt die Große Steig.

Es war vor langer, langer Zeit. Ein Fuhrmann will die Große Steig hinauf zum Seehof fahren. Er läßt seine Pferde unterwegs ein wenig verschnaufen und ruft dann: „Hü!“ Aber kein Pferd zieht an. Er braucht viele gute Worte und zuletzt noch die Geißel. Aber alles ist umsonst. In der Not kommt ihm ein Gebet über die Lippen, aber hinterdrein packt ihn der Zorn, und er schimpft und flucht. Da redet ihn ein buckliger Jäger an: „Was willst du mir geben, wenn ich dir helfe?“ „Was verlangst du?“ gibt der Fuhrmann ein wenig erstaunt zurück. „Etwas, was du daheim hast, ohne es zu wissen“, antwortet der Bucklige. „Wird wohl nichts Rechtes sein“, denkt der Fuhrmann und sagt zu. Ein Tröpflein Blut will der Bucklige noch als Bürgschaft. „Hü!“ ruft jetzt das Jägerlein, und im Trab geht's den Berg hinan.

Der Fuhrmann kommt heim und hört, daß der liebe Gott ihm ein Büblein geschenkt hat. Dem Manne will jetzt schier das Herz zerspringen vor Schrecken. Tagelang geht er umher und redet kein Wort, des Nachts findet er keinen Schlaf. Endlich klagt er seinem Weibe, daß er, ohne es zu wissen, sein Büblein dem buckligen Jäger verschrieben habe. Die Frau schreit laut auf vor Jammer, dann wird sie still und befet, trägt heimlich ihr Kindlein in ein nahes Kloster und läßt es dort den frommen Mönchen. Sie sollen das Kindlein vor dem bösen Zauber retten und für Gott aufziehen.

Fünf Jahre ist das Büblein alt und betet jetzt jeden Tag selber zur hl. Jungfrau ein Gebet, das die guten Mönche es gelehrt. Eines Tages, der Knabe ist gerade 10 Jahre alt, sieht er die Muttergottes ganz deutlich vor sich. Sie sagt ihm: „In zwei Jahren will ich dir einen Stab geben, mit dem mußt du zur Hölle wandern und deinen Namen vom buckligen Jäger zurückfordern.“

Nach zwei Jahren kam Maria wieder, gab ihm den Stab, zeigte ihm den Weg zur Hölle und sagte, daß er mit dem Stab an die drei Höllentore klopfen und vom Teufel die Unterschrift seines Vaters fordern müsse. Der Knabe merkte

sich alles wohl und ging im Vertrauen auf Gott den Weg zur Hölle.

Er kam in einen Wald und fand dort unter einem mit vielen roten Äpfeln behangenen Baum einen Mann, der fragte ihn: „Wohn, mein Sohn?“ „Zur Hölle“, antwortete der Knabe, „um meinen Namen zu holen.“ „Ach“, sagte der Alte, „vergiß doch nicht, in der Hölle nach dem Bett des Räubers Matthes zu fragen. Wenn du zurückkommst, bring mir Antwort, was du gehört und gesehen hast!“ „Das will ich wohl tun“, sagte der Knabe und zog weiter.

Als er an das Höllentor kam und mit seinem Stabe daran klopfte, sprang es von selbst auf. Da stand Luzifer und sah ihn mit grimmigen Augen an. Weil der Knabe aber den Stab in der Hand hatte, geschah ihm kein Leid. Luzifer piff, und ein großer Haufen schwarzer Männlein sprang herzu, aber keiner hatte des Knaben Namen. Der Knabe klopfte ans zweite Höllentor; das sprang auch auf. Auch hier fand er nicht, was er suchte. Endlich kam er zum dritten Tor. Auf des Teufels Ruf kam ein buckliges Männlein hervor, das trug in seiner Hand den Namen des Knaben. „Gib die Handschrift heraus!“ befahl der Teufel. „Eher soll mich eine Kröte fressen!“ rief der Bucklige. Da zeigte der Teufel auf ein leeres Bett, aus dem schlugen greuliche Flammen hervor. „Gibst du nicht sogleich den Namen heraus, so wirst du in das Bett des Räubers Matthes gelegt!“ Da gab der Böse den Namen her; der Knabe wandte sich zurück, und die Höllentore schlugen knarrend hinter ihm zu.

Dem Räuber Matthes erzählte der Knabe, was in der Hölle auf ihn warte, aber auch, daß Maria ihm geoffenbart habe, der Räuber Matthes werde nicht verloren sein, wenn er nur reumütig seine Sünden bekenne. Nach zwölf Jahren war der Knabe Priester geworden. Er fand den Räuber Matthes noch immer an derselben Stelle sitzend. Da kniete der Räuber nieder und bekannte mit zitternder Stimme: „So viel blutrote Äpfel an diesem Baume hangen, so viele Morde habe ich begangen. Gott sei mir gnädig!“ Der junge Priester gab ihm die Lossprechung, reichte ihm das letzte Abendmahl. Da sank die Gestalt des Mannes zu einem rauchenden Aschenhäuflein zusammen. Eine weiße Taube aber flog gen Himmel, das war die Seele des Räubers Matthes.
Nach Ludwig Egler.

Das Geisterroß

Auf dem Zoller lebte einst ein Graf Friedrich mit seiner Gemahlin Udahlilt. Aus welchem Geschlecht sie stammte, ist bei der Länge der Zeiten vergessen worden. Die Kinder, die dieser Graf von seiner Gemahlin geschenkt erhalten hatte, tat er aus an fremde Höfe zu edlen Fürsten, daß sie von ihnen erzogen würden; er selbst aber hatte sich vorgenommen, der Heiden Länder zu sehen. So schied er denn von Hause, übertrug seiner Gemahlin die Sorge für Land und Leute und fuhr, nur von wenigen Dienern begleitet, über Meer. Dort aber wurden ihm gar bald die Begleiter durch den Tod von der Seite gerissen; er selbst wurde so hilflos und krank, daß er an seiner Rückkehr schier verzweifelte. Da er nun nicht wußte, wo hinaus, hat ihn oft ein Gespenst

versucht; der allmächtige Gott aber gab ihm solche Kraft, daß er den Anfechtungen des Teufels mannhaft widerstehen konnte. Endlich brachte ihm der unheimliche Geist, der kein anderer war als der Teufel selbst, ein Roß, auf dem der Graf die ganze Welt mit größter Schnelligkeit würde durchreisen können ohne jede Not und Fährde; nur müsse das Roß stets gegen Niedergang der Sonne abgezäumt werden. Da der Geist dem Grafen die Versicherung gab, er könne sich des Rosses ohne Schaden seiner Seele bedienen, so war's dieser zufrieden und durchreiste mit dem wunderbaren Tiere fast alle Lande, bis endlich die Sehnsucht nach Weib und Kind wiederum in ihm erwachte.

Indessen hatte die Gräfin das Land sorgsam regiert, die

Junker waren zu mannhafte Grafen, die Frauen zu züchtigen Frauen herangewachsen. Endlich kam Boischaft vom Weggelaubten Friedrich, er küste wieder zu Lande. Da freute sich Frau Udahlit aufs herzlichste und zog mit den Ihren zu Berg hinab, um ihren Ehemann aufs zartlichste zu empfangen.

In der Freude des Wiedersehens bekümmerte sich der Graf eben nicht sehr um sein Roß; da traten plötzlich die Knechte zu ihm und sagten ihm, es sei vor ihren Augen verschwunden. Der Graf merkte nun wohl, daß die Knechte es versehen hatten, das Roß gegen Abend abzusatteln; der Verlust aber ließ sich nun einmal nicht mehr ersetzen, und der Graf ergab sich darin. Wenige Stunden später, noch an demselben Tage, aber kamen drei weißgekleidete Jungfrauen an das Tor

der Zollernburg und begehrten Einlaß, um den Grafen allein zu sprechen. Gern willfahrte der Zoller ihrer Bitte. Da neigten sie sich vor ihm, und die eine vor ihnen sagte: „Herr, wir sind Geister, die jahrelang in der Gewalt des Erzfeindes geschmäht hatten; in Hoßgestalt haben wir dich durch diese Lande tragen müssen. Jetzt aber sind wir erlöst. Hättest du geflucht, als dir dein Roß verschwand, so war's um dein und unser Seelenheil geschehen gewesen. Nun aber wollen wir in Ewigkeit für dich und dein Haus beten.“

Hierauf verschwanden die Jungfrauen, Graf Friedrich aber kam zu hohem Alter, bis er 1289 starb. Bereits 1258 hatte er die Kapelle des hl. Johannes des Täufers im Tale in das Nonnenkloster Stetten verwandelt; dort liegt er mit seiner Gemahlin Udahlit auch begraben. Schwebel u. Kügler.

Maria Gnadental

In Stetten bei Hechingen stand schon lange vor Entstehung des Klosters, das den Namen Gnadental führte, eine uralte, St. Johannes dem Täufer geweihte Kapelle, beschützt von den weittragenden Aesten einer alten, stattlichen Linde. Einstmals, als gerade eine ansteckende Krankheit in der Gegend wüthete, ruhte ein unschuldiger Hirtenknabe neben der Kapelle im Schatten dieser Linde und schlief ein. Da erschien ihm im Traum die Muttergottes und offenbarte ihm, daß an der Stelle, an der er ruhe, unter dem Rasen ein Bild von ihr und dem Jesukind verharren liege. Zugleich beauftragte sie den Knaben, einem gewissen frommen Manne dieses mitzutheilen und ihn aufzufordern, das Bild zu heben und an dem Lindenbaum zu befestigen. Das werde zur Linderung der gegenwärtigen Heimsuchung; und zum Helle der Volkes dienen, denn sie werde in der Stätte immer bereit sein, die Bitten der Unglücklichen anzunehmen und vor

den Thron Gottes zu bringen. Das Kind erwachte und befehlte sich, den Auftrag auszurichten. Der Mann grub nach, fand das Bild, brachte es an der Linde an und erzählte die wunderbare Begebenheit weit und breit.

Bald kamen die bedrängten Bewohner der Umgegend von allen Seiten, und es erfolgten ungewöhnliche Gebesserungen, wunderbare Krankenheilungen und außerordentliche Gnadenerweisungen. Das Bild wurde Gegenstand besonderer Verehrung und das Ziel häufiger Wallfahrten, die Stätte ein bevorzugter Gnadenort. Deshalb wurde er nur das Gnadental oder Maria Gnadental genannt. Der Name blieb dem Orte auch später noch erhalten, als der altersmorsche Lindenbaum entfernt und das Gnadental in das Frauenkloster übertragen worden war, das man auf seiner Stelle an die St.-Johannis-Kapelle anbaute. Nach Locher

Das Fehltal

Die Ur-Fehla war ehemals ein stattlicher Zufluß der Urauer. Am Oberlauf, wo in der Hauptsache geschichtete Kalke vorhanden sind, hat sie sich ein breites Bett, das heutige Fehltal, ausgegraben. Am Unterlauf war für sie der Durchbruch durch die Seiwamm- und Massenkalke bedeutend schwieriger. Dort ist das Tal daher erheblich enger. Auch Verwerfungen bei der Bildung der Zollerngraben haben bei der Talbildung mitgewirkt. Die Fehla entspringt in einer starken Quelle in Burladingen und erhält südlich der Ortschaft durch weitere ergiebige Quellen Verstärkung. Aus mehreren Quellhorizonten bekommen diese Quellen ihr kristallklares Wasser. Bei großer Bodenfeuchtigkeit kann man östlich der Gauselfinger Straße deutlich die Quellhorizonte erkennen. In ansehnlicher Breite quillt dann das Wasser hervor. Das Kreiswasserwerk Hechingen bezieht von mehreren Quellen bei Burladingen das Wasser und führt es in einer langen Röhrenleitung durch das Kiltertal in die Hechingen Gegend, die in trockenen Jahrgängen immer unter Wassermangel zu leiden hat.

Burladingen, die größte Landgemeinde Hohenzollerns, besitzt eine emporblühende Textilindustrie, in der viele Personen aus Burladingen und Umgebung lebende Beschäftigung finden. Burladinger Holzwaren (Gabeln, Rechen, Sensenwarbe) und die Erzeugnisse einer Drahtwarenfabrik werden weithin verkauft. Die Gemeinde besitzt zwei katholische Kirchen, die Skt. Georgskirche (Baujahr 1769) und die neue Skt. Hedwigskirche (1833/34). Ueber die Passhöhe in Richtung Hechingen (sog. Schlichte) führte einst der Alblimes, von Laiz-Winterlingen kommend. Im Jahre 1912 wurde ein Kastell aufgedeckt, das den Zugang zum Kiltertal beherrschte. Das Mauerwerk ist beinahe quadratisch, jede Seite ist etwa 125 Meter lang. Die Mauerstärke beträgt durchschnittlich 2 Meter. Um das Kastell herum ist ein 3 Meter breiter und 3 Meter tiefer Spitzgraben. In der Nähe des Limes liegt die Wasserscheide Rhein-Danau.

Mit wenig Gefäll fließt die junge Fehla durch das Tal in Richtung Gauselfingen. Wegen der vielen Windungen war das Wiesengelände stark versumpft. Burladingen und Gauselfingen ließen auf ihren Gemarkungen das Fehlabett gerade und tiefer legen.

Die kleinere Gemeinde Gauselfingen ist Pfarrfiliale von Burladingen. Die aus dem Jahre 1821 stammende Kirche ist den Schutzheiligen Petrus und Paulus geweiht. In mehreren Textilfabriken und in einem größeren Sägewerk haben die Einwohner gute Verdienstmöglichkeit. Zwischen Gauselfingen und Neutra treibt die Fehla mehrere Mühlen. Auf den be-

waldeten Höhen standen einst 7 kleinere Ritterburgen, von denen nur noch Rainen vorhanden sind. Selbst die Namen einiger Burgen sind ganz in Vergessenheit geraten. Ein beliebtes Ausflugsziel sind die Ruinen der beiden Burgställe Vorder- und Hinterlichtenatel. An der Straße steht ein Gedenkstein mit folgender Aufschrift: 1831. Den 18. Jenner wurde hier ein 85 Pfund schwerer Wolf erlegt. Von Christian Bort in der Aah tödtlich angeschossen und hier neben im Wacker durch Josef Beck eingeholt, beide Bürger von Gammertingen. — Dieser letzte in Hohenzollern erlegte Wolf ist im Jagdchloß Josefslust aufgestellt. Bereit im Winter 1829 bis 1830 machte derselbe die Gegend unsicher. Am 3. Juli 1830 brach das blutdürstige Tier bei Kettenacker in den Pferch ein und zerriß ein Schaf, am 26. Juli holte der Wolf bei Harthausen und Feldhausen je ein Schaf.

Eine der schönstegelegenen Siedlungen in Hohenzollern dürfte Neutra sein. In der Dorfmitte erhebt sich die stattliche Kirche (Baujahr 1860). Nicht weit davon ist die Muttergotteskapelle (Baujahr 1591), die im Innern einen wertvollen Altar birgt. Auf der Höhe östlich des Ortes erhebt sich malerisch die Heilgkreuzkapelle (1751). Sie war früher eine gern besuchte Wallfahrtskapelle. Auch in Neutra bieten mehrere Textilfabriken Arbeitsgelegenheit. Noch einmal kreuzt die Fehla am Dorfausgang eine Mahlmühle und fließt dann auf dem Unterlauf durch ein engeres Wiesental, das an seinen Abhängen reich bewaldet ist. Die Hohenzollerische Landesbahn, die bis dahin, durch das Tal fährt, überquert in starker Steigung einen Bergücken in Richtung Gammertingen. Ein schroff ansteigender Schwammfels will dem Boche den Weg versperren und zwingt ihn, seitlich abzubiegen. Auf dem Felsen liegen die Ruinen des „Alten Schlosses“, von dem weder Erbauer noch Namen bekannt sind. In dem engen Tal schrumpft die Fehla zu einem armseligen Wasserlein zusammen. An unbekanntem Stellen vertiefen viel Wasser in unbekannter Richtung. Zwei mächtige Staudämme regeln das Tal an zwei Stellen ab. Hier waren früher Fluchwelher der Standesherrschaft in Gammertingen. Auf den Höhen rechts des Tales liegen die Höfe Birkhof, Stollbeck und Liesehof.

Kurz vor der Mündung in die Lauter sprudeln 10 Quellen aus dem Boden. Sie sind für eine Forellenzucht ganz nutzbar gemacht. Auf den Höhen links der unteren Fehla liegt der Waldteil Aah. In seinem südlichen Teil sind noch viele Grabhügel aus der Bronzezeit. An der Fehlamündung lag einstens der Einzelhof Hausen, von dem heute keine Spuren mehr zu sehen sind.

Maria Zell

Am Ostabhang des Zellerhörnl, angesichts des stolzen Zoller, in ungemein schöner, malerischer Lage, liegt das Wallfahrtskirchlein Maria Zell. Es ist einer der schönsten Punkte in Hohenzollern und wie geschaffen zu beschaulicher Ruhe. Auf zwei Seiten umrauschen die Kapelle dunkle Waldungen, und nach den anderen Richtungen hin breitet sich das Gelände weit, weit aus. Mit Entzücken schaut man über tiefgrüne Wälder, üppige Felder, Dörfer und größere Ortschaften. Den Horizont umrahmen die Berge der Schwäbischen Alb. — Einst, so erzählt die Sage, wollten die Bewohner des nahen Dorfes Boll die Kapelle näher beim Dorf haben. Zu diesem Zwecke brachen sie das Kirchlein ab und schafften das Baumaterial an die Stelle, wo ienes wieder errichtet werden sollte. Schon beim Abbruch waren allerlei wundersame Dinge vorgegangen, über die man wohl hätte nachdenken können, wenn man ihnen überhaupt ein Augenmerk geschenkt. In der Nacht nun, nachdem alles Bauwerk

an Ort und Stelle geschafft war, so daß am nächsten Tage mit dem Neubau begonnen werden sollte, ereignete sich etwas gar Wunderbares.

Ein Hirtenknabe, der unweit des Platzes schlief, wurde plötzlich von einer Musik geweckt, wie er nie zuvor gehört. Und als er die Augen aufschlug, mußte er sie rasch wieder schließen, weil die umgebende Lichtfülle ihn blendete. Als er dann endlich seine Augen wieder öffnen konnte, sah er eine große Anzahl Engel, die das Kirchlein von Maria Zell wieder aufbauten und, nachdem es fertig dastand, aufhoben, um mit ihm durch die Luft davonzuziehen. Am andern Morgen befand sich das Kirchlein wieder an derselben Stelle, wo es früher gestanden und es noch heute steht. Dem Hirtenbuben aber hätte sicher kein Mensch Glauben geschenkt, wenn nicht die Leute das Wunder selbst vor Augen gehabt hätten. Das ist die wunderbare Fahrt von Maria Zell.

Karl Theodor Zingeler.

Die Sage vom höllischen Schuß

Der alte Graf Jos Niklas von Zollern hatte einen treuen und lieben Diener namens Wilhelm. Diesem wurde einst erzählt: Wenn einer in der Karwoche, auf einem Fuße stehend, die vier Passionen in der Kirche anhört und nachher mit einem Bogen drei Schüsse in ein Kruzifix tut, so kann er mit solchem Pfeil nicht mehr fehlen, sondern muß immer sicher sein Ziel treffen. Wilhelm merkte sich dies; er glaubte, daß dieses Mittel ihm sowohl als auch seinem Herrn nützlich werden könnte. In der nächsten Karwoche hörte er die vier Passionen in der Klosterkirche zu Stetten an, auf einem Fuße stehend, und ging dann insgeheim hinaus, wo nah am Weg gen Zollern und Hechingen ein Bildstöcklein stand mit einem Kreuz und einem Christusbild daran. Er schoß dreimal in das Kruzifix; wie er aber den dritten Schuß getan, da konnte er den Pfeil nicht mehr herausziehen. Es schien ihm, als ob aus der getroffenen Stelle Blut käme und ihn der Heiland mit schmerzlichem Blicke anschauete. Da erfaßte den Frevler große Bangigkeit, und mit Reue über seine gottlose Tat trat er den Heimweg an. — Nun fügte es sich, daß bald darauf eine alte Frau zu dem Bildstock kam, um ihre gewohnte Andacht zu verrichten. Sie sah den Pfeil in dem Kruzifix und die Blutstropfen, und voll Erstaunen und Schrecken ging sie den nächsten Weg nach Hechingen und machte vom Gesehenen den Amtsleuten Anzeige, welche den Fall alsbald dem Grafen im Stadtschlosse meldeten. Der Zollergraf begab sich unverzüglich mit seiner Priesterschaft und seinen Dienern, unter welchen auch Wilhelm sich be-

fund, zu dem Bildstock. Als der Graf den Pfeil sah, erschrak er, denn er hatte ihn sogleich als seinem lieben Diener Wilhelm zugehörig erkannt. Er fragte darum gleich: „Wilhelm, hast du das getan? denn der Pfeil ist dein!“ Hierauf fiel der Diener auf die Knie, flehte um Gnade und beteuerte, daß er die Tat nur seines Herrn wegen vollbracht habe. Der Graf aber erwiderte: „Nein, Wilhelm, ich habe dich das nicht geheißt, du hast für deinen Herrn leider nur gar zuviel getan.“ Nach diesen Worten befahl der Graf dem Frevler, den Pfeil herauszuziehen. Jedoch trotz großer Anstrengung wollte dem Diener das nicht gelingen, worauf der Graf den Pfeil mit Leichtigkeit herauszog. Wilhelm wurde auf Befehl seines Herrn gefangengesetzt und unter schwere Anklage gestellt. Er mußte seinen Frevel mit dem Tode büßen.

Graf Jos Niklaus ließ an dem Ort, wo der Bildstock gestanden, eine Kapelle erbauen und eine ewige Messe darin stiften. Von nah und fern wurde an allen Heiligkreuztagen dahin gewallfahrtet. Der Graf ließ auch die unglückselige Begebenheit auf einem Bilde darstellen und in jener Kapelle aufhängen. Weiter wird erzählt, daß bald nach der Erbauung und Einweihung der Sühnekapelle an diese eine Frau in einem Wagen herangefahren sei, einen silbernen Kelch und andere Meßgeräte hineintrag, alles auf dem Altar opferte und dann in Stille wieder abgefahren sei. Niemand wußte, wer sie war; viele meinten, es sei des armen Wilhelm Mutter gewesen.

Nach Locher.

Eine Beerdigung in der Bronzezeit

Auf dem rechten Ufer der Lauchert bei dem ansehnlichen Orte Hettingen steigt das Gebirge ziemlich steil an. Der Waldbezirk, der das Hochplateau bedeckt, heißt Ah. Dieser Hochbergrücken springt gegen Süden mit einer jäh und schroff abfallenden, wild zerklüfteten Felskuppe in das sich nach jener Himmelsrichtung öffnende Laucherttal vor. Die Felskuppe heißt der Bruckberg. Während auf seiner östlichen und südlichen Seite die Lauchert ihn umspült, kommt von Nordwesten her aus dem Fehltale der gleichnamige, forellenreiche Bach, um sich gerade zu Füßen des Bruckberges in die Lauchert zu ergießen. Die Felskuppe gewinnt hierdurch nur noch mehr an malerischem, romantischem Reiz.

Ein prächtiger Buchenbestand bedeckt den Bruckberg. Von dem Punkte, wo er jäh abstürzt, bietet sich eine weite, schöne Fernsicht. Aber er besitzt noch einen ganz besonderen Zauber. Auf dieser einsamen Höhe, umrauscht von Buchen und Eichen, liegt eine große Anzahl sorgfältig geschichteter Grabhügel. Moos bedeckt die oberen Steine, und bei vielen wachsen Stauden heraus, hervorgerufen durch vom Wind zwischen die Steine gewehten Samen. Hügel reiht sich an Hügel, und um die gesamte Nekropole zieht sich in weitem Kreise eine aus Stein und Boden geschichtete Mauer. Von geheimnisvoller, das Gemüt mächtig ergreifender Wirkung ist dieser großartige Friedhof, großartig in der Schönheit seiner Lage und großartig auch in der Verwendung des riesigen Steinmaterials, das hier einst vor vielleicht zweiundeinhalbtausend Jahren von pietätvollen Händen aus Liebe zu den Gestorbenen zusammengetragen wurde.

Der Frühling ist schon längst in das Land gezogen. Die Erde, vom Winterschlaf erwacht, hat sich in ihr blühendes,

duftiges Gewand gekleidet, gewoben aus dem lichten, zarten Grün der allorts aufgesprungenen Knospen und übersät mit dem Schmelz und dem Farbenreichtum unzähliger Blüten und Blumen. Wald und Flur sind belebt von dem munteren, zwitschernden und singenden, sich neckenden und streitenden Vogelvölkchen, das seiner Freude über die wonnige Zeit des Frühlings jubelnd Ausdruck gibt. Auf der breiten Hochfläche des Bruckberges liegt auch des Frühlings Licht- und Sonnenpracht. Er ist nicht so dicht bewaldet wie heute. Nur vereinzelt stehen die mächtigen Buchen und Eichen, so gering an Zahl, daß sie dem Auge gestatten, nach allen Seiten hin die freie Rundschau zu genießen und doch hier und da dicht genug, den Menschen Schatten vor den brennenden Strahlen der Mittagsonne zu gewähren. Eine feierliche Stille herrscht ringsum, und ein geheimnisvoller Zauber ist über die Kuppe des Bruckberges gebreitet. Dieser Eindruck wird hervorgerufen durch eine große Zahl von hohen, sorgsam in mächtiger Kegelform geschichteten Hügeln, den Ruhestätten der Menschen der großen Niederlassung, deren Gebäulichkeiten und Wohnplätze man fern erblickt.

Auf der äußersten Spitze des Bergrückens, inmitten der tiefeingerissenen, grauweißen Felszacken, stehen mehrere Männer in leise geführt, ernstem Gespräche. Einer von ihnen blickt, um die Zeit zu messen, zur Sonne. Auf seine Bemerkung halten die anderen nach allen Seiten hin prüfende Ausschau. Da streckt der eine die zeigende Hand dorthin, der andere in entgegengesetzter Richtung, ein dritter nach Süden, und von allen Seiten her sieht man, hier vereinzelt, dort in Gruppen, Menschen dem Bruckberge zu-

streben, Männer und Weiber, Knaben und Mädchen. Nach und nach füllt sich der Raum innerhalb der ersten Grabhügel, um welche Versippte der darin Ruhenden schweigend stehen, in Gedanken bei den Geschiedenen weiland. Ernst und würdevoll ist das Gebaren der Leute. Männer und Frauen sind durchweg von schlankem Wuchs, eher groß als klein, durchschnittlich größer als das Geschlecht, das heute die Gegend bewohnt, aber von feinerem Knochenbau, fast zarten Hand- und Fußgelenken, schmalen Händen und kleinen Füßen. Das Gesicht ist länglich, die Stirne hoch. Weite, faltenreiche Linnengewänder, mit leuchtenden Farben verziert, bilden die Kleidung für Männer und Frauen, bei letzteren länger auf die Füße hinabreichend als bei jenen. Die schön geformten Arme sind nackt bis zur Achsel, und um Handgelenk wie Oberarm tragen viele Frauen glänzende Bronzeringe; an der Brust, der Schulter und im Haar blinken Spangen und Nadeln aus dem gleichen Metall, zierlich und mit künstlerischem Geschmack gearbeitet.

Solchen Schmuck sahen wir bei den Männern nicht. Dagegen gürteten sie das Gewand mit breitem Lederriemen, der mit glitzernden Bronzeplatten besetzt ist, die ihrerseits wieder mit zierlichen Knöpfchen und eingetriebener Ornamentik geschmückt sind. Nur bei wenigen Männern hängt am Gürtel das Bronzeschwert oder der Dolch mit künstlerisch schön geformtem Griff.

Plötzlich kommt größere Bewegung in die Menge der Anwesenden. Alle Köpfe wenden sich nach Westen. Dort, unweit des Bruckberges, lag das Gehöfte des Häuptlings der Gesamtniederlassung, eines angesehenen Mannes von großem Ruf und hohem Ansehen auf viele Stunden Weges. Sein vor wenigen Tagen erfolgter Tod war allenthalben bekannt geworden; seine heutige Beisetzung ist der Grund des Zusammenströmens so vieler Menschen.

In feierlichem Zuge nahen sich die Leidtragenden mit der Leiche des Häuptlings, die, nur durch ein über den leblosen Körper gespreitetes Linnentuch verhüllt, sechs Männer auf einem Brette tragen. Vor dem Toten schreiten die zahlreichen Diener und Dienerinnen. Die meisten haben Gefäße verschiedenster Art in den Händen. Alle sind diese von Erde, große, bauchige Urnen, weite, buntbemalte Schalen, bald flach, bald urnenartig, reich verzierte Schüsseln, alle Gefäße in den mannigfaltigsten Formen. Unmittelbar vor der Leiche gehen zwei Diener, die das Bronzeschwert und den mit Bronzeplatten und feinen Nägeln prunkend beschlagenen Schild tragen. Zunächst hinter den Trägern des Gestorbenen schreitet die Witwe. Sie ist eine hohe, schlanke Frau mit Adel in Haltung und dem grambewegten Antlitz. Sonst schmücken Ober- und Unterarm fein ziselirte, wertvolle Bronzeringe, desgleichen die Finger, und auf der Brust hängen Zierplatten mit anhängenden feinen Kettchen. Heute hat die Trauernde nichts von dem allen angelegt, auch keine der oft fußlangen Bronzenadeln mit künstlich verziertem Kopf als Hafte für das Gewand. Nur um die Stirne trägt sie zum Zeichen ihrer Würde den Kopfring, das Diadem, ebenfalls von Bronze, hinten durch Haken und Oese geschlossen.

Inr schließen sich die übrigen Versippten an, und den Schluß bildet der Wagen des Häuptlings, gezogen von zwei Pferden. Einem offenen, flachen Korbe ähnelt er, ist auch wie ein solcher aus Weiden geflochten. Aber das Geflecht ist mit dünnen Holzwänden bekleidet, und diese mit leuchtender

Farbe geschmückt. Der eigentliche Wagen, der Sitz für den Fahrenden, ruht auf zwei Rädern, deren Speichen und Naben mit Bronzeblech und vielen Bronzenägeln geziert sind, ein prächtiger Anblick, wenn das Metall in den Strahlen der Sonne blitzt und funkelt.

An einem bevorzugten Platze des Friedhofes haben die Träger das Brett mit dem Leichnam niedergesetzt. Ein Greis, den die Kleidung vor den übrigen auszeichnet, tritt vor. Er ist der Richter in streitigen Sachen und zugleich der Priester für die ganze Niederlassung. Er wendet das mit langem Barte beschattete Gesicht der östlichen Himmelsgegend zu und spricht ein Gebet; denn dieses Volk verehrt ein höheres Wesen, einen allwaltenden Gott, wie es auch an ein Fortleben der Gestorbenen im Jenseits glaubt.

Dann wendet er sich zu den Umstehenden und hält dem Geschiedenen eine Gedächtnisrede. In den Mienen der Zuhörer ist zu lesen, daß die Worte des Redners den Tatsachen entsprechen.

Nun legen die Träger den Toten mit dem einfachen Brette auf einen sorgsam, kreisförmig gebneten Platz. Diener führen das Lieblingspferd herbei. Das edle Tier bläst aufgeregt durch die feinen Nüstern, als ahne es Unheimliches. Ein dumpfer Schlag ertönt, und wie vom Blitze getroffen stürzt das Roß zu Boden. Betäubt liegt es fast regungslos und empfindet nicht, daß sein Blut dahinrieselt und den Boden rötet. Als das letzte Lebenszeichen erloschen, legen die Männer das Tier seitwärts in den Kreis. Sein Herr soll im Jenseits nicht ohne sein erprobtes Pferd sein.

Auf einen Wink der Witwe wird nunmehr auch der Wagen in den Kreis geschoben. Ein Murmeln geht durch die Versammlung; denn es ist ein überaus kostbares und seltenes Totenopfer, ein Beweis, wie teuer ihr der Geschiedene gewesen. Und nun tritt die Trauernde selbst in den Kreis, nimmt aus den Händen der Diener zuerst den Schild und legt ihn dem Gatten auf die Brust, sodann das Schwert, um es an seine rechte Seite zu betten. So kann der Teure würdig im Jenseits auftreten. Aber noch sind die Beigaben nicht erschöpft. Alle die Gefäße, die zum Friedhof getragen wurden, werden rund um den Toten gestellt. Mehrere von ihnen sind mit Speise und Trank gefüllt; denn die Reise in das Jenseits denken sich diese Menschen weit und beschwerlich.

Und nachdem nun der Liebe in dieser Weise genug getan, tragen die Männer von allen Seiten mächtige Steine herbei und legen und fügen sie geschickt über den Toten und was ihm mitgegeben worden. Und nachdem der Körper wie in einem Gewölbe verschwunden, beginnt erst recht das Zusammentragen von großen Steinen und Boden. Das ist der Liebesdienst der Verwandten, der Freunde, der Untergebenen, aller Leidtragenden. Von weit her haben sie das Material in Körben und auf Wagen herbeigeführt, und bevor eine Stunde verflossen, wölbt sich in schöner Rundung und Gestalt der Grabhügel über dem Häuptling — eine ehrenvolle Beisetzung.

Mittlerweile ward an einer entfernteren Stelle des Bergrückens ein mächtiges Feuer entzündet. Am Spieß werden große, gewaltige Fleischstücke gebraten. In bauchigen Urnen werden immer noch Met und gebrauter Gerstentrank, Honig, und Erot herbeigetragen zum reichlichen Totenmahl, das die Witwe jenen spendet, die ihrem Gemahl die letzte Ehre erwiesen.

Dr. Zingeler.

Der erste Tote des Krieges 1870/71

Der Volksschriftsteller und Schriftleiter des Stuttgarter Kath. Sonntagsblattes, K. Kümmel, schildert in seinem im Jahre 1912 veröffentlichten Buche: „Der große Krieg 1870/71“ den Heidentod des ersten Gefallenen dieses Krieges. Es war der Gauselfinger Bürgersohn Sebastian Klaiber, der am 27. 4. 1849 als Sohn des Philipp Klaiber und der A. Maria geb. Rieber geboren war. Als Erinnerung steht an der Gauselfinger Kirche auf dem Denkmal: „Erstes Opfer des Krieges.“

Kümmel berichtet über seinen Heldentod: „Der erste Deutsche, welcher in diesem großen Kriege fiel, ist ein braver Süddeutscher, ein hohenzollerischer Bauernsohn, gewesen. Klaiber war sein Name; er diente bei der 4. Schwadron der 7. Ulanen, die bei Dudweiler stand. Auf seine dringende Bitte, daß er auch einmal auf Vorposten komme, durfte Klaiber mit anderen Ulanen zum erstenmal den gewohnten Patrouillenritt mitmachen. Kaum eine halbe Stunde war er fort, als sein Pferd, ein Schimmel, in langem Galopp zurückkam. Bald erschien auch Klaibers Kamerad und gab traurigen Bericht. Die beiden Ulanen waren unangefochten bis zum Heidenhügel gekommen. Da fallen Schüsse von den feindlichen Vorposten, aber die Reiter achten es nicht, sie

sind gewohnt, sich aus dem Schießen der Franzosen nicht viel zu machen. Plötzlich stürzt Klaiber, ohne einen Laut von sich zu geben, vom Pferd; ein Blutstreifen rieselt von der Stirn über das bleiche Antlitz. Der Ulan Deckelnik sprengt trotz dem feindlichen Kugelregen auf den regungslos Daliegenden zu, um zu sehen, ob noch Leben in ihm ist; doch der Gefallene rührt kein Glied mehr. Eine Zeitlang hindert das heftige Feuer die Bergung der Leiche. Schließlich suchen zwei deutsche Zivilisten, indem sie zum Zeichen ihrer friedlichen Absicht ihre Taschentücher an Stöcken schwenken, die Unglücksstätte zu erreichen, und es gelingt ihnen auch, den gefallenen Krieger auf seiner Lanze und seinem Säbel zurückzubringen. Am nächsten Tage wurde der heldenmütig gefallene Soldat auf dem Saarbrücker Friedhof beigesetzt, wo ihm und dem ihm auf der Grenzwacht in den Tod folgenden Kameraden ein einfaches Denkmal errichtet worden ist. Auf der Höhe des Heidenhügels aber, an dem Punkt, wo Ulan Klaiber die tödliche Wunde erhielt, ist vor kurzem vom Verein, ehemaliger 7. Ulanen ein Denkmal gesetzt worden, das die Stelle bezeichnet, wo der erste Deutsche 1870 den Heldentod fand.“

Aussatz und Aussätzigenpflege im Mittelalter

„Du Siech!“ Hast Du, lieber Leser, auch schon mal so zu Deinem Nebenmenschen gesagt? Nicht wahr, es ist Dir grad nichts Gescheiteres eingefallen! So redete sich ja jener Mann heraus, den der Pfarrer wegen seines Fluchens zur Rede stellte. Nichts Gescheiteres eingefallen! Als: „Du Siech!“ Soll denn der Name so schlimm sein? Ich bin überzeugt, daß Du nicht einmal Deinem größten Feind, wenn Du einen hast, das wünschen wolltest, was das Wort „Siech“ enthält.

Die Siechen sind nichts anderes als die Aussätzigen, die uns aus der Biblischen Geschichte des Alten und Neuen Testaments bekannt sind. Es gibt zwei Arten dieser furchtbaren Krankheit, die aber meist ineinander übergreifen. Rote oder violette Flecken entwickeln sich zu tiefen, hartnäckigen Geschwüren, besonders am Rücken und um den Brustkorb. Oft treten Lähmungen ein, besonders am Arm. (Die sogen. „Klauenhand“!) Der knotige Ausschlag bildet Erhöhungen auf der Oberfläche bis zur Größe einer Haselnuß, besonders im Gesicht und an den Ohren. (Der Volksmund sagt heute noch für einen Furunkel „Siechen“.) Um die Augen entstehen Wülste, welche das Gesicht entstellen. Die Knoten zerfallen in eitrige Geschwüre, bis allmählich Finger und Zehen, ja ganze Gliedmaßen abfallen. Ein furchtbarer Geruch geht von den armen Menschen aus. Mißtrauen, Schwermut, Neigung zum Selbstmord, Schadenfreude über Erkrankungen anderer Menschen, Haß gegen die Gesunden sind seelische Begleiterscheinungen. 8—10 Jahre „siechen“ diese bedauernswerten Geschöpfe dahin — bis der Tod sie erlöst. Der Krankheits-erregter ist zwar bekannt, aber heilbar ist die Krankheit bis jetzt nicht. So ist die Lage dieser Kranken meist hoffnungslos. — Auch heute gibt es noch Aussätzige oder Leprose, in Europa allein etwa 5000, und noch in den Jahren 1904 und 1907 mußte das Deutsche Reichsgesetzblatt Verordnungen zur Bekämpfung der Krankheit erlassen.

Was kann man tun gegen den Ausschlag? Er ist eine ansteckende Krankheit, wird übertragen durch Schmutz und gemeinsame Benützung von Betten und Kleidern, besonders wenn Hautverletzungen vorliegen. Um sich zu schützen, tut man heute noch, was schon Moses und die Juden vor Jahrtausenden taten: die Erkrankten werden „ausgesetzt“, d. h. aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen. Darum heißen sie „Aussätzige“. (Kauf Dir den Roman: Ben Hur. Da ist ergreifend beschrieben, wie die Aussätzigen lebten und litten. Das Buch gibt Dir aber auch der Herr Pfarrer aus der Borromäusbibliothek zum Lesen.)

Ueber die Aussetzung erfahren wir vom hl. Gregor von Nazianz (gestorben um 389): „Sie werden ausgewiesen aus den Städten, vertrieben aus den Häusern, es wird ihnen untersagt der Besuch des Marktplatzes, der Versammlungen, der Straßen, der Festversammlungen, der Gastmähler, und, o welch ein Leid, selbst das Wasser wird ihnen verwehrt; weder die fließenden Quellen haben sie gemeinsam mit den anderen Menschen, noch glaubt man, daß die Flüsse nichts von ihrem Unrat annehmen . . . Darum irren sie umher bei Tag und Nacht, ihre Krankheit zeigend, Lieder ersinnend, welche das Mitleid wecken, um ein Stücklein Brot bittend oder um ein klein wenig Fleisch oder um einen zerlumften Fetzen, die Blöße zu decken oder die Wunden zu lindern.“

Herzzerreibend ist der Abschied von Vater und Mutter, Bruder und Schwester. Der Kranke muß seine Kleider ablegen und verbrennen. Ein schwarzes Gewand soll ihn schon von weitem kenntlich machen. Füße und Hände müssen bedeckt sein, daß er mit seinen Wunden nichts verunreinigt. Mit einer hölzernen Klapper hat er die Leute auf seine Gegenwart aufmerksam zu machen. (Eine ganz ähnliche nur neuzeitliche Aufzählung der Orte, die ein Aussätziger oder Krankheitsverdächtiger zu meiden hat, wie die obengenannte um das Jahr 400 n. Chr. enthält die Verordnung des Deutschen Reichsgesetzblattes von 1904, ein Zeichen, daß man dieser heimtückischen Krankheit in 1500 Jahren nicht wirksam beigegeben ist.)

Draußen im Wald oder im Feld kann sich der Unglückliche jetzt eine Behausung bauen, wenn es die Angehörigen nicht taten. Zur Zeit der hl. Elisabeth wohnten die „Feldsiechen“ oder Sondersiechen, weil sie abgesondert waren, in einer Hütte von Stroh und Heu, hingen ein Leintuch vor der Tür auf und brachten einen Kasten an, daß die Vorübergehenden ihr Almosen hineinwerfen konnten. Gemeinsame Not führte die Leidensgenossen zusammen zu ganzen Scharen, die nun durch die Gegend zogen als Vagabunden und Bettler und teilweise ein sittenloses Leben führten. Haß und Feindschaft, besonders gegen die Gesunden erfüllte sie. Mancherorts waren diese Bettler nicht nur wegen der An-

steckungsgefahr, sondern auch wegen der moralischen Verworfenheit wie die Hölle gefürchtet.

Es ist bezeichnend für die tiefe Erfassung des Heilandswortes: was ihr dem Geringsten eurer Brüder getan habt, das habt ihr mir getan (Math. 25, 40), daß wenige Jahrzehnte nach den großen Christenverfolgungen sowohl im Morgenland als im Abendland Häuser errichtet wurden für die Kranken und Armen, und daß diese ersten Häuser gerade den ärmsten Kranken, den Aussätzigen, zur Aufnahme dienten. Man hat schon dem Mittelalter Gefühllosigkeit vorgeworfen gegen die Aussätzigen. Es wurde vorhin betont, daß man in unserer doch sehr humanen Zeit noch kein besseres Mittel kennt als die Aussonderung, und daß die Gesetze des Jahres 1904 von den Bestimmungen des Jahres 400 nur in den Worten verschieden sind. Man muß ferner beachten, daß doch gerade der Glaubensgeist des Mittelalters die in „Ihr Verzweiflung gegen Gott und die Menschen hadernden Kranken in gemeinsame Häuser aufnahm, sie verpflegte und so der irdischen Sorgen enthob. Eine Tagesordnung, die an das Ordensleben erinnert, wies die Kranken auf Schritt und Tritt auf das Jenseits hin. Gebet und Arbeit wechselten ab. Der Tag wurde begonnen mit der hl. Messe. Entsprechend den kirchlichen Tagzeiten waren bestimmte Gebete auf den Tag verteilt. (Vergl. die Hausordnung im „Spittel“ in Hechingen.) Der arme Lazarus, der, wie das Evangelium erzählt, „mit Geschwüren“ bedeckt“ vor der Tür des Reichen lag, aber nach seinem frommen Tode von den Engeln in Abrahams Schoß getragen wurde, war Vorbild und Patron der Leprosenhäuser. Ein Kreuz vor dem Haus erinnerte an das geduldige Ertragen der Krankheit, ein Priester — oft behaftet mit derselben Krankheit — sorgte für den Gottesdienst, der in der Kapelle oder Kirche des Hauses gehalten wurde. Zur Zeit des hl. Bonifatius sollten diese Kranken zum Empfang der hl. Sakramente erst dann die Kirche betreten, wenn alle Gesunden fertig waren. — Entgegen der weltlichen Gesetzgebung war die Ehe, auch wenn der eine Teil leproso wurde, unlösbar, was sicher für die Kranken in Bezug auf Pflege und Liebestätigkeit eine große Wohltat bedeutete.

Wie haben wir uns nun diese Leprosenhäuser zu denken? Nicht als große Paläste. Sie waren aus der Not geboren. Aus freier Liebestätigkeit gebaut und unterhalten. Von irgend einer Familie, einem Kloster, einer Stadtverwaltung, einer Adelsfamilie. Man hatte ja, wenigstens in den Städten, außer dem Leprosenhaus noch das Krankenspital zu versorgen. Das Leprosenspital, das die hl. Elisabeth in Marburg außerhalb der Stadtmauer erbaute, wird daher auch bezeichnet als ein „bescheidenes Häuschen aus Lehm und Holz.“ Als vom 12. Jahrhundert an der Ausschlag Volkskrankheit wurde, entstanden überall Siechenhäuser, die, wenn die Krankheit erloschen war, anderen Zwecken zur Verfügung gestellt wurden.

Am 1. September 1383 gedenken Hermann v. Lustnau, Bürger zu Reutlingen, und seine Frau Haetz ihres Sohnes Sibolt, „der von Gottes Verhängnis ein veltsiecher Mann ist und sin Wohnung hat bi den armen veltsiechen Lut zu Rutlingen in dem Hus bi Sant Peters Kirchhoff“. In Ulm gab es Anfang des 16. Jahrhunderts 7 Sondersieche. 1619 heißt es von Melchior Rackh von Nusplingen, O.-A. Spaichingen, 18 Jahre alt, er habe eine Haut gehabt wie eine eichene Rinde und sei ganz für leproso gehalten worden. 1620: Jerg Strauß von Scheer ist ganz leproso und reverenter ritzig gevest. In Rottweil bestand schon 1289 das „Haus der Armen im Feld“. In Ehingen war von 1343 ein Leprosenhaus zur hl. Katharina; das in Tuttlingen wurde 1818 als baufällig abgerochen. In Balingen wurde 1357 eine Stiftung gemacht zur Sondersiechenpflege. Die Siechenkapelle steht noch an der Straße gegen Hechingen. Das Innere dieses gotischen Baues zeigt Reste eines Gemäldes der Gefangennehmung Jesu. Von Hechingen verzeichnet um 1486 ein Lagerbuch, der sogen. Gutleuthausrodel „die ewigen und jährlichen zins und gült der armen lütt am Feld zu Hächingen.“ 1592 wurden die Aussätzigen nicht mehr, wie in der Landesordnung von 1557 bestimmt, nach Tübingen, sondern für die doctores gen Rottweil verwiesen (Egler, Chronik). Das einstige Siechenhaus, jetzige „Klösterle“, stand nach dem Stich von Merian ganz vereinsamt zwischen der Stadt und St. Lutzen. In Sigmaringen bestimmte die Stadtverordnung von 1623, daß der Ausschlagverdächtige nach Ueberlingen „oder in andere nah gelegenhaith“ geschickt werde. Das Haigerlocher Siechenhaus stand da, wo heute die Fabrik Karlstal ist. Patronin der Kapelle war die hl. Veronika. Welch ein Trost für die entstellten Kranken: der Heiland war selbst voll Blut und Wunden!

Nikolaus Maier.

Das Siechenhaus in Kaiseringen

Auf das Siechenhaus in Kaiseringen soll noch näher eingegangen werden. Die Nachrichten sind sehr spärlich, die Urkunden erst aus einer Zeit, als der Aussatz nicht mehr Volkskrankheit war, sondern selten vorkam. Die Ueberlieferung nennt noch heute die Kaiseringer Seite des Gaisentales, an dem Wege Kaiseringen—Frohnstetten „Siechenhalde“. Und als man gegenüber vor einigen Jahrzehnten den alten Weg über der Treppe verbesserte, fand man bei den Grabungen menschliche Skelette — vielleicht war hier die meist beim Spital angelegte Grablage der Siechen. (Derartige Funde wurden allerdings außer in Kaiseringen auch an anderen Orten gemacht.) Die Ottilienkapelle am Weg war vielleicht die Siechenkapelle. Ueberwölbt bis 1925, wurde sie wegen Baufälligkeit abgebrochen und in derselben Größe wieder erstellt. Bei dieser Gelegenheit fand man im Felsen eine Nische, in der die aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende Statue der hl. Ottilie zur Aufstellung kam. Es war sicher ihr ursprünglicher Platz. Von dieser Heiligen, gestorben 720, erzählt die Legende, eines Tages sei ein Aussätziger vor dem Kloster erschienen, in dem sie lebte. So widerlich war der Geruch, der von dem Kranken ausging, daß niemand es in seiner Nähe aushalten konnte. Sie aber umarmte den Kranken und pflegte ihn gesund. Vor diesem Heiligenbild mag mancher Aussatzkranke gebetet haben um Wiedererlangung seiner Gesundheit. Heute wird die Kapelle besucht besonders von solchen, welche ein Augenleiden haben.

Wenn im 15. oder 16. Jahrhundert schon ein Siechenhaus hier war, dann offenbar nur für die Kranken des Ortes Kaiseringen. Im Urbar der Pfarrei Staßberg von 1504 heißt es nämlich: „Uderm Vosenboch by dem Kurtzen Bild Stocklin: es geht der Weg von Stetten zum kalten Markt auf Eestetten vor durch Ebinger Schutz und Bann: 2 Juchart ob dem Bildhußlin hinter der Seychen-Cappel.“ Unterm Fassenboch stand bis vor 70 Jahren ein Bildstöcklein unweit der Lenzenhütte (Glashütterhof). Hier oben also war eine Siechenkapelle und dabei doch offenbar die Behausung der Feldsiechen. Ob das jetzt verschwundene Glöcklein auf dem einstigen Glashütterhof, das im Winter bei Nebel und tiefem Schnee am Abend für einsame Wanderer geläutet wurde, von den Straßberger „Feldsiechen“ erzählen könnte? (Gefl. Mitteilung des verstorbenen Hauptlehrers Barth-Straßberg.) Straßberg hatte also anscheinend sein eigenes Siechenhaus. Vielleicht die übrigen Ortschaften der Herrschaft ebenfalls. Es wird allüberall armselig genug ausgesehen haben.

So entschloß sich der mildtätige, kinderlose Junker Georg Dietrich v. Westerstetten für die „Armen Leute“ gemeinsam zu sorgen. Kaiseringen erschien ihm offenbar als der geeignetste Ort. „Aus sonderlichen Ursachen und getragenen obrigkeitlichem Mitleid“ läßt er 1619 den armen „Sondersiechen“ eine neue Behausung bauen und stiftet 800 fl. zum Unterhalt des Hauses. Es sollen 4 arme Sondersieche darin Wohnung nehmen, 2 von Lautlingen und Margrethausen, je 1 von Straßberg und 1 von Frohnstetten, Kaiseringen und der oben gen. Glashütte. (Das zusammen bildete dazumal die Herrschaft des Westerstetten.) Am 30. Sept. 1619 legiert er weitere 500 fl. für seine Untertanen. Von deren Zinsen sollen 2 fl. für die Hausarmen in Kaiseringen, 3 fl. für das Siechenhaus daselbst gegeben werden, obwohl die Untertanen von Straßberg, Kaiseringen und Frohnstetten — wie es in einem Schreiben von 1627 heißt, wegen ihres Ungehorsams der Wohltat nicht würdig seien. 1625 war nämlich Georg Dietrich gestorben. Die Fürsten von Buchau hatten diese drei Ortschaften wieder an sich genommen, ganz gegen den Willen der Gemahlin des Verstorbenen, Barbara von Staufenberg, die nun in Lautlingen lebte.

Was sollte nun aus der jungen Stiftung werden, nachdem die Ortschaften politisch getrennt waren und die Fürstin von Buchau und Barbara von Westerstetten geb. von Staufenberg miteinander Prozeß führten? Es bestand bei der Witwe des Stifters Besorgnis, daß der Wille desselben nicht durchgeführt und die Untertanen von Lautlingen und Margrethausen in ihren Rechten geschädigt würden. Das um so mehr, als die Fürstin das Siechenhaus nach Buchau transferieren wollte. Deshalb bestimmte Barbara von Westerstetten, daß die Stiftung unverändert bleiben müsse. Werde das Siechenhaus nach Buchau verlegt, dann sollen die 400 fl. für Lautlingen und Margrethausen an diese Gemeinde zurückfallen. (Gefl. Mitteilungen des Pfarrers Pfeffer aus dem Archiv von Lautlingen.) Das ist beides geschehen, wenn ich auch nicht erfahren konnte, wann es geschah. In der Leprosen-Rechnung 1715—36 (es ist nur ein Faszikel von 1699—1740 vorhanden) schreibt Obervogt Hiller: „Ausgab

geldt auf Erpau und erhaltung eines Siechenhauses: ob zwar Von Westerstättschen Zeiten her ein schlechtes: Pausfälliges Siechenhaus vorhanden gewesen, So war es beschaffen, daß man muettmaßlich kein Kosten darauf wenden Können sond müessen zusamben fallen lassen, von welcher Zeith her denn immer es derbey geblieben, hingegen dergleichen Leuthe nachher Capel (bei Buchau) in selbiges Siechenhaus verordnet worden. Not: Der Platz hierzu ist in dem Thal zwischen St. Ottilien Capel—Kaysringen und der Frohnstetter Halden allwo das Wasser gehen schaden zu thuen pflegt, vnd bey einstmahlig aufrichtung eines Hauses darauf zu gedenken ist.“

Wir erfuhren schon von 1627, daß die Fürstin sich mit dem Gedanken trug, wohl aus Billigkeitsgründen, das Siechenhaus zu verlegen. Der lang dauernde Prozeß der Familie Staufenberg gegen Buchau mag seinen Teil beigetragen haben, daß die Stiftung der Westerstetter (das „neue“ Haus) vernachlässigt wurde. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen Verwüstungen, die auch in der Straßberger Herrschaft heftig auftretende Pest, vielleicht auch die vorerwähnten Wasserschäden mögen mitgeholfen haben, daß das Haus eingefallen ist. Einen Hauptgrund, der die Verlegung der Anstalt eigentlich erst ermöglichte, nennt uns die „Armenleut- oder Sondersiechen“-Rechnung 1699: es haben sich von sehr langen Jahren her, — Gott Lob! — dergleichen „Arme Leuth oder Siechen“ in der Herrschaft Straßberg nicht mehr befunden. Daher sei die Behausung in völligen Abgang gekommen, auch die Zinsen und Gefälle seien bei den unruhigen Kriegszeiten nicht mehr eingefordert worden. Die Ausstände seien trotz Milderungen durch die Fürstin schlecht ein. Besonders zeigte sich „der Fleckhen“ Straßberg säumig in Zinsung eines von der Siechenpflege im Jahre 1700 aufgenommenen Kapitals von 100 fl. „Wider alles Versprechen“ zahlte die Gemeinde von 1710—1726 nichts. Der Obervogt ließ durch den Vogt Johann Mey, Schmid mahnen. „Es waren aber gleich einige mit ihren vorbrüchigen Müüllern dem Vogt mit der Ohnmöglichkeit yber daß Maull gefahren“, schreibt der Obervogt. Da die Unterhaltungskosten bei den wenigen Krankheitsfällen gering waren, wuchs das Kapital allmählich an. Um 1700 betrug es 248 fl. und 60 fl. Zinsen. 1740 brachte es der rührige Obervogt Hiller infolge guter Wirtschaft auf 711 fl.

Einzelheiten über Kranke usw. sind selten in den Rechnungen zu finden. Die Allerheiligenrechnung 1618 hat die Notiz: Der Leprosen Bader Werthgeld 4 fl. den armen Leuthe zue Kaysringen 8 fl.“ Ein Jahr früher, 1617, also vor der Stiftung, heißt es: „wegen dem Söchha Bad bishero bezahlt 2 fl.“ Hatte man ein Bad für die Siechen errichtet und als Verwalter des neuzubauenden Hauses einen Bader beauftragt. 1625 wird der Tod eines Mädchens aus dem Siechenhaus Kaiseringen in das Sterberegister eingetragen.

In der Rechnung von 1700 erfahren wir über die gebräuchliche Lepraschau:

„Item dem Barbierer zu Harthausen, als Er den siechen buben Hanns Sauter ersimohl besichtigt geben 20 kr. H Medic Steinmann in Riedling von Visitierung dieses Bueben, d. Sopha (Sophie Ganser) vndt ihres Kindes 12 fl. Den beiden geschworenen Chyrurgys von ieder person 3 fl. . . . 9 fl. Diese Siechen als sie auf Riedlingen zu der Beschau geschickt worden, sambt bei sich gehabt 2 Zeugen, Hanns Müllern und Hanns Molchen auf den Weg Zöhrung geben 3 fl. 15 kr.“

Item denen Siechen als sie auf Buchaw geführt worden Zöhrung mitgeben 2 fl.

Item Hanns Honner vndt Hanns Jacob Geizern die Arme Leuth sambt ihrer Hausrath auf Buchaw zu führen, accordierter Fuhrlohn bezahlt 6 fl.

Item wevl sie zu buchaw stilligen müssen hat ihnen Furrleuth H. Verwalter weiters gegeben so von hieraus wid ersezt worden 2 fl.

Hanns Müllern des Er mit schreiben wegen der siechen von Riedlingen aus auf buchaw ganßen böttelohn 32 kr.

Hanns Sautern dem Leprosenbueben als er tödlich erkrankhet vndt buch nachmahlen gestorben, zu bessern seiner pflegung nach Cappel überschickt 3 fl.“

Die Sophie Ganser lebte noch in Buchau 1710 und wurde von der Fürstin „mit Cösten und reichlich Allmuseen“ versorgt. Diese hatte dazu eine Verpflichtung infolge des Biberacher Vertrags mit den Westersstätter Erben. Von der Kaiseringer Siechenpflege wurde jährlich eine bestimmte Summe nach Buchau entrichtet, meist 17 fl. In der Rechnung 1721—1726 wird der Tod eines Hanns Jörg Langenstein im Siechenhaus Buchau vermerkt.

Damit sind die Nachrichten über das Siechenhaus und die Sיעuenpflege der Herrschaft Straßberg erschöpft. Hatte das Siechenhaus als solches auch einen kurzen Bestand, für die Kranken wurde sicher von da an viel gesorgt. Zwei andere Stiftungen des letzten Westerstetters aber leben weiter: die Pfarrkirche in Frohnstetten mit ihrem Turm, der herabgrüßt

ins Schmeiental und die große Glocke in Straßberg, die des Stifters Wappen trägt und deren Töne sich oft treffen mit dem Glockenklang von Frohnstetten über Kaiseringen, das ebenfalls ein Zeichen des gläubigen Sinnes dieses wirklich edlen Mannes erfahren durfte.

Nikolaus Maier.

Wie Deutstetten zum Wallfahrtsort wurde

Vor mehreren hundert Jahren hatte einst ein strenger Winter die ganze Gegend mit mächtiger Schneedecke überzogen. Nachdem diese längere Zeit in hohen Schichten die Erde bedeckt gehalten, trat auf einmal Tauwetter ein mit starkem Regen. Dadurch wurde die Schneemasse in weniger als 24 Stunden zu Wasser aufgelöst. Wilde, trübschäumende Fluten überschwemmten in unglaublich kurzer Zeit mit schrecklichem Getöse alle Niederungen und Täler und waren bald auch in den größten Teil der Stadt Veringen eingedrungen.

Der Stadtmagistrat war gerade auf dem Rathause versammelt, um zu beraten wegen der Deutstetter Kirche. Es handelte sich nämlich darum, wie es anzugehen sei, um die in der Stadt gelegene St.-Nikolaus-Kirche anstatt der Deutstetter zur Pfarrkirche zu erheben.

Der Schultheiß machte den Vorschlag, man solle beantragen, daß die Deutstetter Kirche entweiht und zur Verwendung für weltliche Zwecke verkauft werde. Als er gerade im Begriff war, eine „Umfrag“ darüber zu tun, da trat auf einmal in hastiger Eile der alte Ratsdiener Walz Hellmann in den Saal ein und verkündete der Versammlung, daß „ein Guß und groß Wasser“ im Anzuge sei und der Markt und die hinteren Gassen schon unter Wasser stehen. Weil es ohnedies schon Abend sei, meinte er, sollten die „Ehrsamten und Weisen“ ihre Sitzung für heute aufheben und die nötigen Vorsichtsmaßregeln veranstalten: denn der große Schnee könne diesmal wohl einen außergewöhnlich hohen Wasserstand erzeugen.

Einige der anwesenden Ratsherrn erhoben sich von ihren Sitzen, um sich durch die Fenster hinaus von der Wahrheit der überbrachten Nachrichten zu überzeugen. Da sie aber die Sache jetzt noch für geringfügig ansahen und nicht vermuteten, daß es schnell viel schlimmer werden könne, äußerten sie sich dem Büttel gegenüber mit gleichgültiger Miene, es werde so gefährlich nicht werden und nahmen die Verhandlungen wieder auf.

Der arme Hellmann mußte aber schon bis an die Knie im eisigen Schneewasser waten, um die Tore zu erreichen, und vermochte durch das Gedränge der fliehenden Haustiere, die eilends der Höhe des Schloßberges zugetrieben wurden, kaum durchzukommen. In die unteren Stockwerke, in Ställe und Scheunen der niedrig gelegenen Häuser war nämlich die Flut schon eingedrungen und deshalb der Auszug auch schon allgemein im Gange. In allen Gassen herrschte ängstliches Lärmen und Treiben. Das Angstgeschrei der Menschen und Tiere, die sich durch das immer höher steigende Wasser hindurcharbeiteten, drang auch bald zum versammelten Stadtrat hinauf und unterbrach aufs neue die wieder begonnenen Reden, wie es der Ratsdiener beim Fortgehen vorausgesagt hatte. Der Schultheiß mußte, noch ehe man sich zu einem Beschluß geeint hatte, die Sitzung aufheben, und alle wollten sich entfernen, um nach ihren Wohnungen und Hausangehörigen zu sehen. Als aber die Vordersten in der Abenddämmerung noch nicht drei Vierteile der Rathausstiege passiert waren, tappten sie schon ins Wasser, so hoch war es in rasender Eile gestiegen. Einige wagten sich nach kurzem Besinnen vorwärts, mußte aber stellenweise oft so tief hinein, daß ihnen die Wogen bis an die Brust reichten. Nur mit Lebensgefahr konnten sie in ihre Häuser kommen. Die übrigen gingen wieder in den Saal zurück und hofften, mittels eines Schiffes von ihrer peinlichen Gefangenschaft befreit zu werden; allein vergeblich warteten sie auf die Herbeischaffung eines solchen. Das Zeitglas war schon zweimal abgelaufen und der ganze untere Stock des Rathauses inzwischen fast mit Wasser gefüllt worden. Von verschiedenen Seiten hörte man fortwährend Lärmen, Schreien und Hilferufen. Eine rabenschwarze Nacht mit brausendem Sturmwinde und niederprasselndem Regen hatte die Lage noch schauerlicher gemacht. Selbst die Beherztesten begannen zu fürchten und zu zagen.

Auf einmal hörte man ein dumpfes Gekrache und Plätschern im Wasser. Gleich darauf wirbelte die große Lärntrommel vom Junglistor (oberen Tor) her, worauf der Ruf des Torwarts verkündete, daß ein vom Wasser hergeführter Balken das Tor eingestoßen habe. Ein allgemeiner Schrei des Schreckens und der Bestürzung war die Antwort. Das Müh-

lentor (untere Tor) vermochte der andringenden Gewalt des entfesselten Elements nun ebenfalls nicht länger mehr zu widerstehen. Mit mächtigem Gekrache wich auch dieses aus Fugen und Angeln, und triumphierend wogten, vom heulenden Sturm getrieben, die schäumenden Wellen gleich einem mächtigen Strome über den Marktplatz dahin. Das Wehegeschrei und Hilferufen der geängstigten Einwohner erscholl in herzerreißender Weise.

Das alte, morsche Rathausgebäude aber, in dem der größere Teil des Magistrats noch in Furcht und Zittern versammelt war, erhielt einen so gewaltigen Stoß, daß es in seinen Grundfesten erbebt und bis oben mächtig erschüttert wurde. Die Fenster klirrten, die Türen des Saales sprangen weit auf, Tische, Bänke wankten, und das an der Wand hängende große Richtschwert stürzte samt dem Richtstabe rasselnd auf den Boden.

„Heilige Muttergottes, bitt für uns!“ rief der in fürchterlicher Bestürzung auf die Knie niedersinkende Schultheiß, indem er ein von der Wand fallendes Bild der Muttergottes krampfhaft erfaßte. „Bitte für uns!“ antwortete der Chor der von Schrecken halbbetäubten Räte, die sich gleichfalls unwillkürlich auf die Knie niedergeworfen hatten.

Not lehrt beten! Alle glaubten, in wenigen Augenblicken unter den Trümmern des einstürzenden Gebäudes im Wasser ein schauerliches Grab zu finden, und erwarteten, sich dem Allmächtigen empfehlend, ihr unabänderliches Schicksal.

Merkle Töschelmann, ein ehrwürdiger Alter, der immer gegen die „Beraubung“ der Deutstetter Kirche und besonders heute wieder gegen ihre Aufhebung gesprochen hatte, wagte zuerst zu reden: „Gewiß“, sagte er, „haben wir durch unser frevelhaftes Unterfangen das fürchterlich drohende Unglück als ein Strafgericht des gerechten Himmels über uns und unsere Stadt gebracht. Unsere frommen Altvorderen stifteten diese Kirche zur Vermehrung der Ehre und des Lobes Gottes, wir aber wollen Kirche und Gottesdienst vermindern und damit die fromme Absicht unserer Väter vereiteln. Dadurch machen wir uns schwerer Sünde gegen Gott und unsere frommen Vorfahren schuldig. Wir wollen ablassen von solch unrechtem Beginnen, und der Barmherzige wird seine angedrohten Strafgerichte zurückziehen. Jetzt, in diesem Augenblicke, ehe wir uns erheben, wollen wir feierlich versprechen, die Deutstetter Kirche nie mehr anzutasten, sie vielmehr zur Ehre Gottes für uns und unsere Nachkommen zu erhalten!“ — Die eindringlichen Worte, der feierliche Ernst, mit dem sie gesprochen wurden, in Verbindung mit der gefährlichen Lage ließen keinen Widerspruch aufkommen.

Töschelmann forderte noch auf, sich in stiller Andacht an die Muttergottes zu wenden, damit durch ihre vielvermögende Fürsprache die furchtbare Gefahr von ihnen und der Stadt entfernt werde. Der Schultheiß aber fügte hinzu: „Wenn wir dieses Mal ohne großes Unglück davonkommen, wollen wir zur Ehre Gottes und seiner gebenedeiten Mutter eine Prozession nach Deutstetten veranstalten und daselbst einen feierlichen Danksagungsgottesdienst halten!“

„Das wollen wir, das geloben wir!“ erwiderten in heiligem Ernst die Räte alle einstimmig. —

Die Schreckensnacht war vorüber. Man hatte weder das Leben eines Menschen noch einen größeren Unfall zu beklagen. Als die ehrsamten Räte zum Gassentor hinaus gegen Deutstetten kamen, erblickten sie zu ihrer größten Verwunderung neben der unteren Kirchhofmauer ein ziemlich großes geschnitztes Bild der Schmerzhafte Muttergottes, das auf einer Diele stand und in lieblicher Farbenpracht in den Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzte. Merkle Töschelmann, der fromme Alte, der erst kniend ein Ave dabei betete, sprach hernach in frommer Rührung: „Ganz sicher glaube ich, daß durch die Fürbitte der Seligsten Jungfrau das schrecklich drohende Unglück wunderbarerweise von unserer Stadt abgewendet worden ist. Ebenso gewiß glaube ich auch, daß dieses Bild nicht durch Zufall gerade bei dieser verlassen Kirche stehen geblieben ist, die wir gestern vollends dem Untergang preisgeben wollten. Die Himmelskönigin selbst scheint vielmehr mittels des Bildes diese Kirche als Gnadenort zu erwählen, als einen Sitz, an dem sie künftig in ganz besonderer Weise die Trösterin der Betrüben, das Heil der Kranken, die Zuflucht der Sünder sein will.“ Gustav Hebeisen.

Gott will es

Es war im Spätherbst des Jahres 1146. Goldiger Sonnenschein flutete über das hügelige Land und die tiefen Moore der Gegend vom Ostrachtale. Falb hing das Laub an den Bäumen, beim leisesten Windhauche trennte es sich vom Zweige und sank lautlos zur Erde. Eingeschmiegt zwischen die Hügel, die zum Teil noch mit uralten Buchen bestanden waren, lag das Pfarrdorf Ostrach, kleiner als heute und doch, weil an zwei Heerstraßen liegend, welche die Verbindung von Bodensee und Donautal und von Tuttlingen und Biberach vermittelten, nicht ohne Bedeutung. Auf kleiner Anhöhe in der Nähe des Baches stand die Pfarrkirche, dem hl. Pankratius geweiht. Einst vom Kloster St. Gallen erbaut und im Gebrauche seit 851, sah man der Kirche, da sie mit ihrem hohen Dache aus Schindeln weit über die umliegenden Häuser emporrage, wohl an, daß mancher Sturm über sie hinweggebraust war.

Heute, Sonntag war es, zeigte sich auf allen Straßen Leben und Bewegung. Es war eine aufgeregte Zeit, voller Begeisterung und Opferwilligkeit. Was suchten denn die Scharen heute im alten Kirchlein? Sie alle waren erschienen, vom Hochadel der Werdenberg und Königsegg, vom niederen Adel die Herren von Magenbuch, Ostrach, Burgweiler, Bittelschieß u. a., dazu große Scharen von Hörigen, jedes Alter war vertreten. Die Kunde, daß drunten im Rheintale in Speyer der große, schon damals von der Menge als Heiliger verehrte Bernhard durch die Macht seiner Rede den Staufenkaiser Konrad III. bewogen hatte, das Kreuz zu nehmen, war auch in die stillen Täler Oberschwabens gedrungen.

Heute sollte ein berühmter Prediger aus dem gleichen Orden der Zisterzienser aus dem vor zwölf Jahren gegründeten Kloster Salem hier im Auftrage von Papst und Kaiser den Kreuzzug predigen, sollte in Oberschwaben möglichst viele begeistern, Heimat und Vaterland zu verlassen, um im fernen Osten das eroberte Heilige Land gegen die drohende Türkengefahr schirmen zu helfen. Die große, von Abtötung und Bußeifer zeugende Gestalt des grauen Mönches betritt die Kanzel. Tiefste Stille. In den Händen des berühmten Redners sehen wir hoherhoben das Kreuz. Nicht umsonst ist der Pater zu seinem großen Lehrer in Clugny in die Schule gegangen. Wie sprudelnder frischer Bergquell entströmen die Worte seinen beredeten Lippen. „Du, o kleiner sterblicher Mensch, willst dich deinem Schöpfer nicht völlig ergeben, dich halten Familie und Hof in der Heimat zurück! Was hat dein Heiland dir getan, verließ er nicht die ewigen Räume des Himmels und wurde ein armes Kind in der Wiege im Stalle! Du willst nicht die Lasten und Mühen des Zuges übernehmen, und dein Heiland ertrug alle Leiden und starb am Kreuzholze. Gott! für dich, Sünder: Du, christlicher Mann, führe die Waffen, du, christlicher Jüngling und Greis, besuche die Stätten, wo Christus gestorben ist; du, christliche Frau, ziehe mit, nimm auch die Kinder mit und seid eine betende Armee bei der streifenden! Dann kann Gottes Segen nicht fehlen. Das Heilige Land ist ja bereits von den Christen erobert, die Wege sind geebnet und geschützt!“

Mächtig war die Wirkung dieser Worte. In großen Scharen hefteten sie das rote Kreuz auf Brust und Achsel. Aus allen Ständen und Lebensaltern meldeten sie sich. Auch die Sammlung in Geld und Naturalien gab reichen Ertrag, „zwölf Goldgulden“, meldet uns heute noch das Pergament aus jener Zeit.

Im Laufe des Winters herrschte nun überall regste Tätigkeit. Es galt, die Waffen zu schmieden und zu schärfen, Harnische aus Ringen und Eisenplättchen zusammenschweißen, große schwere Wagen zu bauen, Vorräte an Kleidern, Teppichen und Lebensmitteln zu sammeln.

Der Winter ist vergangen; die Frühlingssonne bescheint die Fluren. Schon seit einigen Wochen ziehen von Süden, von Ueberningen her und vom Schwarzwalde Scaren von Kreuzfahrern durch, Biberach und Ulm zu.

Heute gilt es, im Ostrachtale Abschied zu nehmen. Noch einmal sammeln sich alle im Gotteshause, sie treten zum Tische des Herrn und empfangen den letzten Segen des greisen Pfarrers.

Jetzt geht es hinaus auf der Landstraße in langem, wohlgeordneten Zuge. Voran reitet der Ritter als Anführer, an seiner Lanze ein Fähnlein mit rotem Kreuze. Mutig steigt sein Rappe in die Höhe. Aber sicher sitzt der Ritter im hohen Sattel, der mit starker Rücklehne versehen ist. Andere Ritter folgen. Schwere Wagen mit starken, breiten Rädern, mit weißem Segeltuche bedeckt, schwanken dahin. In diesen sitzen Greise, Frauen und Kinder, Schwerbewaffnete Fuß-

gänger schreiten rüstig neben den Wagen. Buckel und Ränder der Schilde glänzen wie Gold, die Lanzen spitzen wie Silber im Sonnenscheine. Ein Rückschauen, ein Abschiedswinken! Tränen in den Augen; dann ein entschlossenes „Mit Gott“, und vorwärts geht's!

So ziehen sie durch die Stadt Ulm. In Regensburg ist große Heerschau durch den Kaiser Konrad III. 70 000 Schwerbewaffnete zählt der Zug.

Immer weiter und weiter geht es. Noch sind sie im christlichen Lande. Aber schon erhebt die Sorge sich. Die Griechen sind unmutig über die Lateiner. Sie schließen die Tore ihrer Städte und verweigern ihnen Nahrung und Kleidung. Doch unverdrossen weiter. Asiens Küste ist erreicht. Aber jetzt beginnen erst die Drangsale. Die bekannte Heeresstraße ist überfüllt und in schlechtem Zustande.

Da naht ein Händler in vornehmem Gewande. Auf seine morgenländische Kleidung hat er das lateinische Kreuz geheftet. Mit schmeichelnden Worten verspricht er den biederen Schwaben, sie gegen bescheidenes Entgelt einen besseren Weg zu führen, der bequemer, bedeutend näher und sicher vom Feinde ist. Beglückt, einen so kundigen Führer gefunden zu haben, folgen ihm die Kreuzfahrer. Anfangs ging es gut. Aber bald wurde es immer bedenklicher. Immerfort geht es in glühender Hitze. Auf einmal hört die Straße auf. Die Kreuzfahrer sind mitten in der Wüste. Blendend strahlt die Sonne, glühend brennt der tiefe, gelbe Sand. Kein Gräslein zeigt sich mehr. Doch weiter und immer weiter. Der Führer mit dem Kreuzabzeichen ist spurlos verschwunden. Da nahen auf ihren schnellen Pferden die Feinde, ohne Panzer, nur mit schneeweißem Mantel bekleidet; sie schießen ihre vergifteten Pfeile ab, und mit Windeseile reiten sie davon. Die schwerbewaffneten Reiter können ihnen nicht folgen. Ein noch grimmiger Feind hat sich in die Reihe der Kreuzfahrer geschlichen. Es ist der brennende Durst, immer stärker und unbezwinglicher. Müde und kraftlos bewegt sich der Zug.

Da vorn im Zuge ein Jauchzer voller Lust. Hart an der Grenze, wo Wüstensand und Felsen sich begegnen, zeigt sich eine starke Quelle, die bald zu einem Teiche hinabströmt. Wie sich da die Durstigen laben, welche Wonne ist es, wieder den fast vertrockneten Gaumen zu befeuchten. Da können auch die vielen Kranken Labung finden, in ihrem Fieber mit Wasser erquickt werden. Frischer geht der Zug weiter!

Aber nicht lange. und das Fieber wird allgemeiner und heftiger. Der Weg wird steinig, bald sind sie in einer Talmulde, rings von Felsen eingeschlossen. Da wird Rasttag gehalten. Aber immer unheimlicher wird das Fieber. rasch folgt der Tod. Es sterben Jünglinge und Greise, Frauen und Kinder. Aber noch schlimmer wird das Leid! Am frühen Morgen findet der Krankwärter einen Mann mit hohem Fieber. Furchtbare Schmerzen in den Eingeweiden: der Körper schwillt an; unter Zuckungen tritt der Tod ein. Der ganze Leichnam wird schwarz und verbreitet einen unheimlichen Geruch. Der schlimmste Feind ist im Lager, die Pest, der „Schwarze Tod“. Rasch erfolgen jetzt Ansteckung, Fieber und Tod, niemand kann mehr an Verpflegung und Begraben denken! Auf den umschließenden Höhen zeigt sich hohnlachend der Feind, bei ihm der Grieche mit dem roten Kreuze! Noch wenige Tage, und alles Leben ist in dem engen Talkessel erloschen. Um die Leichen schleicht die Hyäne, aber selbst diese wagt sich nicht an die dort Ruhenden. Der Abend senkt sich nieder. Auf den Purpurwolken zeigt sich ein Bild, wie wenn ein Engel vom Himmel nieder-schwebe und auf die Toten eine glänzende Palme breite, die Palme des Sieges, des Martyriums!

Zum Hauptheere Konrads kam bald Kunde von dem Ende dieses schwäbischen Heeresteiles. Auch bei ihm herrschten Krankheiten; vor der drohenden Gefahr des „Schwarzen Todes“ zog er zurück in seine schwäbische Heimat.

Bei dem irreführten Heeresteile waren nur wenige aus der Ostracher Gegend. Die meisten kehrten glücklich mit dem Hauptheere in die Heimat zurück. Zum Danke für die Errettung und zum Andenken an die fern von der Heimat Verstorbenen wurde beschlossen, an Stelle der alten Kirche eine neue im neuen Stile, dem gotischen, zu bauen. Bald wurde der Plan ausgeführt, und noch heute zeugen ein Chorbogen und ein Sakramentshäuschen aus Sandstein von der Dankbarkeit, dem Glaubenseifer und dem Kunstsinn jener großen Zeit.

Otto Abt.

Die Blümlein von Seevis

Im Prättigau des Bündnerlandes war man den Winter leid geworden. Berge und Abhänge hatten schon ihre schönen weißen Winterhauben abgetan und schauten nun sehnsüchtig nach dem lieben Frühling aus, damit er sie wieder mit Blumen und frischem Grün schmücke. Aber es brausten noch öfters kalte Windstöße durch das Tal, und der dort jetzt über die Wiesen gegangen kam, das war auch nicht der Frühling. Er trug ein armes, braunes Kleid, von einem groben Strick zusammengehalten. Das Antlitz war herb und versteckte sich fast ganz unter einem struppigen Bart; über den Kopf aber hatte er eine lange, spitze Kapuze gezogen. Wie er so barfuß über den wintergrauen Rasen schritt, bemerkten ihn einige kleine Blumen, die sich herausgewagt hatten. Sie sahen ihm auch gleich an, daß er trotz seiner geringen Kleidung doch nicht von so rauher Gesinnung sei wie jene Männer, die vor einigen Tagen mit Prügeln und frischen Hölzern aus dem Walde hier vorbeizogen. Sie hatten geschimpft und getobt und öfters einen Pater Fidelis genannt, der jetzt bald wiederkomme, und ihm alles Böse gewünscht. „Nach all diesem“, so meinten die Blümlein, „haben wir diesen Mann da vor uns.“ Aber wie sie in seine gütigen Augen blickten, überkam sie das Mitleid, und sie fürchteten, es möchte ihm dort unten in dem Ort Seevis ein Leid widerfahren. Seine ganze Erscheinung aber ließ sie an ein Märlein denken, das sich die Blumen an sonnigen Frühlingsabenden zu erzählen pflegten. Ein guter, frommer Mönch soll da einmal gelebt haben — es sind schon viele hundert Jahre her —, der habe gern in der Natur verweilt und sie oft singend und jubelnd durchzogen. Mit allen Geschöpfen habe er verstanden zu reden und nicht zuletzt auch mit den Blumen, und es sei das Begegnen mit dem heiligen Manne immer ein Ereignis für die ganze Blumenwelt gewesen. Und jetzt meinten die kleinen Blumen, jenen Mann vor sich zu haben oder doch wenigstens einen ähnlicher Gesinnung und gleichen Standes wie der heilige Franziskus, den sie nämlich da meinten. Zwar schaute der Pater Fidelis ganz traurig aus, aber er hatte gewiß auch ein tiefes Leid, und wenn die Männer von neulich ihre Drohungen ausführten, dann mußte ihm auch Schlimmes bevorstehen. Sie zitterten ordentlich und sahen ihn nur mit Bedauern scheidend, denn gern hätten sie ihn länger bei sich gesehen; vielleicht hätte er dann auch mit ihnen lieb und freundlich zu reden begonnen. Die Blümlein schwiegen jetzt und gingen ihren Gedanken nach.

Der Pater Fidelis verschwand gleich zwischen den ersten Häusern von Seevis. Er ging geradewegs in die Kirche und bestieg die Kanzel. Eindringlich, aber sanft und milde wie immer waren seine Worte, und doch begegnete sein Auge nur

bösen Blicken. Ketzerische Menschen hatten die sonst so guten Leute aufgewiegelt und verderbt. Früher hatten sie gern seinen Worten gelauscht, und viele hatten sich von ihrem falschen Glauben bekehrt, heute aber dachten sie daran, den Boten des wahren Glaubens zu töten. Eben erhob sich schon ein Lärmen vor der Kirche, man griff die Soldaten an, die den Pater beschützen wollten. Da stieg der Pater Fidelis von der Kanzel und kniete vor dem Altare nieder und betete innig um Kraft und Stärke, denn er ahnte seinen Tod. Doch um in der Kirche Blutvergießen zu verhindern, ging er zur Kirche hinaus und trat den Rückweg an. Da umringte ihn auch schon eine wilde Menge, begann zu toben und zu lärmen. Die Blümlein auf der Wiese hörten das Geschrei und schauten auf. So sahen sie den Mönch von heute morgen wiederkommen und freuten sich, ihn nun wiedersehen zu dürfen. Den ganzen Tag hatten sie an ihn denken müssen und waren fast der Meinung, einen Heiligen gesehen zu haben. Was aber wollten nur die bösen Männer bei ihm? Sie trugen alle neue Waffen, und einer von ihnen schrie gerade: „Schwöre ab deinem Glauben!“ Darauf erwiderte der Heilige nur leise, aber er kam nicht weit. Einer der rohen Menschen erhob seinen Sternkolben und schlug auf den Pater los, und gleich machte er sich nach. Bald war das grausame Werk vollbracht. Blutüberonnen und tot brach er auf der Wiese zusammen, während die Mörder sich entfernten.

Ganz entsetzt und geduckt hatten die kleinen Blumen den schrecklichen Vorgang wahrgenommen. Nun, da sie endlich aufblickten, sahen sie ihn liegen, den heiligen Mann, nach dem sie sich geseht hatten. Aber er sprach kein Wörtlein mehr, nur aus seinen offenen Augen strahlte noch ein freundliches, verklärtes Leuchten. Ehrfürchtig drängten die Blümlein sich heran. In ihren Kelchen schimmerte es feucht. Waren es noch Tautropfen vom Morgen oder Tränen des Mitleids? Die Gräser reckten und streckten sich, sie wollten der kostbaren Last ein weiches Lager sein. Die Blumen atmeten ihre schönsten Düfte aus und entfalteten alle verfügbare Pracht, um ihm Schmuck und Zierde zu leihen. Zwei Tage lang durften sie den teuren Leichnam behüten, aber in dieser Zeit wurde der Platz zu einem schwellenden Rasenteppich, zu einem großen Blumenbeet ringsum. Als man ihnen dann den herrlichen Schatz entführte, da begann ein Neigen und Nicken, ein Grüßen und Winken. Das war eine Freude, sie alle zu sehen in ihrer schönen Pracht; aber am herrlichsten leuchteten doch die roten Blümlein, die besprengt waren mit dem Blute eines Märtyrers, des heiligen Fidelis von Sigmaingen. Fr. Gratian Drößler, O.F.M.

Der Stubensandstein

In der Keuperlandschaft des hohenzollerischen Unterlandes werden an verschiedenen Stellen weiße und rötliche Stubensandsteine für Bauzwecke in Steinbrüchen gewonnen. Die beiderseitigen Höhenrücken des Starzeltales zwischen Stein und Rangendingen weisen 20—30 Meter dicke Lager dieses harten Gesteins auf. Bei vielen Kirchenbauten fand der Stubensandstein aus dieser Gegend immer wieder Verwendung. Der Sandstein besteht aus Quarzkörnern mit kalkigem Bindemittel.

In früheren Jahrzehnten benutzte jede Hausfrau den Sandstein im Haushalt, wovon er dann den Namen „Stubensandstein“ erhielt. Hausfrauen liebten auch damals einen sauberen Stubenboden. Am Samstag wurde der tannene Fußboden gründlich gereinigt. Wenn die Feuchtigkeit auf den Brettern aufgetrocknet war, freute sich die Putzerin an der weißlichen Farbe des Bodens. Um eine schnelle Verunreinigung zu verhindern, wurde feiner Sand auf Fußboden, Flur und Treppe gestreut. Schmutzige Schuhe kamen dann nicht so leicht in Berührung mit den Brettern. Am Sonntag wurde der Stubenboden von Sand freigehalten. Dagegen streute man wieder in den ersten Wochentagen Sand auf Boden und Treppe.

Um für den Winterbedarf genügend Sand zur Verfügung zu haben, holten die Kinder im Sommer kleinere Sandsteine. Mit Kennerblick suchten sie dabei solche Steine heraus, die weniger Quarzkörner, dagegen viel kalkige Bindemittel enthielten, weil diese Sandsteine leichter zu zerkleinern waren. Im Volksmund werden diese Steine heute noch „Fegsander“ genannt. Für Bauzwecke müssen diese wegen der geringen Haltbarkeit ausgeschieden werden. Zu Hause zerklopfen die Kinder die Steine in feinen Sand, siebten diesen und lager-

ten ihn in einer Kiste. Auch in der Küche fand der Sand zum Reinigen der Töpfe und Pfannen Verwendung. Mit einem feuchten Lappen und Sand wurde das Metall blank geschleift.

Feinster Stubensand fand beim Schreiben Verwendung. In einer Streusandbüchse bewahrte der Vater Sand auf. Nach Anfertigung eines Schriftstückes wurden die nassen Schriftzüge mit Sand überschüttet. Feine Sandteilchen oblieden dann an den feuchten Buchstaben hängen und verhinderten das Verwischen. An diese Verwendung erinnert heute noch das geflügelte Wort: „Fertig, ab und Sand darauf!“ Die Einführung der Löschblätter verdrängte den Streusand.

Der Sandmann trieb mit Stubensand Handel in entfernten Ortschaften. Mit einem eisernen Pflögel zerkleinerte er die Sandsteinbrocken, siebte den Sand und fuhr dann mit dem Sandwagen bis in die Albgemeinden. Sein werbendes Rufen: „Sand teil!“ wurde von den Hausfrauen nicht überhört.

Die Pulvermühle in Gammertingen

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges bestand in Gammertingen eine Pulver- und Walkmühle. Jakob Armbruster, Pulvermacher und Hans Traub und Michael Reiser sperrten im Dezember 1647 das damals niedrige Wasser der Lauchert ohne obrigkeitliche Genehmigung. Mit Holzwerk und Stroh stauten sie das Wasser, um ihr Handwerk weiter führen zu können. Sie hatten das Recht und die Pflicht, das Wuohr, welches das Wasser zur Pulvermühle leitete, zu unterhalten. Die Obrigkeit bestritt ihnen das Recht, das Wuohr nach Belieben zu erhöhen, da dadurch der Fischbestand zu leiden habe. Die Besitzer mußten das angebrachte Stauwerk wieder entfernen.

Der Klärestag im Schwabenland

Zum St. Hilariustag am 14. Januar von M. Walter

„Item soll man einen schulthaisen setzen vff S. Hilarijtag... vff obgemelten tag soll man das gericht besetzen wie von alters her“, so können wir lesen im Stadtrecht des einstigen Städtchens Nusplingen, im Tal der Oberen Bära, im heutigen Kreis Balingen. Im alten Dorfrodol von Bohlingen bei Radolfzell werden Weisungen gegeben, wie die Leute zu behandeln sind, welche „vff sanct Hylaryentag“ mit ihren Zinsen säumig werden. Im Fleckenbuch von Rangendingen in Hohenzollern wird wiederholt bestimmt, wer „auf Hillary“ zu zinsen oder etwas abzuliefern hat. Aus diesen drei Beispielen, die beliebig aus alten Aufzeichnungen aus drei Ländern des schwäbischen Raumes ausgewählt sind, geht hervor, daß in vergangenen Zeiten der Tag des hl. Hilarius, zuerst der 13., später der 14. Januar, ähnlich dem Jörgentag oder St. Michaeli oder dem Martinstag als Termitag galt und zwar häufig unter der Bezeichnung „Kläretag“. Der Name des Heiligen hat sich im Schwabenland in Glari, Gläri oder Kläre gewandelt, wie urkundliche Belege, aber auch Personennamen und Ortsbezeichnungen erkennen lassen. Im Urkundenbuch der Stadt Rottweil begegnen wir im 15. Jahrhundert öfters einem Junker Glerin von Hausen. In Bleichheim im Breisgau, dessen alter Kirchenpatron der hl. Hilarius war, wird im Jahre 1405 ein „sant Glerinsbrunnen“ genannt und in Ebnet bei Freiburg i. Br. spricht eine Urkunde vom Jahre 1477 vom „heiligen sant Clarien“. Mitunter ist die Tatsache, daß der St. Clerin der hl. Hilarius ist, in Vergessenheit geraten, so deutet das vorhin genannte Urkundenbuch der Stadt Rottweil den „sant Clerins tag“ als den Tag der hl. Klara, den 12. August.

Der hl. Hilarius war um die Mitte des 4. Jahrhunderts Bischof von Poitiers in Frankreich. Er starb im Jahre 367. Ein besonderer Umstand hat dazu beigetragen, daß sein Festtag zu einem wichtigen Gerichts-, Termin- und Brauchtag wurde, das ist seine Lage am Oktavtag von Dreikönig. Dieser Tag bezeichnet das eigentliche Ende der Weihnachtszeit und den Beginn der Fastnachtstage. Die zahlreichen Feiertage der letzten Wochen sind vorüber. Sie haben das ganze Sinnen und Trachten des Christenmenschen in Anspruch genommen. Von jetzt an muß er sich wieder mehr den weltlichen Dingen zuwenden und diese in Ordnung bringen. Zunächst galt es, die Verwaltung der Gemeinde im abgelaufenen Jahre zu überprüfen und für das neue Jahr zu regeln. Darum wurde am Tage des hl. Hilarius im Schwabenlande das Jahrgericht, der Schwör- und Rüttag, der Klärestag, abgehalten. Kreisrichter J. Cramer schildert in seinem wertvollen Buche: „Die Grafschaft Hohenzollern“ den Verlauf eines solchen Klärtages in der Stadt Hechingen. Alle Bürger der Stadt mußten an diesem Tage zum Jahrgericht

erscheinen. Wer nicht erschien oder zu spät kam, wurde bestraft. Zuerst wurde der Versammlung die Landesordnung vorgelesen, dann die neuen Bürger vereidigt und hernach jeder Bürger bei seinem Eide aufgefordert, alles mitzuteilen, was ihm im Laufe des Jahres Rügbares begegnete. Nachher legten alle Gemeindebeamten ihr Amt nieder, und man vereinigte sich zu einer gemeinsamen Suppe. Hernach wurden die Mitglieder des Stadtgerichts und einige andere städtischen Beamten gewählt und anschließend wieder eine Suppe genossen. Am anderen Tage erfolgt die Wahl der übrigen Gemeindebeamten, was abermals mit einer Suppe abgeschlossen wurde. Diese verschiedenen „Suppen“ kosteten die Stadt viel Geld; denn man kann sich denken, daß unter diesem Decknamen auch andere Dinge gegessen und auch reichlich getrunken wurde. So belief sich die Rechnung der Stadt Hechingen für die beiden Klärestage des Jahres 1685 auf 91 Gulden, wahrlich eine hübsche Summe, wenn man den Geldwert jener Tage bedenkt.

Ähnlich verlief der Klärestag auf dem Dorfe, wie wir den „Erinnerungen“ des Lehrers Stoll in Starzel im Killertal entnehmen. Auf solchen Dingtagen ging es manchmal recht stürmisch zu, besonders wann der Vogt die einzelnen Einnahmen- und Ausgabenposten auf die Schultafel schrieb. Da gab es viel Rügbares! Doch der Sturm legte sich meist sehr rasch, wenn der Vogt verkündete, daß nachher jeder Teilnehmer auf Kosten der Gemeinde in einer Wirtschaft des Dorfes zwölf Kreuzer verzehren dürfe. Als die Wahlen erledigt waren, nahmen Vogt und Gericht mit dem Pfarrer und Lehrer ein „gerichtliche Zehrung“ ein. Daß dabei gut und tüchtig „gezehrt“ wurde, das zeigt noch manch alte Rechnung auf den Rathäusern, oft die einzigen Zeugen der Klärestage, die in vielen Orten bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts abgehalten wurden. Mit ihnen schwand eine echte demokratische Einrichtung aus alter Zeit aus dem politischen Leben unserer Gemeinden, an die man mit stiller Wehmut denkt.

Eine besondere Bedeutung kam dem Hilaritag in Rangendingen zu. „Auf diesem Tag soll begangen werden der Jahrtag des Edlen vndt Vesten auch gestrengen Rieters vndt Herren, Herr Heinrichen von Lindach, seiner Hausfrauen, seiner Kinder, Vorfahren vndt Nachkommen, welcher diesem Dorf viel guts gethan hat.“ Im Anschluß an diesen Jahrtag, der jahrhundertlang mit größter Feierlichkeit begangen wurde, erhielt jeder Dorfbewohner bis zum Säugling in der Wiege ein „Hilaribrot“. Leider ist dieser Jahrtag eingegangen, aber die Erinnerung daran blieb, obgleich schon über hundert Jahre dahingegangen sind, seit dem er zum letzten Male gehalten wurde.

Auf dem Hungerbühl

Von Michael Walter.

Wer sich mit Flurnamen beschäftigt, dem fällt auf, wie häufig in ihnen das Wort „Hunger“ vorkommt. Es gibt Hungerbrunnen, Hungerbäche, Hungerberge, Hungerbühle, Hungerplätze, Hungerhalden und zahlreiche ähnliche Namen. Dabei wird noch mancher Hunnenberg und Hunnenbühl, Ungerberg und Ungerhalde nichts mit den Hunnen oder Ungarn zu tun haben, sondern auch aus Hunger entstellt sein.

Bei den Hungerbrunnen und Hungerbächen handelt es sich meist um Brunnen, Quellen und Bäche, die nur in nassen Jahren fließen. Da solche Jahre erfahrungsgemäß Hungerjahre zu sein pflegen, so erklären sich solche Namen von selbst.

Woher rührt aber der Name Hungerbühl und die anderen ihm nahestehenden Namen? Der aufmerksame Beobachter wird bald feststellen, daß solche Namen oft mit Namen vergesellschaftet sind, die auf alten Weidebetrieb hinweisen, wie Auchert, Trieb, Stelle, Lager, Setze. Es scheinen die Hungerbühle die einstigen Lagerplätze für das auf der Weide befindliche Vieh gewesen zu sein, auf denen die Tiere während des Wiederkäuens ruhten. Das Wiederkäuen kann mit „hungern“ bezeichnet werden, da die Tiere während dieser Zeit keine Nahrung zu sich nehmen. Nun drängt sich die Frage auf: Warum liegen diese Wiederkäuerlagerplätze so häufig gerade auf dem höchsten Punkte eines Hügels? Eine zufällige Beobachtung hat mir diese Frage beantwortet. Vor fünfundzwanzig Jahren wanderte ich an einem heißen Sommertage über das Katzengebirge oder die Trebnitzer Höhen nördlich von Breslau. Dabei traf ich einen Viehhüben, der gemächlich im Schatten eines Baumes ruhte. Seine Herde aber lagerte auf der Kuppe eines baumlosen Hügels, schutzlos den brennenden Strahlen der Mittagssonne ausgesetzt. Ich hielt dies für eine Tierquälerei und machte dem Jungen

Vorwürfe darüber, daß er das Vieh bei dieser Hitze auf die schattenlose Höhe hinaufgetrieben habe. Er verteidigte sich aber mannhaft und sagte, er habe die Kühe nicht da hinaufgetrieben, sie seien allein hinaufgelaufen. Auf meine erstaunte Frage, warum sich das Vieh diesen sonnigen Lagerplatz zum Wiederkäuen aufsuche, sagte er, da oben gehe der Wind und im Winde können die Bremsen nicht fliegen, so hätten seine Kühe während des Wiederkäuens Ruhe vor diesen Plagegeistern. Damit scheint mir der Name Hungerbühl einwandfrei geklärt zu sein, ein Beweis dafür, wie wichtig und wertvoll bei der Flurnamendeutung die Sach- oder Realprobe, d. h. die Nachprüfung des Namens draußen in der Natur, an der Stelle seines Vorkommens sein kann, besonders eindrucksvoll, wenn der Name, wie im vorliegenden Falle, gleichsam erlebt werden kann.

Es ist eine lohnende Aufgabe für den heimatlichen Flurnamenforscher, nachzuprüfen, ob der Hungerbühl auf seiner Gemarkung der bezeichneten Aufgabe entspricht. Solche Untersuchungen können auch auf Namen wie Hunnenbühl oder Ungerbühl und ähnliche Namen ausgedehnt werden, um zu sehen, ob sie sich nicht auf Grund der natürlichen Gegebenheiten als Hungerbühl deuten lassen. Zur völligen Klärung müssen noch die mundartlichen und urkundlichen Formen, sowie etwaige Ueberlieferungen und alte Sagen beigezogen werden. Auch auf den Flurnamen der Umgebung und der unmittelbaren anschließenden Teile der Nachbargemarkungen ist zu achten. Auf der Gemarkung Melchingen gibt es eine Hungerhalde. Ihre Fortsetzung heißt auf der Gemarkung von Stetten u. H. Ungerhalde, offenbar eine Entstellung des Melchinger Namens. Solche Entstellungen kommen bei den Flurnamen häufig vor, besonders wenn der alte, ursprüngliche Sinn des Namens nicht mehr bekannt ist.

Der Beuroner Schimmel

Im Jahre 1738 ließ Abt Rudolf von Strachwiz die alte, zum Teil baufällig gewordene Klosterkirche in Beuron niederreißen und erbaute das jetzt noch stehende Gotteshaus. Die Decke der Kirche sollte mit Bildern aus dem Leben des heiligen Augustinus und des heiligen Martin geschmückt werden. Dazu berief Abt Rudolf den Meister Joseph Ignaz Weegschaid aus dem nahen Riedlingen, der sich alsbald mit seinen Gesellen und Lehrlingen ans Werk machte. Da kam eines Tages ein fahrender Geselle ins Beuroner Tal und suchte Arbeit. Er ließ sich auch beim Abt melden: „Gnädiger Herr, ich bin Maler, in Eurer Kirche wird gemalt, habt Ihr keine Arbeit für mich?“ Der Abt sah auf das kleine unscheinbare Männlein, das im abgetragenen Gewand vor ihm stand und seinen alten Filzhut verlegen in der Hand drehte, und dachte bei sich: „Wie ein Meister in deiner Kunst siehst du nicht aus! Aber Hunger hast du wohl und kein Geld.“ Er rief einen der Klosterbrüder und flüsterte ihm etwas ins Ohr; zum Maler aber sagte er: „Junger Freund, mein Gotteshaus darf nur Meisterwerke aufweisen, wie sie dem göttlichen Herrn des Hauses entsprechen, Ihr aber scheint mir nicht gerade ein großer Meister zu sein, wirkliche Künstler gehören selten zum fahrenden Volk. Geht denn in Gottes Namen Eure Wege, aber vorher laßt Euch noch einen Teller gute Suppe an der Klosterpforte geben, und dann versucht Euer Glück bei einem der Anstreicher in den umliegenden Städten.“ Stumm verließ der Maler das Zimmer des Abtes. Der Klosterbruder führte ihn an die Pforte, gab ihm zur Suppe noch ein neues Gewand und ein paar Groschen als Wegzehrung; dann entließ er ihn mit freundlichem Gruß. Es war gerade Mittagszeit. Die Arbeiter hatten sich außerhalb der Kirche gelagert, sie saßen essend, plaudernd oder schlafend im Gras. Unser Geselle schlich sich an ihnen vorbei; er betrat das neue Gotteshaus. Hohe Gerüste verbargen ihm die angefangenen Deckengemälde, und doch wollte er die Meisterwerke sehen, von denen ihm der Abt erzählte. Schnell entschlossen bestieg er eine Leiter und gelangte glücklich auf das oberste Stockwerk des Gerüsts. Hier konnte er die fast vollendeten Gemälde sehen. Aber enttäuscht blieb er stehen: „Ist das alles? So viel kann ich auch noch!“ entfuhr es seinen

Lippen. Künstlerstolz und Künstlerehrgeiz erwachten in der Seele des jungen Malers. Schnell ergriff er einen der herumliegenden Pinsel, Palette und Farben waren auch dabei, und hurtig flog der Pinsel über die noch leere Fläche. Hei, war das eine Freude, wieder mal so recht nach Herzenslust malen zu können! Wie im Flug verging die Zeit — plötzlich schlägt es ein Uhr. Da kommen auch schon die Arbeiter, um nach der Mittagspause wieder ans Geschäft zu gehen. Erschrocken fährt unser Maler auf dem Gerüst zusammen, und jetzt kommt es ihm zum Bewußtsein, was er eigentlich getan hatte. Nur rasch vom Gerüst herunter und aus der Kirche hinaus — wenn ihn nur niemand sieht und beim Abt verklagt, was würde der sagen! Glücklich gelangt er ins Freie, eilend zieht er waldwärts, während die Arbeiter wieder das Gerüst besteigen. — Meister Weegschaid nimmt die Arbeit wieder auf, bringt seine Farben auf die Palette, greift zum Pinsel — ja, was ist denn das? Vor einer Stunde war eine leere Fläche, und jetzt? Ein herrliches Bild schmückte das vorher noch freie Gewölbstück. Der heilige Martin sprengt auf feurigem Schimmel daher, ein wahres Meisterwerk in Farbe und Linie. Wer hat das gemalt? Der Meister ruft seine Gesellen zusammen. Alle staunen, aber keiner kann sich Maler dieses Bildes nennen. „War jemand während der Mittagspause in der Kirche auf dem Gerüst?“ Einer der Gesellen hatte einen Fremden in die Kirche gehen sehen. — Sollte dieser der Künstler gewesen sein? Meister Weegschaid eilt zum Abt, beide besteigen das Gerüst: „Gnädiger Herr, beruft den zum Meister, ich bin nur ein Stümper gegen den, der dieses Bild geschaffen!“ Da erinnert sich der Abt des jungen Menschen, den er weggeschickt hat; er fragt den Gesellen, den den Besucher der Kirche vorübergehen sah; es ist wirklich derselbe, der beim Abt um Arbeit nachsuchte, er muß der Künstler sein, der dies Bild an die Decke gezaubert hat. Der Abt schickt ihm Boten nach, in alle Richtungen sprengen die Reiter, er muß diesen Meister für seine Kirche gewinnen. — Umsonst — die Boten kehren unverrichteter Dinge zurück. Der Wanderer ist nirgends mehr zu finden. Sein Meisterwerk aber schmückt bis heute die Beuroner Kirche.

Adalbert v. Neipperg, O.S.B.

Der Großzehnte in Trochtelfingen

Nach der Landnahme zu Beginn des 4. Jahrhunderts saßen unsere alamannischen Vorfahren frei von jeder Abgabe und unabhängig von jedem Herrn auf den Höfen ihrer Dorfmark. Diese Verhältnisse änderten sich grundlegend, als die Alamannen im 7. Jahrhundert unter fränkische Oberhoheit kamen, und in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts Schwaben ein Teil des Frankenreiches wurde. Die Karolinger brachten auch in unsere Heimat die fränkische Gauenenteilung und das Christentum. Das Zehntrecht der Kirche war im Frankenreich allgemein, und die fränkische Verwaltung schrieb auch bei uns die Abgabe des Zehnten an die Pfarren vor.

Im Laufe der Zeit gingen aber aus verschiedenen Ursachen viel kirchliche Zehnten in Laienhände über. So war es auch in Trochtelfingen. Schon 1324 hatte Werdenberg $\frac{2}{3}$ des Zehnten in den Filialen Meidelstetten, Steinhilben und Wilsingen und der Pfarrer nur $\frac{1}{3}$. Und zwar rührte dieses Dritte vom Grafen Heinrich von Werdenberg her; derselbe hatte demnach den ganzen Pfarrzehnten in den Filialen besessen. In Trochtelfingen dürfte Werdenberg schon damals Anteil am Zehnten gehabt haben. Auch die Grafen von Württemberg, die in Trochtelfingen begütert waren, besaßen ein Drittel des Zehnten von Trochtelfingen. 1450 erwarb Eberhard von Werdenberg dieses Zehndrittel durch Tausch mit dem Grafen Ludwig von Württemberg; dieser erhielt u. a. ein Drittel des Zehnten von Steinhilben. Im 16. Jahrhundert und in der nachfolgenden Zeit gehörte der Großzehnte Fürstenberg. Großzenntherr war Fürstenberg auch in Salmendingen und größtenteils auch in Ringingen.

Zum Großzehnten gehörten die Abgaben von Halmfrüchten. Veesen (Korn), Haber, Roggen und Gerste, während die übrigen Feldgewächse, namentlich was im „Hafen“ gekocht wurde, kleinzehntpflichtig waren (Erbsen, Linsen, Bonnen, Kraut, Rüben, Zwiebeln, Obst und später Kartoffeln, auch Flachs und Hanf rechneten dazu). An Getreide wurde hauptsächlich Veesen und Haber gebaut. Roggen und Gerste sind in den Urkunden des 15. und 16. Jahrhunderts wenig erwähnt und fanden kaum Verwendung. 1552 erhielt die Herrschaft von den Zehnt- und Landgarben in Trochtelfingen 412 Scheffel Veesen und 217 Scheffel Haber, aber nur 6 Scheffel Roggen und 58 Scheffel Gerste.

Die Erträge waren im Vergleich zu den heutigen unglücklich gering. Aus dem 18. Jahrhundert liegen nachstehende Angaben vor: Damals bekam man in einem mittleren Jahr von einer Jauchert guten Felde 40—50 Veesen- und 30—40 Habergarben. Von einer mittelmäßigen Jauchert erhielt man 25—30 Veesen- und 20—25 Habergarben, während eine schlechte Jauchert nur 10—15 Garben lieferte. Die Jauchert hatte in der Herrschaft Trochtelfingen 500, ein Morgen 384 Ruten, also ein Jauchert = 1,332 Morgen. Die Garben waren damals allerdings wesentlich größer als heute, da sie fast allgemein mit Wieden gebunden wurden.

Die geringen Ernteerträge ergaben sich aus verschiedenen Ursachen. Die Ackergeräte waren nicht immer zweckentsprechend, dabei plump und unhandlich. Der Austrieb des Viehes beeinträchtigte die nötige Dünggewinnung. Ochsen und Pferde waren auch des Nachts auf der Weide, ebenso das Galtvieh, solange es in der Haid waidete. Abgesehen von der weiten Entfernung waren viele Felder sehr geringwertig. 1715 schrieb die Gemeinde: „Es hat so schlechte Felder, daß viele Jauchert den Ackerlohn nicht wert sind.“ Der Viehschlag war gering und oft schlecht genährt. Bezüglich Salmendingens klagt Pfarrer Werner (1743—1779): „Es ist nicht ohne Mitleid anzusehen, wenn auf einem Acker 7—8 elende Stierlein einen noch dazu ungeschickten Pflug schwankend und zitternd daherziehen und doch unter tyrannischen Schlägen und dem fürchterlichsten Geschrei kaum die Hälfte in noch so viel Zeit zu Wege bringen, als zwei Paar starke und gutgehaltene Ochsen schaffen.“ Zuweilen fehlte es auch an der nötigen Zahl von Pflügen. So wird 1792 geklagt, daß höchstens 31 oder 32 Pflüge ins Feld geführt werden könnten, während es 45 oder 50 sein sollten. Groß war auch der Schaden durch Sauen und Rotwild.

Beim Dreschen der Früchte bekam man in jener Zeit von einer guten Garbe: 3 Imi Veesen, 2—3 Imi Haber und fast ebensoviel Roggen und 1—2 Imi Gerste. Von einer schlechten (grasigen) Garbe gewann man $1\frac{1}{2}$ —2 Imi Veesen und 1 bis $1\frac{1}{2}$ Imi Haber und Roggen und 1 Imi Gerste. 1796 bezog die Herrschaft an Zehnten in Trochtelfingen 3841 Veesen-, 2160 Haber-, 619 Winterroggen-, 223 Sommerroggen- und 477 Gerstengarben, zusammen 7320 Garben. Von 1826/27 bis 1834/35 betrug der Großzehnte in Trochtelfingen im Durchschnitt jährlich 11 000 Gulden.

Die Zehntgarben wurden in die herrschaftlichen Zehntscheuern der einzelnen Ortschaften eingeheimst und auch dort gedroschen. Alljährlich vergab die Herrschaft die Aemter der Zehntgänger, Barner, Fuhrleute und Wagengänger. So gab es z. B. 1714 in Trochtelfingen 5 Zehntgänger, die die Zehntgarben auf den Feldern auszählten, und 3 Barner; als Lohn erhielt jeder 2 Scheffel Veesen, 2 Scheffel Niederreutern und 7 fl. Geld. Weiter waren 6 Fuhrleute zum Einführen bestellt; diese hatten miteinander als Lohn 18 Scheffel Haber, dazu als freiwillige Zugabe 6 Scheffel, ferner von der Fuhr 20 Kreuzer und von jeder Habergarbe 1 Kreuzer. Alljährlich wurde auch das Dreschen der Zehntfrüchte vergeben und dabei für die obere und untere Scheuer je ein Scheuermeister und 5 Drescher aufgestellt. 1714 bekamen dieselben als Lohn je das fünfte Simri. Alle diese Bediensteten mußten einen besonderen Diensteid ablegen. In Bezug auf das Einheimsen der Früchte überhaupt wurden vom Obervogteiamt besondere Anordnungen erlassen. So mußte beim Zählen der Garben der Zehntknecht oder wenn dieser nicht zugegen war, der nächste Nachbar auf dem Felde zugezogen werden. Nach dem Gebetläuten am Abend und in der Frühe vor Tagesanbruch war es untersagt, auf dem Felde Garben zu holen. Bevor die Zehntgaben nicht abgeführt waren, durfte man auf dem betr. Acker nicht ähren. Auch das Weiden war in dem Fruchtsösch bis nach der Einführung der Früchte verboten.

Die in den Zehntscheunen der einzelnen Gemeinden gedroschenen Früchte wurden in dem Fruchtkasten in Troch-

telfingen aufbewahrt. 1735 waren daselbst 3737 Scheffel der verschiedenen Fruchtarten aufgeschüttet. Ueber die aufgespeicherte Frucht wurde besonders buchgeführt. In Notjahren wurde aus den Gemeindefruchtkasten an Bedürftige Frucht ausgegeben. Auf Martini mußte die geliehene Saatfrucht zurückerstattet werden und hierbei war für den geliehenen Scheffel ein Viertel Simri mehr zu entrichten.

Der nach einem Brande (1726) erstellte Fruchtkasten (1737/38) (Neubau) war eines der Wahrzeichen der Stadt Trochtelfingen, ein mächtiger Bau in den Größenmaßen des Schlosses und wie dieses mit hohen Staffeligeblen geziert. Nach der Ablösung des Zehnten wurde derselbe an einen Privatmann verkauft. Im Jahre 1920 (26. Dezember) brannte der Fruchtkasten vollständig aus. Jahrelang ragte der 36 Meter hohe Ostgiebel, wie eine Denksäule einer verschwundenen Zeit zum Himmel. 1936-37 errichtete die Gemeinde an Stelle der Ruine ein stattliches Gebäude, in welchem sich das Rathaus sowie einige Wohnungen befinden; jedoch vermag dasselbe im Gesamtbild den einstigen Fruchtkasten nicht zu ersetzen.

Da die Zehntabgaben im Laufe der Zeit immer drückender wurden, brachte das Gesetz vom 28. Mai 1860 dieselben zur Ablösung. Dabei erhielten die Fürstenbergische Standesherrschaft für den seither in Trochtelfingen bezogenen Großzehnten 105 658 fl. 21 7/10 Kreuzer und die Mesnerei, die ebenfalls etwas Großzehnten erhalten hatte, 2 269 fl. 42 2/3 Kreuzer.

(Aus: Geschichte Trochtelfingen von Pfarrer Eisele, zusammengestellt von J. Bleicher.)

Vom Büblein, das nicht sitzen konnte

Der kleine Xaver, Verele genannt, war ein nettes siebenjähriges Bauernbüblein, als das größte und schönste Ereignis seines Lebens eintrat. Bis jetzt wars ziemlich armselig verlaufen; es war der jüngste von acht Geschwistern, und es ging recht knapp her in der großen Familie. Die Eltern hatten geheiratet, als der alte Napoleon mit der ganzen Welt Krieg führte; als seine Franzosen das deutsche Land überschwemmten und dem Landmann alles Korn weggaßen, das er mit Mühe und Not gesät und geerntet, alles Vieh, das er aufgezogen hatte. Als Veri auf die Welt kam, wars ja schon besser geworden; denn die Franzosen waren längst über den Rhein zurückgejagt. Aber es sind noch alte Schulden aus der bösen Zeit auf dem Haus gewesen, und an allen Ecken und Enden mußte gespart werden.

Der Vater trieb neben der Feldarbeit die Schusterei und machte seinen Buben rindslederne Stiefel von einer Haltbarkeit, daß sie keiner zerreißen konnte, sondern daß sie immer wieder vererbt wurden. Und ebenso ging es mit den Jacken und Hosen; wenn sie sich dann bis zum Verele heruntergeerbt hatten, waren sie freilich recht dünn und abgeschabt, und er hätte schon auch lieber bessere Kleider, wenigstens für den Sonntag, haben mögen — aber da kannte die Mutter keine Gnade. — Hunger leiden mußten die Kinder nicht; das Brot war grob und schwarz, aber genügend, und ein paar wackere Kühe im Stall gaben die nötige Milch. Wenn das Jahr nicht zu trocken war, gerieten auch die Grundbirnen in dem magern, steinigem Boden.

Das Dorf Steinhilben, in dem Veri geboren war, lag auf der Hochebene der Rauhen Alb im damaligen Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen; eine halbe Stunde davon entfernt war im Tal ein freundliches Landstädtchen mit einem stolzen, alten Schloßbau, in dem der fürstliche Rentmeister und noch ein paar Beamte hausten. Alles in allem eine sehr hübsche Gegend, viel Wälder und Berge; den Bauern war' freilich lieber gewesen, wenn sie mehr ebene Aecker und einen fetteren Boden gehabt hätten.

Um wieder auf die Familie Jäger zu kommen: alle gediehen bei der magern Kost ganz gut, bloß beim Verele wollte nichts anschlagen, der blieb ein recht schwächtiges Bürschlein. Aber nett war er mit seinen lustigen braunen Augen und dabei gescheit — der Herr Lehrer lobte ihn sehr.

Im Sommer 1840 war nun eine große Aufregung im Dorf: der Landesfürst wollte mit seiner jungen Gemahlin ins Städtle (wie die Stadt Trochtelfingen kurzweg genannt wurde) kommen, und die ganze Umgebung sollte ihnen einen feierlichen Empfang bereiten. Die Frau Fürstin war nämlich gemütskrank, ihr war vor einem halben Jahr ihr erstes Kindlein gestorben, und sie konnte sich gar nicht darüber trösten. Der Fürst hatte schon alles mögliche versucht, um sie aufzuheitern, aber alles vergebens; kaum der Schatten eines Lächelns flog mal über ihr Gesicht. Nun hatte er den Gedanken gefaßt, eine Reise durch das ganze Ländle könnte sie

vielleicht zerstreuen und erheitern — und so stand auch der Rauhen Alb die Freude des durchlauchtigsten Besuches vor.

Steinhilben, als das stattlichste Dorf der nächsten Umgebung, hatte die Ehre, einen Festwagen zu stellen, der die Landwirtschaft versinnbildlichen sollte. Die Trochtelfinger wollten den Gewerbefleiß darstellen, und nun weitfeierten die zwei Gemeinden darin, wer den schönsten Wagen zustande bringen würde. Roggensteins Juliane, die „größte“ Bauerntochter des Dorfes, durfte die Landwirtschaft vorstellen, und der kleine Veri, der so gut lernte, sollte das Versteil auftragen und der Landesmutter einen großen Strauß überreichen; ein Vorzug, um den er sehr beneidet wurde.

Fast hätte er sich dies Glück verscherzt. Er machte nämlich bald darauf einen Streich, — wenn der aufgekommen oder nicht so gut ausgegangen wäre, dann hätt's von den strengen Eltern wohl Prügel gegeben statt der Erlaubnis zum Festredner. Eines Tages in der Erntezeit war alles auf dem Feld, und nur Verele mußte daheim bleiben und das Büblein seiner ältesten, schon verheirateten Schwester hüten, das noch in der Wiege lag. Eine harte Aufgabe an so einem schönen Sommertag! Noch härter und langweiliger dadurch, daß er vor dem Fenster ein paar Schulfreunde spielen und von dem bevorstehenden Fest reden hörte. Also bei dieser Beratung mußte der Veri dabei sein, — er war doch die Hauptperson! Er suchte also einen festen Strick, knüpfte ihn um das Gitter der Wiege und warf das andere Ende zum offenen Fenster hinaus. Dann kam er selber auf die Straße zu den Kameraaden und zog während ihres eifrigen Gesprächs immer langsam am Strick, so daß man die Wiege ganz deutlich schaukeln hörte. Als aber der Geiselhart Simon eine Behauptung aufstellte, die nicht stimmte, und Veri in immer größeren Redeeifer geriet und den Strick immer heftiger anzog — — bums! da tats einen Krach und Fall, und zugleich hörte man das Wickelkind kläglich schreien. Die pflichtvergeessene Kindsmagd, der Veri, hatte die Wiege samt dem Würmlin umgeworfen! Wie aber der ins Haus gesauert ist! Zum Glück hatte sich das Kind doch nichts getan, bloß das Näschen ein wenig aufgeschürft; kleine Kinder haben eben einen wackeren Schutzengel! Und so ist die böse Geschichte für beide Teile gut abgelaufen. Auch später zeigten sich keine schlimmen Folgen. Der kleine hinausgeworfene Peter wurde ein himmellanger, stämmiger Mann und mit der Zeit sogar Bürgermeister von Steinhilben und bewies als solcher bei jeder Gelegenheit, daß er durchaus nicht auf den Kopf gefallen war.

Immer näher kam der Tag des fürstlichen Besuchs, der 15. September. Nun galt es, die Kostümfrage zu erledigen. Daß Veri mit dem abgewetzten Hösle seiner älteren Brüder nicht als Genius der Landwirtschaft auftreten und den Spruch sagen konnte, war ja klar; er mußte eine schöne, neue Lederhose haben mit gestickten Trägern. Aber die Mutter wollte von einer Ausgabe nichts hören; sie wußte schon, warum. Ging also mit ihrem Jüngsten zum Säcklermeister ins Städtle

und bei ihm, ob er für den Ehrentag ihres Verele nicht ein Lederhösel leihen wolle; der Bub müsse schon recht acht geben darauf!

Gern tat's der Säckler nicht, aber schließlich ließ er doch eine nagelneue tief-schwarze Lederhose mit grüner Säcklerher, schärfte aber der Jägersbrigit ein, er nehme sie nur ganz unbeschädigt zurück. Gut weil waren sie dem mageren Veri schon; doch das machte ja weiter nichts. Unterm Knie konnte man sie durch Versetzen der Knöpfe ganz schön abschließend machen. So war auch diese schwierige Frage gelöst. Aber, man kann sich denken, wie dem Veri ans Herz gelegt wurde, daß der Hose ja nichts passieren dürfe!

Der 15. September war herangekommen, glühend, wolkenlos. Schon in aller Frühe hatte man den geschmückten Bruikewagen ins Stadtle gefahren, da wo die Straße von Steinlilien neben dem Trochtelfinger Friedhof umblegt und über die Brücke geht, wurde er vollends hergerichtet und mit seinem lebendigen Inhalt beladen. Vorn stand die rotbackige Juliane in ihrem schönsten Sonntagsgestalt mit Achrenkranz und Sichel al. „Landwirtschaft“, ihr zu rufen sah auf einem Schemel das frischgewaschene, blitzsaubere Verele als Genius mit seinem mächtigen Hüsch von Feldblumen und Halmen. Und über die beiden spannte sich eine dicke Girlande von Obst, besonders von Zwetschgen. Weiter hinten auf dem Wagen saßen und lagen dann noch allerlei andere Steinhilbener Kinder, jedes mit irgendeinem landwirtschaftlichen Gerät in der Hand. Der Heinzelmann hatte eine Mistgabel, die war dreimal so lang als er selber. Der Stolz!

Es war ein sehr hübsches Bild, und die Leute mußten allsagen, daß der Trochtelfinger Wagen „nicht dran hinkommt“.

Langsam fuhren sie durch die Hauptstraße des Ortes, bis das Rathaus in Sicht kam, vor dem die Begrüßung stattfinden sollte. Schon während der Fahrt über das niedertrachtige Straßpflaster der Stadt Trochtelfingen merkte der Veri, daß die steife Lederhose hinten wie der Schnabel an einem Milchkanne weit abstand, daß ihm von oben was in diese Oeffnung hineinfiel, was Rundes, Kühles, Welches. Beim zweitennal hatte er keinen Zweifel mehr; — er mußte eine Zwetschge aus dem Fruchtkranz sein, die sich wahrscheinlich infolge der Hitze und des Geholpers losgelöst hatte. Und so ging's noch gut ein dutzendmal; auch über die „Landwirtschaft“ purzelten etliche Zwetschgen; aber die fielen ruhig zu Boden, während sie gerade bei ihm so einen günstigen Platz zum Verstecken fanden. Eine nette Geschichte! Veri traute sich gar nimmer zu schnaufen, damit er ja keine zerdrücke. Er hatte ja die kostbaren entlehnten Hoschen an, denen nichts geschehen durfte. Das hieß man: „Auf glühenden Kohlen sitzen.“

Auf einmal krachten Böller, von der Schloßseite her trabte das Viergespann des fürstlichen Wagens und rollten die Kuttschen der Hofdamen und -herren. Sie hielten am Rathaus, begrüßten in einer Ansprache des Bürgermeisters, von der Geistlichkeit, den Beamten und Stadtverordneten. Die hohen Herrschaften stiegen aus, und der Fürst unterließ sich leutselig mit seinen Unterthanen; aber die Augen der Fürstin blinckten traurig und teilnahmslos ins Leere. — Veteranenschützen zogen vorbei und schrien „Hoch“; und dann kam der Glanzpunkt, die zwei Festwagen: der Trochtelfinger Gewerbesleiß und die Steinhilbener Landwirtschaft. Der Veri wurde von seinem Lenker heuntergehoben, und dabei senkte sich diese Last hinter seinem Rücken in die Tiefe. Gut, daß die Hoschen am Knie zugeknöpft waren, sonst wären die Zwetschgen unten durchgerutscht!

So konnte er nun doch mit Ehren vor die Landesmütter treten und machte die unbedingte Verbeugung. „Tiefer!“ sagte der Herr Lehrer hinter ihm, aber der Veri dachte sich: „Du hast gut reden! Wenn ich mich stärker bücke, verdrück ich sie ja!“

Dann stellte er sich stramm und sagte herzlich sein Sprichlein:

Hohe Herrschaft! Durch das Ländle
fährt ihr jetzt in eurem Wagen,
und die treuen Unterthanen
freuen sich, gar nicht zu sagen!
Jeder eilt vorwärts herbei,
daß er Hoch und Vivat schrei!
Halde Fürstin! Nimm denn gültig
diesen Strauß aus meinen Händen;
möge Gott dir so viel Freuden,
als ich Blumen bringe, spenden,
als euch grüßt in Fleiß und Kraft
eurer Heimat Landwirtschaft!

Die hohe Frau nahm seinen Strauß wirklich gutig entgegen und sah dem netten, frischen Buhlein in die freundlichen Augen. Hatten sie Ähnlichkeit mit denen ihres toten Prinzeins? Ich weiß es nicht — aber plötzlich beugte sich die feine

Dame in ihrem duftigen weiß und schwarz getüpfelten Kleid herunter und küßte den kleinen Veri herzlich auf den Mund.

Der stand ganz starr; so was war ihm noch nie vorgekommen! Denn auf dem Land ist das Küssen nicht üblich; wenn ein Kind mal über das erste Jahr hinaus ist, hat die „Schmatzerel“ ein Ende. Gar erst von einer fremden Dame! Eifertig fuhr der Veri mit dem Heindärmel über sein rotes Göschl und wischte den fürstlichen Kuß ab. Und da mußte die junge Durchlaucht doch wirklich ein bißchen lachen; denn so etwas war ihr auch noch nie vorgekommen! —

Sie nahm den Buben bei der Hand, und nun ging alle in den Rathaussaal, wo die hohen Herrschaften von der Stadt bewirtet wurden. Auch für die übrigen Festgäste war gedeckt, und die Kinder hatten einen eigenen geschmückten Tisch, auf dem mächtiger Kuchenberge standen, und von dem es wunderbar nach etwas roch, was damals in diesen Kreisen noch etwas sehr Festliches war — nach echtem Kaffee.

Die Landesmutter hatte den Veri losgelassen, damit er sich ein Plätzlein am Tisch suchen konnte. Aber — da stand nun der arme Tropf und wußte sich keinen Rat. Das hätte ja ein Unglück gegeben, wenn er sich auf die anderthalb Dutzend Zwetschgen in seiner Hose gesetzt hätte! Dabei hatten sich aber die andern schon gierig über Kaffee und Kuchen herangemacht, und ihm ließen sie gewiß nichts mehr übrig! Wie ein Häuflein Elend stand er im Saal, und die hellen Tränen liefen ihm über die roten Backen.

Die Fürstin hatte von ihrem Sitz aus den Blick gerade auf den Kindertisch frei und sah das Verele stehen und weinen. Sie sagte was zu ihrer Gemahl, und der führte sie heran und sprach zu Veri: „Ja, Büble, warum setzt du dich nicht nieder und isst mit?“

Eine peinliche Frage! Aber die schönen blauen Augen der hohen Frau blickten so güte, daß der Veri sich ein Herz faßte und seinen Jammer bekannte. „Ja, wolsch, Frau Fürstin“, sagte er, „ich kann mi net hinsetze; i han's Hosle voller Zwetschgen!“ Er langte mit der Hand nach seiner Rückseite und krabbelte ein paar von den Unglücksdhögern aus den Abgründen seines Lederhöselns heraus. Gottlob, sie waren noch heil und ganz; er hatte noch keine Flecken gegeben!

Der Fürst mußte hellauf lachen, und hoch, wie ein silbernes Glöcklein klang auf einmal das Lachen der jungen Frau darein, das man auch lange nicht mehr gehört hatte. Und die Hofgesellschaft die die Heiterkeit ihrer Herrschaft sah, lachte gleichfalls mit. In Anschluß daran die übrigen Gäste, sogar der gestrenge Herr Rentmeister, der noch viel vornehmer war als der Fürst.

Der letztere konnte vor Lachen fast nicht rausbringen: „Ja Büble, wie kommen auch die Zwetschgen da hinter?“

„Das send runtergefall'n von der dumma Girlant und grad in mel Hos nel. Und i derf doch koane verdrücke, weils Hosle net mi ghört; das hammer verdrückt (haben wir entlehnt!) sagte Verele freuherzig und rief damit einen neuen Ausbruch der Heiterkeit hervor; auch die „Frau Fürstin“ lachte aus vollem Halse mit und wunderte sich selber, das sie's noch so konnte. Denn zog der Fürst, der überglücklich war über die Fröhlichkeit seiner Gemahlin, seine Borse, schenkte dem Veri einen blitzenden goldenen Dukaten und sagte: „Nein Verele, das schöne Hösle solls, du nimmer hergeben müssen, sondern zum Andenken an den neuzen Tag behalten. Sag nur der Mutter, sie soll's kaufen!“ Veri hatte aber den Säcklermeister unter den Stadtverordneten gesehen, und weil er seiner Mutter nicht recht traute, wollte er als kluger Mann die Geschichte gleich in Ordnung bringen und sagte daher zum Fürsten: „Der Säckler sitzt da drüba; dar' ma dem glei abkaufn!“ Man holte den Meister herbei, und Veri wollte ihm das Geldstück für die Hose geben. Der wußte aber auch, was sich gehörte. „Nei, Büble“, sagte er, „das Geld b'halt du no; i schenk dir das Hosle.“

Da klopfte ihm der Fürst auf die Schulter und nannte ihn einen wackeren Mann, bestellte auch bei ihm eine Lederhose für die Jagd. Und die Hofherren folgten dem fürstlichen Beispiel, so daß der Säckler noch ein ganz gutes Geschick bei der Sache machte. Und die Ehre hatte er obendrein!

So war alles froh an der fürstlichen Tafel; am glücklichsten aber das Verele. So eine wunderschöne Hose hatte er jetzt statt der ewigen abgetragenen von seinen Brüdern und dazu ein Goldstück, wie er noch nie eins gesehen hatte und Vater und Mutter gewiß auch nicht. Und dann — endlich durfte er hinausgehen und an einem verschwiegenen Ort die Malefizzwetschgen ausleeren. So einen Grimm hatte er darauf, daß er sie nicht einmal aufaß!

Desto besser ließ er sich dann Kaffee und Kuchen schmecken: die gute Fürstin hatte dafür georgt, daß man ihm noch was übrigließ. Und als die hohen Herrschaften wieder wegführten und alles aus Leibeskräften „Hoch“ schrie, da winkte sie dem Verele, der sie wieder zum Lachen gebracht hatte.

mit ihrem seidenen Sonnenschirmchen noch so lange zu, bis der Wagen hinterm Schloß verschwunden war und auf der Straße nach Hennenstein weiterrollte.

Das war also Veris großer Tag gewesen!

Wollt ihr noch weiteres von seinem Ergehen hören? Ein Bauer ist er nicht geworden, dazu war er den Eltern zu schwächlich; und weil er doch so gut lernte, gab man ihn im Städtle in eine Kaufmannslehre. Er ist in der Folge weit in der Welt 'rumgekommen; schließlich hat er sich in einer kleinen bayerischen Stadt ansässig gemacht und ist da ein recht geachteter und beliebter Bürger geworden, der als Magistratsrat bei manchen feierlichen Empfängen beteiligt war.

Es hat ihn aber keine Fürstin mehr geküßt.

Sein Dukaten hat ihn durchs ganze Leben begleitet; erst im letzten Krieg, als er schon ein uralter Herr mit schnee-

weißen Haaren, aber immer noch freundlich braunen Augen war, und als das Vaterland das Gold seiner Bürger brauchte, hat er die Münze hergegeben. Aufhalten hat er das Elend damit freilich auch nicht mehr können. Aber der liebe Gott hat ihm die Gnade erwiesen, daß er den Zusammenbruch nicht mehr erleben mußte.

Jetzt ist er wohl im Himmel; vielleicht hat er da seine ehemalige Landesmutter wieder getroffen, und sie haben zusammen noch einmal gelacht über das kleine Abenteuer mit den Zwetschgen.

Und wißt ihr, wer das Vereie war? Mein lieber Vater war's! Und wenn meine Bruder und ich recht artig waren, hat er uns zur Belohnung immer wieder das Geschichtlein erzählen müssen vom Büble, das nicht sitzen konnte.

Auguste Salzmann.

Was mir d'r Ehne erzählt hot

Eigentlich war es net mei Ehne, aber jedermann vom ganza Dorf hot zu ihm Ehne g'sait, und alles hot ihn gern g'habt, da guata, alta Ehne. Es sind jetzt scho viel Jahr her, daß er g'storba ischt, aber i seh' ihn heut noch leibhaftig mit seim selber g'schnitzleta Stock im Dorf umher iumpe!a. Im Sommer ischt er zwar meistens auf ema Bänkle im Schatta g'hocket, aber ällaweil sind a Haufa Kinder bei ihm g'wesa. Uns Kinder hot er gern möga, und immer hot er mit uns a G'späßle g'macht und uns G'schichtla verzählt. So boshafte Lausbuaba haud ihn au manchmol hänsla wolle wega seim langa, graua Vollbart und seim Glatzkopf. „Ehne“, haud se zua ihm g'sait, „worum wachset denn euch d'Hoor alle im G'sicht und koine auf em Kopf?“ Dorüber hot sich aber dr Ehne net aufgereggt, sondern nur g'lacht und ganz boshaft g'froget: „Bübla, haud ihr au scho amol en Esel mit ema Glatzkopf g'seah?“ Dia, mo haud et grad gar so a lange Leitung g'het, haud natürle seele lacha müassa, und des hot ihn noch riesig g'freut. Drum ist er dann auch g'sprächig woara und hot anfanga zua erzähla:

„Ja moinet ihr, i tät dia Mode mit dena glattrasierta G'sichter au mitmacha? O du mein Gott, was ischt doch heut für a verkehrte Welt! D' Weibsleut machet Bubikopf und d' Mannsleut Weiberköpf. Gucket doch au, was dia Ledige manchmol für lange Hoor hend, daß man bequem Zöpfla flechta könn, und a Gesicht haud se wia a Jungerle; höchstens läßt oiner oder dr andere no so a Tropfängerle unter dr Nas stau. Des war früher net so. Do hot jeder sein Bart, den ihm unsa Herrgott wachsa ließ, pflegt und ischt stolz auf ihn g'wesa. Dia junge Buscht kontens als fast net verwarta, bis ihna dr Bart g'wachsa ischt, denn dann sind sie erst als richtige Ledige anguckt worda, vorher warena halt Lausbuaba. A strammer Lediger hot müassa en stramma Schnauzbart und a verheirateter Ma en Vollbart hau. I woiß no guat, wia i als lediger Buscht mein Schnauzbart pflegt, bürstet, dreht und drillt hau; und daß er am Sonntag ganz stramm naus g'standa ischt, hab i ihn am Samstagobert mit Bartwische ang'schmiert und über Nacht a Bartbinda an'gelegt. Später hau i mir dann en schöne Vollbart wachsa lau. Bauersleut hend meistens Vollbart oder Knebelbärtla traga, daga da bessere Herre vo dr Stadt hend en Spitzbart g'het, des hot feiner ausg'seah. —

Jo, früher hot ma au no Baura und d'Herra unterscheidä könn, des ischt aber heutzutag nimme dr Fall. Heut äffet d' Baura jo älle Mode da Stadtleut no. Früher war auf em Land alles gleich g'kloidet, vom Kopf bis zum Fuaß. Und i ka euch saga, so a Bauer im Sonntighäs, des war a nobler Ma: — Lange, blankgeputzte Stiefel, de schwarze Lederhosa in da Stiefel drinn, en schwarza oder dunkelblaua frack-artiga Kittel mit Silberknöpf, — und a rotes Leible au mit Silber- oder Hirschhornknöpf, — a rotes Halstüchle als Krauwatt, und auf em Kopf en große Dreispitzhuat. Und erst dia Uhrkett hätte ihr seha solla! Do sind lauter Geldstückla, Taler dra dana g'hanget. Mancher Bauer hot mehr Geld an seira Uhrkett oder an seinem Leible hanga g'het, als de heutige Baura auf dr Sparkassa hend. — Au am Wertig hot ei Baur ausg'seah wia dr ander. Als Kittel hot er do a Bloohemd traga, und d'Hosa ware aus bio- oder schwarzgefärbtem Tuch, das ihm sei. Weib oder seine Mädla selber g'sponna und g'woba hend. Im Maul ischt sei lange Tabakspfeiff mit emma Porzellankopf g'hanget, und aus dera Lot er sein „Schwaza Reiter“ g'raucht. S' Tabakspäckle hot domols 6 Kreuzer oder 20 Pfennig kostet. I hau neulich vom schwäbische Dichter Lämmle a schöns Versle vo soma Albbauer g'leasa, des müasset ihr euch merka:

„Oba druf en schwarza Deckel,
dronter dont en brauna Möckel,
a Bloohemd statt-ema Rock,
Leaderhosa voma Bock,
lange Stiefel ontä dra'
und dren denn a Biederma'
und a Jauner halb und halb:
des ischt a Bauer vo dr Alb.“

So, des war dr Bauer vo früher, und jetzt will i au euch no erzähla, wia dia Weibsleut zu meira Jugend kloidet g'wesa sind. I hab d' Sonntighäs vo meim Bärbele selig no im Schrank droba. Als mei Christine g'heiratet hot, wollt i ihr äll dia schöne Sacha vermacha, aber dia Rotznas hot's etamol wolla. „Mit deam altmodischa Zuigs kann i nichts anfang“, hot se g'sait. „Jetzt hot man nuimodische Kloider“. — Jo, jo, so isch es heut, de guate, alte Sacha, dia Jahrhunderte hindurch Mode g'wesa sind, will ma jetzt nimme. Dofür kaufft ma nuimodisch Lumpazuigs, des kaum a Jahr hält und noch kaputt oder aus der Mode ist. Aell Jahr will ma en andera Huat, an anderes Kloid, bald en Sommer-, bald en Wintermantel, äll Hennapfütz neue Schuah, Seidastrümpfla, a Handtäschle und woißt dr Teufel noch was. Wenn i a dia nui Mode denk, werd i ganz narrig. Des war früher mit da Trachta halt doch viel besser. Mei Bärbele hot ihra gleiches Sonntigsg'wand ihra Lebtag traga, und se war immer in der Mode. Ihren schwarza, vielgefälteta Sonntigsrock und überhaupt noch s'ganze Sonntighäs hab i zum Andenka aufg'hoba; 's liegt alles noch, wia i scho gsait hau, fei säuberle in meira Truah (Truhe) drinn. Auf em Rock liegt ihra halb-seidener Kittel mit glänzenda Glasknöpf und gepolsterta Puffärmel, ihra schwarzseidenes Schürzle mit Spitzla dran und ihra buntfarbiges Umschlagtuach mit schönä, rota Rosa. Auf des Tuach war se immer besonders stolz; des war a Erbstück vo ihra Dotta. Und dr nebet dran lieget no 2 Paar weiße Strümpf, ein Paar mit rota und 's andere Paar mit grüna Ringala drinn. Aber s'Schönst vo dr ganza Tracht war doch noch ihra schwarzes Samthäuble mit langa Seidabänder. Des Häuble hot zuma Bauraweib besser paßt als soa neumodischer Suppadeckel voma Huat.

De junge Mädla, des hoißt dia ledige Jungferla, ware ähnllich kloidet. Nur hend se statt deam Kittel mit Puffärmel meistens a rotes oder grünes Miader, des mit Gold- oder Silberborta eing'faßt war, über ama weiße Blüsle mit halblanga Aermel traga. Bsonders stolz waret se auf ihra buntgefärbets Brusttuch; jede wollt doch s'schönste haba. — D'Hoor hend se glatt hintere kämmt, daß sich in dr Mitte a grader Scheitel bildet hot, und noch hend ses zua zwei stramma Zöpf zusammag'flochta und da Buckel nunter hanga lau. A Seidaband hot dia Zöpf zusammag'halta und a anders Seidaband hend se uf em Kopf als Hoormasch traga. I ka euch saga, a solches Mädle hot lecker ausg'seah! Ihre Hoor, ihre rote Lippa und knallrote Backa, alles war natürle und net wia bei da heutiga Modepüppla vom Friseur mit Brennscher, Schminke und Lippastift künstlich g'macht.

Wenn s' Mädle dann zum Heiratha komma ischt, dann hot se aus da Zöpf a Nest g'macht oder Zöpf um da Kopf rumgwunda, damit s'Häuble schön drauf nauf paßt hot. — Drum sagt ma auch heut noch, wenn a Mädle g'heiratet hot: „Se ischt unter d' Hauba komma!“ Unter d' Hauba komma, des hoißt heirata, möchte dia Mädla au heut noch äll selle gern, aber i glaub net, daß oine noch soa Häuble aufsetza tät. Ueberhaupt würd soa schöns Häuble auf soma glotziga Bublikopf gradzua scheußle ausseha: Moinet dr et au, ihr Buaba? — So, aber jetzt gaud dr hoim, für heut hab i euch gnug verzählt, a andersmol noch wieder mehr!“ —

Josef Leuze, Lehrer, Harthausen b. F.

Hohenzollerische Heimat

Vierteljahresblätter für Schule und Haus

Preis halbjährlich 0.60 DM

Herausgegeben vom Verein für Geschichte,
in Verbindung mit



Kultur- und Landeskunde in Hohenzollern
der hohenz. Lehrerschaft

Schriftleitung:
Hauptlehrer Josef Wiest, Gammertingen

Druck:
Buchdruckerei S. A c k e r, Gammertingen

Nummer 2

Gammertingen, April 1951

1. Jahrgang

I. Teil

Die Gründung des Klosters Mariaberg

Eine Wegstunde oberhalb des Städtchens Gammertingen liegen auf steilem Felsen des romantischen Laucherttales die Gebäude und das liebevolle Kirchlein des ehemaligen Klosters Mariaberg, worin seit 1847 eine Anstalt für Schwachsinnige untergebracht ist.

Nach der Ueberlieferung stand in dortiger Gegend ehemals ein Schloß, worauf noch der Flurname Altenburg und spärliche Trümmer auf hohen Uferfelsen hinweisen. Da wohnte ums Jahr 1170 eine Gräfin mit ihren beiden Söhnlein, vermutlich die Witwe des letzten Grafen von Gammertingen, namens Adalbert. Eines Tages nun zur Sommerszeit gingen die beiden Buben hinab zur Lauchert, die sich silberhell durch die Wiesen schlängelt, um ein erfrischendes Bad zu nehmen. Als sie sich genug im Bach und auf der Wiese getummelt, schlüpfen sie nach Kinderart in die nahe Feldscheuer und schliefen ein, unglücklicherweise ohne daß die Ehehalten der Gräfin, die mit der Heuernte beschäftigt waren, dies bemerkten. So wurden die Schlummernden unversehens mit einem mächtigen Heuhaufen zugedeckt und mußten elendiglich ersticken. Wer beschreibt die Herzensangst der edlen Mutter, als die Kinder auch gegen Abend

nicht zurückkehrten! Man fragte und forschte überall nach ihnen, aber alles war umsonst. Seit dem Spiel am Bach hatte niemand mehr die Kinder gesehen. Die Mutter bestürmte den Himmel mit Gebeten, und in ihrer Seelennot tat sie das Gelübde, eine Stiftung zu machen, wenn sie die geliebten Söhne lebend oder tot wiederfänden. Schon hatte man alles Suchen aufgegeben, da wurden endlich bei gelegentlichem Ausräumen der Scheuer die beiden entseelten Körper gefunden. So gründete die Gräfin, ihrem Versprechen getreu, unweit ihres Schlosses ein Klösterlein zum Zeichen ihrer Trauer und zum dauernden Andenken an ihre Lieb-linge, und bestimmte es zur Gebetsstätte frommer Jungfrauen, die nach der Regel des hl. Augustinus lebten. Die Stiftung nannte man später Mariaberg. Im Jahre 1267 gliederte der zuständige Bischof Eberhard von Konstanz die Schwestern dem Predigerorden an, und 1292 übernahmen die Benediktiner des Klosters Zwiefalten deren Schutz. Am Lauchertstrand aber, wo die Feldscheune gestanden, sieht man heute noch unter mächtigen Tannen ein Kapellchen mit dem Bilde von Mariä Krönung. Johannes Ad. K r a u s.

Der steinerne Brotlaib von Neckarhausen

Vor Zeiten stand am oberen Neckar ein herrliches Schloß. Darinnen lebte eine Prinzessin, reich an Besitz, aber geizig in ihrem Wesen. Sie hatte eine Magd, die ihr treu ergeben war und die sich Sparanda nannte. Sparanda war aber ein Uebername, den sich die Magd selbst zugelegt hatte, weil sie hundertmal am Tage drunten am Hoftor die zahlreichen Bittsteller mit dem Sprüchlein abtun mußte:

„Um den Wohlstand zu wahren
Wir „hausen“ und „sparen“. —
Scher dich gen Neckarhausen,
Hier ist nichts zum Schmausen!“

Da fügte es sich, daß eine große Hungersnot über das Land kam. Die Prinzessin wurde noch geiziger als zuvor, und die Magd mußte ihr Sprüchlein sagen fast ohne Unterlaß. Langsam gingen auch im Schloß die Vorräte zur Neige. Aus dem letzten Säcklein Mehl wurde der letzte Brotlaib gebacken. O, das duftete durch das ganze Schloß und bis hinunter ans Hoftor. Dort stand ein alter, hagerer Mann, mühsam auf Krücken gestützt, und bat um Einlaß. Der Hunger sah ihn aus den Augen, und seine Stimme zitterte, als er mit aufgenobenen Händen zu Sparanda sagte:

„Habt Erbarmen, habt bei Gott Erbarmen, reicht mir ein winzig Stücklein Brot!“

Die Magd konnte es nicht übers Herz bringen, den armen, alten Mann abzuweisen. Sie lief zu ihrer Herrin, um Fürsprache für den hungrigen Bettler einzulegen.

Jetzt ging die Prinzessin selber hinunter an das Tor, und indessen duftete das neugebackene Brot noch köstlicher durch das ganze Schloß und erfüllte die Luft weitem mit Wohlgeruch.

Da stand der Mann am Tor und sah noch armseliger aus als zuvor. „Habt Erbarmen“, wiederholte er seine Bitte, „habt bei Gott Erbarmen und schenkt mir ein winziges Stücklein Brot, damit ich nicht hungers sterbe, damit ich nicht elend verderbe!“ Und dabei faltete er seine abgezehrten Hände und hob sie bittend der Prinzessin entgegen: „Gott, der Herr“, sagte er, „wird euch reichlich entlohnen, hier auf Erden und droben über dem Sternenzelt!“

Da lachte die Prinzessin ein böses, herzloses Lachen. Sie wies mit der Hand dem Dorfe zu und sagte abweisend und kalt:

„Scher dich gen Neckarhausen,
Hier ist nichts zum Schmausen!“

Jetzt richtete der Mann seine müden Augen auf die geizige Prinzessin und sah sie mit einem seltsamen Blick so lange

an, daß ihr hartes Herz weich wurde wie Butter an der Sonne. „Wartet hier“, sagte sie nach einer Weile, „ich will mein letztes Brot getreulich mit euch teilen!“ und sie wandte sich um und eilte in das Schloß.

Als sie aber in die Backstube kam, duftete kein neugebackener Brotlaib mehr und keines Messers Schärfe vermochte ein Stücklein von dem Brotlaib abzutrennen, der — zu Stein geworden war.

Da lag er nun, der steinerne Brotlaib von Neckarhausen, rund und wohlgeformt, mit einer braunen Kruste wie neugebackenes Brot, aber hart und schwer wie die Quadersteine, auf denen der Schloßturm ruhte...

„Eile, Sparanda, hole den Mann zurück!“ sagte die Prinzessin, und die Magd tat, wie ihr geheißsen. Aber soweit sie auch Umschau hielt, der Bettler war nirgends mehr zu finden.

Indessen war das Korn reif geworden, und die Bauern ringsum bucken neues Brot. Das duftete wie ehedem der letzte Brotlaib im Schloß geduftet hatte, und der Wohlgeruch neugebackenen Brotes stieg bis hinauf ins Schloß.

Sparanda, die seither ihr Sprüchlein nie mehr gesagt hatte, lief hinunter gen Neckarhausen. Da kam ihr der Bettler entgegen, dem ihre Herrin das Brot versagt hatte. Er reichte ihr einen großen runden Laib herrlich duftenden Roggenbrotes und sagte: „Geh hinauf zu deiner Herrin und bringe ihr dies zum Dank für ihren guten Willen in zwölfter Stunde. Es ist Armenbrot für sie und das Land und ein Segen in guten und bösen Jahren!“

Die Magd nahm das Brot und trug es ihrer Herrin ins Schloß. Dankbar nahm es die Prinzessin entgegen. Ihr harter Sinn hatte sich gewandelt und je mehr sie von dem schwarzen Brote aß, desto froher wurde ihr Gemüt und freigebiger ihre Hand.

Alljährlich am St. Ulrichstage ließ sie Brot backen, was die Bäcker schaffen konnten. Das wurde mit reichlichen Geldspenden an die Armen des Landes verteilt und so ist es geblieben durch viele Geschlechter bis in die neue Zeit.

Der steinerne Brotlaib wurde eingemauert in der Kapelle des heiligen Ulrich zu Neckarhausen im oberen Neckartal. Da ist er heute noch zu sehen und wer am St. Ulrichstag mit reinem Herzen recht andächtig im kleinen Kirchlein kniet, dem strömt zuweilen der Wohlgeruch neugebackenen Brotes entgegen wie ein Labsal aus der besseren Welt.

Bruno Ewald Reiser.

Der Geist und der Nachtwächter

Am Rande der breitgelagerten Ortschaft Rangendingen führt ein Weg ins sogenannte Wolfental. Seit uralten Zeiten steht an diesem Feldwege, dort wo ein Weg zu den Gipsbrüchen abzweigt, ein Kreuz. Von dieser Anhöhe aus hat man eine gute Sicht über die ganze Ortschaft. Dort hinauf begab sich einst der Nachtwächter, wenn er die Stunden ausgerufen hatte und ruhte unter dem Baume bei dem Kreuz aus. Von hier aus konnte er die ganze Ortschaft leicht überblicken und eine etwaige Feuerbrunst frühzeitig beobachten. Der Nachtwächter war ein älterer Mann, und bis er den Berg hinauf kam, überkam ihn oft die Müdigkeit. Ab und zu verschlief er die Stunde, die er ausrufen sollte. In einer lauen Sommernacht übermannte ihn der Schlaf gar bald und sicherlich hätte er auch in dieser Nacht das Ausrufen unterlassen. Da zupfte ihn plötzlich etwas am Aer-

mel und als er die schlaftrunkenen Augen aufsperrte, erblickte er eine sonderbare Gestalt in alter Kleidung. Die seltsame Erscheinung redete den Nachtwächter an: „Fürchte dich nicht! Bete ein Vater unser für mich, dann kannst du ruhig schlafen, ich werde für dich wachen und dich beim Stundenschlag wecken.“ Der Nachtwächter befolgte dies und wurde jedesmal, wenn die nahe Glocke die volle Stunde ankündigte, geweckt, damit er mit seinem Horn blasen konnte. Auch in den folgenden Nächten kam die Gestalt und bot dem Nachtwächter seinen Dienst an. In einer Nacht jedoch, nachdem der Wächter sein Vater unser gebetet hatte, sagte die dunkle Gestalt: „Heute nacht war ich das letzte Mal bei dir. Ich bin ein Geist, durch dein Gebet hast du mich erlöst und ich habe jetzt Ruhe.“ Dann verschwand der Geist und kam nicht wieder.

Der Schweller von Ringingen

Auf der Burg zu Ringingen saß ein eigenes adeliges Geschlecht, die Schweller. Der letzte dieses Namens und Stammes war ein gewalttätiger, harter Mann, der seine Untertanen daselbst außerordentlich plagte. Bei seinem Tode hinterließ er seine Frau mit drei Töchtern. Schweller fand aber im Grabe die Ruhe noch nicht. Oft, selbst am hellen Tage begegnete er den Bauern in Feld und Wald in der gleichen Gestalt und auf dem nämlichen Pferde, auf dem sie ihn oft gesehen hatten. Bei Nacht trieb er sein Wesen im Schloß, plagte Frau, Kinder und Hausgesinde, verhehlte aber dabei nicht, was geschehen müsse, um ihm zu helfen. Die Edelfrau tat dies aber nicht. Doch wurde ihr der abgestorbene Gemahl so lästig und beschwerlich, daß sie mit ihren Töchtern das Schloß verließ und nach Rottenburg zog. Mittlerweile stand die Burg verlassen und öde. Da begab es sich, daß sich einige junge Gesellen in Ringingen beim Wein über den Schweller lustig machten; sie beschloßen, das Treiben ihres verstorbenen Herrn genauer zu beobachten und zu diesem Zweck gemeinschaftlich eine Nacht im Schloß zuzubringen. Sie begaben sich deshalb am hellen Tage dorthin, mit Speisen, Getränken und Lichtern wohl versehen. Dieselben quartierten sich im besten Gemache ein, heizten, da es Winter war, tüchtig und saßen nun heiter und fröhlich beieinander. Später schlief die ganze Gesellschaft, denn es war außerordentlich still in der Burg. Als einige um Mitternacht erwachten, war es wieder kalt; aber keiner getraute sich, vor die Türe zu gehen und das Feuer zu schüren. Es ging aber nicht lange, da hörten sie den Geist die Treppe herauf kommen. Derselbe fachte das abgegangene Feuer wieder an und heizte dermaßen ein, daß die Burschen fast erstickten und sich nicht anders zu helfen wußten, als daß sie die Köpfe zum Fenster hinaus hingen. Als sie nun in größter Not waren, öffnete der Schweller plötzlich die Stubentüre, öfgleich dieselbe fest verschlossen war, zeigte sich unter der Türe in seiner gewöhnlichen Gestalt und rief, ob es warm genug sei. Vor Schrecken getraute sich niemand zu antworten; da schloß Schweller die Türe, zog ab und belästigte die Gesellschaft nicht weiter. Erst, als heller Tag war und die Sonne am Himmel stand, hatten die Gesellen das Herz, das Schloß wieder zu verlassen und in ihr Dorf hinunterzugehen. Sie fühlten zum zweiten Male keine Lust mehr, in der Burg zu schlafen und sich von einem solchen Heizer bedienen zu lassen.

Unterdessen hatte der Schweller seine Frau und Töchter in Rottenburg auch aufgefunden und drangsalierte sie dort nicht weniger. Deshalb zog die Witwe wieder auf ihr Schloß nach Ringingen zurück. Da begab es sich eines Tages, daß ein Mann aus Killer, der vor kurzem aus langjährigem Kriegsdienst zurückgekehrt war, sich in dem Wald zwischen Ringingen und Killer herumtrieb. Dieser kannte von früher her den Schweller gut und hatte von seinem Tode und dem, was sich nachher begeben, nichts erfahren. Der Kriegsmann begegnete nun dem Ritter, grüßte und fragte ihn, wohin er reite. Darauf antwortete Schweller, er sei tot. Der Mann aus Killer glaubte dies mit Grund bezweifeln zu müssen, allein jener versicherte, daß dies wirklich der Fall sei. Nun kam ersterer auf die Vermutung, es müsse bei dem Ritter nicht mehr richtig im oberen Stock sein und sagte deshalb: „Junker, ihr seid nicht tot: denn wäret ihr tot, wie ihr vorgebet, so würdet ihr da nicht umherreiten.“ Hierauf entgegnete der Schweller, er sei gewiß tot, die Ursachen aber, warum er gegen die Gewohnheit der Verstorbenen noch unter den Lebendigen weile, seien diese: erstens habe er bei seinen Lebzeiten seinen armen Untertanen die Früchte auf dem Felde mit Reiten und Jagen oft selbst aus heimlichem Neid ohne Not verderbt und beschädigt; zweitens habe er, wenn es sich um das Mein und Dein handelte, nie nach Gerechtigkeit, sondern nur nach Gunst gesprochen und geurteilt; drittens habe er seinen Untertanen in Ringingen alle Backöfen in den Häusern ver-

boten, einen allgemeinen Backofen gebaut und einen Bäcker dazu bestellt, bei dem jedermann, selbst bei eigenem Nachteil, backen lassen mußte, dem Bäcker selbst eine hohe Abgabe auferlegt, wofür er dann den zwanzigsten Laib erhob; viertens habe er der Gemeinde eine Käiberweide eingezogen und für sich Wiesen daraus gemacht. In diesen Stücken habe er die Bauern schwer benachteiligt und dadurch Gott beleidigt. Solange der angerichtete Schaden nicht wieder ersetzt und das eingezogene Eigentum der Gemeinde nicht wieder erstattet sei, werde er keine Ruhe finden und müsse umherfahren in großer Marter und Pein. Hierauf entgegnete der Kriegsmann: „Ach Herr, wenn das eure Frau und Kinder wüßten, so würde euch schnell geholfen sein.“ Schweller antwortete: „Ja, sie wissen es gar wohl, denn ich habe es ihnen schon selbst gesagt, auch viele Plagen angest, aber es hilft nichts; sie wollen das ungerechte Gut nicht fahren lassen. Aber ich bitte dich, erzähle das, was ich dir gesagt, nochmals meinem Weibe und meinen Kindern, wie auch den Bewohnern im Dorfe; vielleicht erbarmen sie sich endlich meiner und befreien mich von meinen schweren Leiden.“ Der Mann versprach dieses, äußerte aber die Besorgnis, man werde ihm nicht glauben, was er vorbringe. Da zog Schweller einen kleinen Hut vom Kopf, reichte ihm denselben und sprach, bei diesem Wahrzeichen werden ihm Frau und Kinder wohl glauben. Dann warnte er ihn noch, er solle jetzt nicht hinter sich sehen, es würde dies mit Lebensgefahr geschehen. Wie sie nun von einander schieden, erhob sich ein solches Getöse, als ob Berg und Tal zusammen fallen wollten. Der Kriegsmann ging schnell seine Wege, denn es schien ihm nicht mehr geheuer. Als er nach Killer kam, wurde er von seinen Freunden und Verwandten nicht mehr erkannt, denn er war an Haar und Bart weiß geworden. Ohne Verzug begab er sich nun zu der Frau des Schwellers und richtete die erhaltene Botschaft aus. Aber die Frau wollte sich nicht erweichen lassen und Ersatz an die Gemeinde leisten. Da fing der Geist sein Treiben auf dem Schloß von neuem an. Er hatte drei Töchter hinterlassen, von denen die jüngste Agnes hieß; diese war ihm die liebste, er nannte sie bloß Engelin. Wenn er nun plötzlich in der Burg erschien und seine Frau erschrecken wollte, warnte er die jüngste Tochter zuerst, indem er sie anredete: „Engelin, hüte dich! Liebes Engelin, ich komme.“ Zu Zeiten, manchmal mitten im Sommer, schloß er Weib und Kinder in ein Gemach ein und heizte dann so stark ein, daß sie fast ersticken mußten. Wenn sie aus Vor-sicht das Holz beiseite schafften und nun sicher zu sein glaubten, so trug Schweller alles wieder herbei und heizte nun um so kräftiger. War die Frau am Kochen, trieb er sie manchmal aus der Küche und legte dann eine solche Menge Holz in das Feuer, daß die Speisen samt und sonders verbrannten. Einige Male erschien er des Nachts im Schlafgemache seiner Frau, hob sie aus dem Bett und machte Miene, sie zum Fenster hinaus zu werfen. Als dieses alles noch nicht helfen wollte, kam Schweller einmal gegen Tag in die Kammer, hob die Frau mit dem Leintuch aus dem Bett, knüpfte die vier Zipfel zusammen und hing sie vor das Fenster hinaus an einen hölzernen Nagel. Da ließ er sie geraume Zeit hängen. Die Edelfrau erschrak darüber im höchsten Grade, denn sie begriff, daß ihr Leben an einem Nagel hänge. Das brach ihren Widerstand. Sie versprach nun ihrem Manne, alles zu erstatten und auszuführen, wie er es verlange. Das tat sie auch. Ebenso wurden die kirchlichen Zeremonien nachgeholt. Als die Priester auf dem Kirchhof zu Ringingen das de profundis gebetet hatten, erschien der Schweller daselbst, erstattete seinen Dank und berichtete, daß er nun von aller Pein ledig und ein Kind der ewigen Freude sei. Darauf verschwand er und seither hat man ihn weder gesehen noch gehört.

In der Steinzeit

Mit zäher Ausdauer hat die Donau ihren mühevollen Weg durch das Felsgelände des Jura gesucht und gefunden. Endlich scheinen alle Schwierigkeiten überwunden. Da, wo heute unweit Sigmaringen der Bahnhof Inzigkofen steht, breitet sich ein großes Wiesental aus. Bewaldete Höhen umstehen es, sanft und stetig fließt die Donau, als hieße sie sich der ihr gewordenen Ruhe. Plötzlich treten die Berge wieder nahe zusammen. Senkrecht starrt die grauweißen Kalksteinwände vom Flußufer empor, aber nicht in gerader Richtung nach aneinander rein und, sondern in malerischen, bald weichen, bald schroffen Windungen, so daß das Auge an keiner Aussicht gehemmt ist. Und durch dieses Gewirr von Felsen, das wie im Übermut von der Natur geschaffen zu sein scheint, fließt die Donau, hier losend und schäumend, als grölle sie der ihr nochmals aufgedrungenen Arbeit, dort still, ruhig, fast ohne Bewegung, ein Bild der Ergubung in Unabänderliches. Aus den nackten Bergwinden, deren Scheitel uppig bewaldet sind, sahnen zahlreiche Höhlen. Von der Sohle des Tales und den sanfter abfallenden unteren Teilen der Berge streben dunkle Tannen hinauf, die Höhlen belnahe ganz verdeckend und ihnen Schutz vor Sturm und Regen gewährend. Schmale Fußpfade, dem Gestirn zum Teil künstlich abgewonnen, führen von Klippe zu Klippe, hier und da ergötzt durch schwindelerregende Siege, gebildet aus kunstlos gefügten, roh behauenen Baumstämmen, an denen der Furchlose die gähnende Kluft überschreitet. Auf steilen Steigen gewinnt man die Höhe. Dieses so malerische Fleckchen Erde, heute der vielbesuchte Park von Inzigkofen, ist das Gebiet, auf dem wir die ältesten Bewohner Hohenzollerns zu suchen haben. Belauschen wir sie an einem hellsonnigen Herbsttage!

Helles Kinderlachen senkt unsere Schritte. Zwischen den zwei höchsten Felsenmassen fällt ein weltausgedehnter Abhang bis zum Flußufer hinab. Uppiger Graswuchs bedeckt ihn. Knaben und Mädchen, dunkel von Luft und Sonne gebräunt, das blonde Haar wie um den Kopf tummeln sich hier. Hurtle klettern sie die Höhe hinauf, legen sich am Rande des Abhangs platt hin, ein Ruck, und sie kollern in steigender Schnelligkeit den hohen Abhang hinunter, kreischend und lachend, um hochruhen Gesichtes, doch ohne Spur von Schwindel trotz des raschen Um-180-Grad-Wälzens, das Spiel von neuem zu beginnen. Ist die Gewalt des Vorwärtsschießens so groß, daß der Rollende, unten angelangt, sich nicht einzuhalten vermag und über den Weg hinaus tanzen? In das Wasser stürzt, so daß dieses hoch aufspritzt, so lachen sie alle jubelnd auf, auch der Knabe oder das Mädchen, dem der Zufall begegnet. Ihre Kleidung leidet keinen Schaden, denn sie ist aus Fell hergestellt und karg im Maß. Beständiges Leben im Freien — nur zur Winterzeit schlafen sie am Herdfeuer in der Höhle — haben sie so abgehärtet, daß sie die Nässe nicht störend empfinden.

Da rult ein gellender Pfiff das Echo der Felsen wach. Der Spitz, der das übermütige Spiel der Kinder kläffend geteilt, hebt die Ohren und stürzt dann mit lautem, freudigem Gebell die Höhe hinauf. Auch die Kinder unterbrechen ihr wildes Tummeln, und als jetzt abermals ein Pfiff ertönt, noch näher als vorher, da springen sie schreiend und jubelnd dem vorausgeeilten vierbeinigen Gefährten nach. Doch schon teilt sich das Gebüsch. Eine kleine Gruppe von Männern wird sichtbar. Unter ihnen ein Mann in der Vollkraft der Jahre, über fünfzig wird er zählen, und mehrere jüngere Genossen von dreißig bis zwanzig. Ihre Kleidung ist die gleiche. Um Schulter, Brust und Lenden schmiegt sich ein armeloser Ueberwurf von Tierfell, die Beine freigeblieben zu den muskulösen Schenkeln. Die Füße stecken nackt in Fell, das mit Nieren über den Fuß um den Knöchel geschnürt ist. Ein breiter Gurt von ungegerbter Tierhaut hält den Leibrock um die Hüfte zusammen. Und wie sonnenbar die Waffen dieser Leute! Rechts im Gurt steckt das Wurfbell. Aber im oberen Ende des zahen, mit Bedacht ausgewählten Schafes, glänzt kein blinkendes Metall, sondern ein scharf zugeschilltes Steinbeil. Links am Gurt ruhmelt ein kurzes Messer, ebenfalls aus Stein, und zwar aus gelbem, hartem Feuerstein, so scharf zugeschillt, daß sich die allzuhaftig zugreifenden Kinder schon oft damit verwundeten. In den Händen tragen diese Männer einen langen Stab aus Eschenholz, am Feuer gehärtet, an dessen Spitze ein mit doppelter Schneide zugeschilltes Serpentin steckt, also ein Wurfspeer. Um den Hals haben sie den Bogen geworfen, dessen Sehne aus getrocknetem Tierdarm gewunden ist, und ein plump schnitzter Köcher trägt die Pfeile, deren Spitzen meist aus Feuerstein gebildet sind. Hat der Jäger einen solchen Pfeil verschossen, so daß er nicht im Körper des Wildes steckt, dann sucht er sorgsam das Schußfeld nach dem Pfeile ab, denn dieser ist wertvoll für ihn wegen der vielen Zeit, die seine Herstellung erfordert.

Gewiß sind die Waffen gar ursprünglich und kunstlos im Vergleich zu denen einer späteren Zeit, wo der Mensch die Bearbeitung des Metalls gelernt hat, aber daß sie, dank der großen Gewandtheit der Naturmenschen jener Tage, seinem scharfen Auge, der Kraft seines Armes, der großen Sprungfähigkeit seiner Hüfte, der genauen Kenntnis aller Stellen und Gewohnheiten der Tiere des Waldes, doch ihren Zweck voll erfüllen, das zeigt die Beute, die die Jäger allemal vom frohen Waidgang heimbringen.

Auch heute tragen sie, aus zwei frisch gefällte junge Tannen gelegt, einen festen Hirsch, und an einer der Stangen brauen ein gelbbrauner Tuchs, der schon den warmeren Teil des Winters angelegt hatte. Reines Balg wird nun auf Streifen geschnitten, um das Gewand des glücklichen Jägers zu schmücken. Jubelnd umspringen die Kleinen die Heimkehrenden, Großvater, Vater, Bruder, und einst Verstopfte. Raub ist die Sprache, deren sie sich bedienen, aber Worte der Liebe, der Zärtlichkeit enthält sie doch. Das erkennt man aus dem Blick des Großvaters und des Vaters, mit dem sie die Kinder betrachten und ihnen die fröhliche Hand überlassen, an die sich zwei, ja drei der Übermütigen zugleich hängen.

Mit den Jägern kehren die Kinder zum eigentlichen Heim der Sippe zurück. Auf dem Weg, den sie einschlagen, läßt das Oberhaupt der Gesamtfamilie das scharfe Auge, überall hin saugend, nach dem Rechen schauen; denn auch bei diesem Volke, das in seiner Entwicklung vom Nomadenleben noch nicht gar lange zur höheren Stufe festen Wohnsitzes mit Pflege des Ackerbaues und der Viehzucht vorgedrungen ist, muß Ordnung herrschen. Jetzt schreiten sie über zwei nebeneinander gelegte breite Tannenbäume, die eine gähnende Kluft überbrücken. Niemand denkt daran, den sorglos dahinspringenden Kindern Vorsicht anzubefehlen; keiner der Jäger, auch nicht die, welche mit der schweren Jagdbeute beladen sind, setzt zögernd oder vorsichtig den Fuß auf den weder Stütz noch Halt bietenden glatten Weg. Wie auf rasigem, ebenen Boden schreiten sie unbekümmert um die schauerliche Tiefe weiter, lachend und plaudernd, schwindelfrei hinabschauend in den Fluß. Da zeigt einer der Knaben mit der Hand hinunter. Und wie die anderen der weisenden Hand mit dem Auge folgen, sehen auch sie, wie einer aus ihrer Sippe in schwerfälligem Nachen — ein Einzelm ist's, mühsam mit Feuerbrand und Steinbeil ausgehöhlt — im Fluß umherfährt, um in den Buchten Reusen aus geflochtenen Weiden zu bergen zum ergiebigen Flachfang. Und dort erblicken sie auf einem über dem Wasser hängenden, zur Hälfte verdorren Baumstamm liegend einen halbwüchsigen Jüngling, der die Flachsschnur mit dem Angelhaken aus Knochen in das Wasser senkt.

Jetzt schreiten sie über den Rücken eines der langgestreckten Felsen dahin. Hier sind die Bäume fast alle fortgeschafft — welche Arbeitsleistung für die Menschen mit ihren geringen Werkzeugen! — und ein großer Platz ringsum mit Pfahlwerk eingeschlossen, zur Aufnahme des Viehs bestimmt. Zur Stunde ist der eingefriedete Raum leer; denn das Vieh weidet dort unten auf den schönen, Weideplätzen, an denen das Talufer nicht arm ist, und die Schafe — auch dieses nützliche Tier kennt und besitzt der Mensch der jüngeren Steinzeit schon — klettern unter der Aufsicht zweier Knaben an den kräuterreichen Abhängen umher.

Nun etwa zwanzig Schritte auf steilem Pfade abwärts, und das Heim ist erreicht. Vor tausend und abertausend Jahren hat das Wasser, vermöge seiner reißenden und aushöhrenden Kraft, in die senkrecht abfallenden Wände des Jura tiefe, muldenförmige Ausbuchtungen mit weit überhängendem Felsendache gebildet. Noch kennt der Mensch kein Holzhaus, aber zum Bedürfnis von Schutz und Schirm gegen Kälte, Frost, Sturm und Nässe ist er doch schon vorgeschritten. Er sucht diese von der Natur für ihn wie geschaffene Wohnung auf, jagt den Höhlenbar, den Wolf, den Luchs oder sonstige bläherige Beutler hinaus und zieht selbst ein. Für sehr sehr geringen Ansprüche an Bequemlichkeit und Luxus bietet die Höhle genug, sie beizien sogar einen gewissen Grad von Behaglichkeit. Im Hintergrund, den Wänden entlang, ist die Ruhestätte, raschendes, dures Laub mit Tierfellen belegt. An Holzkellen, die in Ritzen eingetrieben sind, hängen Waffen und Werkzeuge, auch Bälge von erlegtem Wild und wärmende Rehdecken. Auf Felvorsprüngen und Holzklötzen stehen irdene Gefäße von einfacher Form. Oberhalb und zur Seite der Höhlen haben die waidfrühen Männer Trophäen ihrer beutereichen Jagdzüge auf Stangen angebracht, das finster drohende Haupt eines Ebers mit glühendem Hautahn, den mächtigen Schädel eines Auerochsen mit den gewaltigen, weit abstehenden, glatten Hörnern, das fächerartige Geweih des Elch. Nur

im Winter und bei anhaltendem Regen ist die Feuerstelle in der Höhle selbst, sonst stets im Freien.

Die Kinder springen voraus, um der Großmutter und der Mutter, die mit zweien der Töchter vor der Steinwohnung sitzen, die Heimkehr der Jäger zu melden. Die Frauen sind von robuster Gestalt, kräftig und gesund. Das lange Haar ist am Scheitel zusammengebunden und flutet lose den Rücken hinab. Ihre Kleidung besteht nicht aus Fellen — die tragen sie nur im Winter — sondern aus einem bis zu den Knien reichenden Wollenhemde, das sie aus der Wolle ihrer Schafe schon selbst zu verfertigen verstehen. Allerdings ist es eine mühsame Arbeit mit den einfachen Hausmitteln, die ihnen zu Gebote stehen — tönernen Spindelsteine und Wirtel, sowie Nadeln aus Fischgräten — das Werk zu vollenden.

Die Männer haben Hunger und Durst. Noch glimmen Funken im niedergebrannten Holzstoß vor der Höhle. Bald ist er zu neuem Leben angefacht, und in kurzer Zeit züngelt die Flamme, steigt der Rauch empor. Von dem noch vorräthigen Fleisch wird ein riesiges Stück an den Bratspieß gesteckt. Hurtig springen die Knaben zum Flusse hinab, um Wasser zu holen, indessen die Töchter auf der Handmühle, bestehend aus der flachen Granitplatte, auf die das Korn gelegt wird, und aus doppeltfaustgroßem, rundem Steine, womit die Körner zerquetscht werden, das rauhe Mehl zu Mus bereiten. An Milch fehlt es nicht, um den Brei schmackhaft zu machen, selbst Honig ist vorhanden, und die Männer erhalten sogar in brauner Trinkschale, deren Wände, wie die aller Tongeschirre, nur mit der Hand, nicht auf der Drehscheibe geformt und geglättet sind, einen Labetrunk, hergestellt aus gebrauter Gerste. Während nun der eine dies tut, der andere jenes, die älteren Männer ausruhend sich hinstrecken und von der Jagd erzählen, zieht der Künstler der Sippe, ein junger, brauner Bursche, ein scharfes Feuersteinmesser hervor und schnitzt in ein

Hirschhorn allerlei Figuren. Neugierig lugen ihm die Kinder über die Schulter und jubeln auf, wenn sie in dem Bild ihren Spitz erkennen oder sonst einen Gegenstand, der ihnen nicht fremd ist. Oft gibt es aber für die heranwachsenden Knaben auch eine harte, langwierige und mühsame Arbeit, wenn sie nämlich unter Anleitung eines Erfahrenen Steine abschleifen müssen zu Waffen und Werkzeug. Bevor die Sonne sinkt, sitzt hier und vor den anderen Höhlen der Sippe die Familie behaglich beim Mahl. Zwar sind Gabel, Tischtuch und Mundtuch unbekannte Begriffe, kaum das Messer wird gebraucht vom einzelnen, und das Mus wird mit dem Löffel, geformt aus rauher Kieselerde und am offenen Feuer gebrannt, geschöpft, aber schmecken tut es allen, und gesund ist die Nahrung. Nach und nach senkt sich die Dämmerung über das wilde und doch so malerische Flußtal, merkwürdige, gespenstige Formen in den Felsen und in der Tiefe des Ufers erzeugend. Das ist die Stunde, wo der Steinzeitmensch die Ruhestätte sucht. Einige gewaltige Holzscheite geben dem Feuer Nahrung für die Nacht, Schutz gewährend gegen herumschleichendes Raubzeug. Die Eltern und die jüngsten Kinder verbringen die Nacht auf dem Laublager in der Höhle, die anderen betten sich draußen um die Feuerstelle, und bald herrscht Ruhe allüberall. Wenn aber die Vögel des Waldes der aufgehenden Sonne zujubeln, dann erheben sich auch diese Menschen von ihrem Lager, denn sie sind Kinder der Natur, wie jene, und leben gleich ihnen mit der Natur.

So mag es damals im Flußtal von Inzigkofen ausgesehen haben. Und wie dort, so noch an manchen anderen Stellen der heutigen hohenzollerischen Lande; denn darauf deuten die Funde, die bald hier, bald dort gemacht worden sind. Und wann war jemals das? Diese Frage ist schwer zu beantworten. Begnügen wir uns mit der ungefähren Zeitangabe: Nicht nach 1400 vor Christus, weil von diesem Zeitpunkt ab man den Anfang der Metallzeit rechnet.

Dr. Zingeler.

Ein Gang über unsere Albhochfläche zu einer frühgeschichtlichen Siedlung

In vorchristlicher Zeit sah es in unserer Heimat anders aus als jetzt. Da, wo heute gepflegte Buchen- und Nadelwälder stehen, dehnte sich auf unserer Albhochfläche ein ausgedehntes Steppenfeld, das von Buschwerk und Baumgruppen stark durchsetzt war.

Versetzen wir uns im Geiste um 3—4000 Jahre zurück, dann wird uns Warnfried, ein Urahn jener Zeit, einmal berichten, wie es damals auf der Alb aussah. Dörfer und Wälder verschwinden plötzlich vor unseren Augen, und ungewohnte Bilder tauchen auf einmal vor uns auf. Wir wandern mit Warnfried im Geiste über die Alb.

„Von den Flußtäälern herauf fing der Wald an, sich immer mehr über die Ebene auszubreiten. Da und dort durchstreifte ich kleinere Wälder und Baumgruppen, die mit Buchen, Eichen, Eschen, Ahorn, Kiefern, Birken, Ulmen und Linden bewachsen waren. Vereinzelt begegnete ich auch Holzapfel- und Holzbirnbäumen. Weiter, immer weiter ging mein Marsch, mitten durch dichtes Steppengras, und heiß brannte die Sonne auf mich nieder. Ich lenkte meine Schritte einem zur Seite liegenden Hügel zu, an dessen Abhang ein kleiner Buchenhain mich zur Rast einlud, und ein leiser Wunsch tauchte plötzlich in mir auf. Vielleicht sehe ich von der Höhe aus einige jener Tiere, deren schwache Eindrücke ich im harten, ausgetrockneten Steppenboden entdeckt hatte. Es waren Fährten vom Hirsch, Reh, Braunbär und Wildschwein.“

Während ich mich im Schatten jener Baumgruppe setzte, bot sich mir ein entzückender Anblick. Eine Landschaft von seltener Schönheit, in deren Mitte eine Siedlung sich ausbreitete, lag in strahlendem Sonnenglanz vor mir. Dem Leben und Treiben da unten mußte ich noch etwas zusehen. Draußen in der Steppe gingen weidende Kühe. Dort, im nassen Erlenbruch am Rande des Eichengeholzes wühlten grunzende Schweine, und hinter dem dortie waren spielende Kinder inmitten weidender Ziegen und Schafe.“ Wir dürfen mit Warnfried noch die Siedlung schauen. Während er Hütte um Hütte bestaunt, bittet er einen alten Mann, der an einer Giebelwand sitzt, ihm doch zu erzählen, wie er seine Wohnung einmal gebaut hat. Aufmerksam lauscht er Udo zu.

„Viele, viele Sommer sind schon über mich gegangen“, so erwiderte der Alte, „als wir aus einem fremden Lande auswanderten, weil es uns nicht mehr genügend Land, Weide und Wild bot. Alle unsere Habe nahmen wir mit. Beschwerlich war die Reise, und nur langsam kamen wir mit den schwer beladenen Wagen voran. An einem großen Fluß zogen wir aufwärts. Gar vielmal wechselten Sommer und Winter, bis wir endlich hier unbewohntes Weideland und viel

Wild antrafen. Recht arm und hungrig kamen wir hier an. Mit den wenigen Geräten, die uns von der Wanderschaft noch blieben, gingen wir an die Arbeit. Einige unserer Männer haben auf der Wanderung von andern Völkern, durch deren Gebiete wir wandern mußten, Beile, Dolche und Schwerter eingetauscht, die viel besser waren als unsere Steinwerkzeuge. Solche Geräte sahen wir damals zum erstenmal. Sie waren aus einem glänzenden Metall, welches von Kupfer und Zinn geschmolzen wurde und sich Bronze nennt. Alles, was gehen, heben und tragen konnte, mußte mithelfen, unser Haus zu bauen. Als wir Stamm um Stamm gefällt hatten und gar alles hierhergetragen war, ramnten wir die Pfähle in den Boden. Zunächst die Eckpfähle, dann die Giebel- und Seitenpfähle und zuletzt einen in die Mitte der Hütte zur Stütze des Daches. Nun wurden armdicke Stämme der Länge nach an den vier Außenwänden übereinandergelegt, so daß sie sich in den Ecken kreuzten. Die Fugen und Innenwände wurden mit einem Lehmbrei, der mit Moos vermischt war, verstrichen. Durch die Mitte der Hütte kam eine Querwand, daß zwei Räume entstanden. Zum Bedecken des Daches verwendeten wir Stroh und Steppengras, welches zum Schutze gegen den Wind mit Steinen beschwert wurde. Damit der Rauch abziehen und die Helligkeit ins Innere der Hütte eindringen konnte, ließen wir im Dache eine Lücke offen, und in die Seitenwände kamen Oeffnungen. Der Holzfußboden der Hütte wurde mit Birkenstämmchen, die in wechselnder Lagerichtung übereinander gelegt wurden, bedeckt, und deren Fugen wurden mit Kiesletten zugestampft. In der Mitte der Hütte saß ihr ein Kieslettensockel von 15—20 cm Höhe, auf dem die Feuerstelle liegt. Darauf brodelte der Hirsebrei, auf den schon eine hungrige Kinderschar sehnsüchtig wartet. Auf dem heißen Herdstein liegt Korn, das geröstet wird. Durch die Dachlücke und die Oeffnungen in den Wänden dringt nur wenig Tageslicht ein. Es genügt, denn in seinen 2 Räumen kennt man sich ja aus. Der dahintergelegene Schlafraum ist durch eine schmale Tür zugänglich. Hier stehen niedere Schrammen, in denen man nachts, in Schafspelz gewickelt, auf dem Laub oder Steppengraslager liegt. Die letzten Flämmchen des offenen Herdes lassen seltsame Lichter und Schatten über das Gebälk der Hütte huschen, dann mag es draußen stürmen oder frieren. An der Giebelwand zum Weg hin breitet sich ein Vorplatz aus, der mit einer kiesdurchsetzten Lehmschicht bedeckt ist.

Im warmen Winkel spinnt die Urahn. Aber bald werden es ihr die Augen nicht mehr erlauben. Dann wird

sie noch den Kleinsten der Hütte, die ihr aufmerksam zulauschen, erzählen von guten und bösen Tagen der Familie und der Sippe. Urahn freut sich aber über den ruhigen, sorglosen Lebensabend, der ihr noch beschieden ist. An der Handmühle sitzt ein Mann, er mahlt Getreide. Auf einer kiesdurchsetzten Lehmsschicht erhebt sich in der Ecke ein lehmüberwölbter Backofen. Die drei Seiten sind aus Flechtwerk und mit Lehm überstrichen. Die vordere Seite ist offen und wird beim Backen mit einer gegerbten Tierhaut zugehängt.

Unsere Siedlung zählt ungefähr 20—25 Hütten. Die Straße ist außergewöhnlich schmal geblieben, und die Hütten stehen so nebeneinander, daß ein Mann noch dazwischen durch kann.“

Während Udo lange und träumend in die Ferne blickt und Erinnerungsbilder aus jungen und alten Tagen ihn befangen halten, betrachtet Warnfried die an der Hütte ent-

lang stehenden dickbauchigen Urnen mit zierlichen Nasen. Sie sind vollgefüllt mit Gerste, Hirse, Hafer und Roggen. Mit zitternder Stimme erzählt Udo weiter: „Damals, ja damals war ich noch jung und stark und der Führer der Sippe. Jetzt aber haben mich die Kräfte verlassen. Wie gerne wäre ich heute morgen mit den Männern zur Jagd ausgezogen. Aber ich kann kaum mehr der Hüter des Dorfes und der Kinder sein. Auch die Frauen und Mädchen sind heute draußen in der Lehmgrube und fertigen Töpfe und Gefäße, um für den kommenden Winter die Vorräte darin aufbewahren zu können.“

Während Udo sich im Geiste in andere Hütten versetzt, beginnt die Sonne sich über die Siedlung zu senken, und bald werden Menschen und Vieh ins Dorf einziehen. Wir aber können nicht mehr warten, bis die Jäger und Frauen zurückkehren, denn bis dorthin steht der klare Mond am Himmel.
W. Flad, Steinhilben.

Alte Grabesinschriften von der Alb und anderswo

Zwei merkwürdige Grabinschriften liest man auf dem alten Herderner Friedhof bei Freiburg. Der eine ist der Grabstein einer Mutter, auf dem zu lesen steht:

„Sie war ganz, aber nicht zu sehr Mutter.“

Auf dem Grabmal eines Menschen, der selber in den Tod ging, heißt es:

„Nicht mehr wissen, tut nicht mehr weh.“

Auf einer Mahntafel im Günterstaler Friedhof steht:

„Das Best am Leben ist — man stirbt wenns Zeit ist.“

Sprüche gutgemeinter Art, die man jedoch mitunter mit leisem Kopfschütteln liest, trifft man auf manchem alten Friedhof. Kurz und bündig hat auf der Alb einer gedichtet:

„Hier ruht Benedikt Hammersterz — vom Dach aus fiel er himmelwärts.“

Auf einem Nachbarfriedhof liest man:

„Hier ruht begraben Friedrich Ruhlieb, Metzger.
Die Tiere hat er totgestochen,
er selber hat das Gnick gebrochen.“

Sinnreich steht auf eines Schneiders Grabstein:

„Hier liegt der Schneider Fehrenbach,
hat im Leben manche Hos gemacht,
jetzt zog der Tod ihm seine aus,
er ließ Weib, Kind und Geiß zu Haus.“

Auch dem Lumpensammler hat mans klar und deutlich gemacht:

„Lumpen waren sein Handwerk —
jetzt hat ihn selber der Tod gesammelt.“

Ueberraschend ist menschliche Ueberlegungskunst:

„Was ist doch das menschliche Leben?
Gestern hat ihn die Kiesgrub bedeckt —
heute deckt ihn die Erde.“

Einen ganzen Lebenslauf will folgende Inschrift umfassen:

„Hier ruht Friedolin Mägerle.

Sein Vater ist gestorben —
seine Mutter hat ihn geboren.“

Noch tragischer ist folgender Sinnspruch:

„Hier ruht unser liebes Söhnlein Athanasius Waiblen.
Er war von sieben Kindern das einzige Ueberlebende.“

Von einem Blitzerschlagenen heißt es:

„Vom Blitz erschlagen auf der Weide starb er gottgegeben eines augenblicklichen Todes.“

Weiter heißt es ein andermal:

„Zu Tode gefallen vom Dach und beide Beine gebrochen
hat der in Gott verstorbene Mathias Ackermann,
geboren am 5. Mai 1816 bis 12. Oktober 1861.“

Ueberraschend ist auch die doppelte Todesart, die ein anderer Grabstein bekundet:

„Von einem Herzschlag befallen und in der Jauchegrube
erstickt, hatte er schmerzlich ausgelitten.“

Eine tiefe Weisheit, und nicht zum erstenmal ausgesprochen, bekundet folgende Tafel:

„Das Leben ist ein Augenblick —
das Sterben dauert länger.“

Kurz machte es ein Großbauer um Biberach herum:

„Lebe! Du hast Zeit!
Zum Sterben wird sie dir auch gegeben.“

Wie sehr Leben und Sterben im Gedanken des Menschen verbunden sind, sagt dieser Spruch:

„Man ist da und tut seine Pflicht. —
Das Sterben ist die Abrechnung. —“

Und noch ein Wort, froh und schön:

„Wie schön ist das Leben!
Aber auch das Sterben ist weislich eingerichtet.“

Marie Theres Baur, Burladingen.

Das Klötzle

Nach einer wahren Begebenheit

Vor mehr als hundert Jahren lebten in Grosselfingen die Gebrüder Leopold, Franz Karl und Wunibald Beck. Sie entstammten nicht einem alten einheimischen Geschlecht. Ihren Großvater Leopold hatte der Fürst Joseph Wilhelm von Hohenzollern-Hechingen in der Gegend von Waldshut aufgegeben und wegen seiner stattlichen Größe und Kraft auf seinem Viehhof, der Domäne Homburg bei Grosselfingen, in Dienst gestellt. Mit Umsicht und Treue waltete der neue „Schweizer“ seines Amtes und genoß in der ganzen Gemeinde bald großes Ansehen. Seine Söhne und Töchter kamen am Sonntag im Lamm und in der Linde mit dem jungen Dorfvolk zusammen und nahmen am gemeinsamen Tanze teil, wie es seit alters gebräuchlich war. Hier wurden die ersten Bande zu den späteren Ehegemeinschaften gelegt. Die Söhne Becks waren gute Gesellschafter, und die stattlichen Burschen wurden gern gesehen, wenn sie die Schönen zum Tanze holten; selbst die Mütter sahen es gern, wenn sie von der vorderen Stube einen Blick in den Tanzsaal werfen konnten. Weniger gern sahen es die Burschen, wenn diese „Fremden“ ihnen die besten Partien wegschnappten und manchmal war es ihnen, als sollten sie mit Prügeln dreinhauen; aber es war nichts zu machen, denn den kräftigen Burschen wären sie doch unterlegen gewesen. Darum machten sie ihrem Unmut nur durch versteckte Zurufe Luft, wie „Alber“ oder „Hotz“.

Dieser Unname war zwar ganz unangebracht. Der alte Beck stammte weder von der Alb, noch vom Hotzenwald, obwohl es dort auch rechtschaffene Leute gibt. Aber so ist es beim Landvolk. Gern wird dem Fremden seine Herkunft als Schimpfname angehängt und er damit auf die Stufe von

Welschen, Gaunern und Schelmen gestellt. Der alte Beck stammte von Thiengen oder Griesen und hatte, wie seine Nachkommen, etwas von dem Selbstbewußtsein im Blute, wie seine Landesherrn, die Grafen von Thiengen. Der Uebername verblieb auch dann noch, als der alte Leopold schon erwachsene Enkel hatte, eben die vorgenannten Leopold, Franz Karl und Wunibald. Nun waren sie zu Selbdrift, und wenn die Dorfbuben aus unmutiger Erregung wieder einmal die Alber- und Hotzenworte gebrauchten, so griffen sie gemeinsam zu, und im Handumdrehen saßen die Spötter vor der Türe oder gar auf dem Misthaufen vor dem Lamm oder der Linde und mancher eilte mit blutiger Nase oder gehörigen Schrammen nach Hause.

Aber der Uebername blieb nicht allein im Dorfe stehen, er eilte auch in die Nachbargemeinden, besonders nach Ostdorf, Engstlatt und Balingen, wo die Uebernamen in Erbpacht sind. Diese Orte lagen damals allerdings noch im „Ausland“. Trotzdem ging ein lebhafter Handelsverkehr zwischen diesen Orten und Grosselfingen hin und her; er stammt wohl noch aus der Zeit, als Balingen noch nicht um einen Hirschguld an den Grafen von Württemberg verkauft war. So kamen die Grosselfinger sehr oft nach Balingen, natürlich auch die Gebrüder Leopold, Franz Karl und Wunibald. Aber die Balingen dünkten sich mehr als die Dörfner, weil sie Städter waren und schöne Geschäfte hatten. Und wenn sie der Haber stach, was in diesem Fall Bier heißen muß, so stichelten und frozzelten sie die Dörfner sehr, besonders die Grosselfinger, weil auch diesen wegen ihres Narrengerichtes der Spott im Blute liegt.

So wurden einmal von ihnen auch die Brüder Leopold,

Franz Karl und Wunibald gestichelt, als sie in der Wirt-schaft am alten Schweinemarkt saßen. Es ging nicht um die üblichen Dorfneckereien, sondern die Balingen wurden persönlich. Das kümmerte die Brüder Beck, den Leopold, den Franz Karl und den Wunibald zunächst gar nicht. Schließlich hört auch das größte Lästermaul einmal auf, wenn das Bier auch immer wieder Mut gibt. Als aber die Spötter sie gar ausländische Feiglinge nannten, da war es mit ihrer Gutmütigkeit vorbei. Besonders der Jüngere, der Wunibald, dem das Blut noch hitziger in den Adern rollte, der brauste gewaltig auf, und da er von einem kleinen Zungenschlag her in der Erregung das „gr“ wie „dr“ aussprach, rief er seinen Brüdern zu: „Andreifen!“ Sofort stülpten alle drei die Hemdärmel hinauf und in wenigen Minuten lag die ganze „Bagage“ vor dem Hause und eilten mit blutigen Nasen und zerbeulten Köpfen davon.

Das war aber noch nicht das Ende. Die Hinausgeboxten hatten die Wächter des Gesetzes geholt, und diese erschienen mit Schwertern, Speißen und Hellebarden und führten die drei Brüder gefangen ab. Gegen die Obrigkeit erhoben sie keinen Widerspruch. Sie ließen sich mit Anstand abführen und in den Turm legen.

Im Turm saßen sie auf der Sünderbank, und neben ihnen stand ein Krug voll Wasser, ein Stücklein Brot lag daneben. Das sollte sie zahm machen. Wie sie nun so allein und abgeschlossen dasaßen und an ihre Lage, die Freiheit und auch an den „Stock“ dachten, dessen Hieben sie hilflos preisgegeben sein würden, wollte ihnen doch das Herz in die Hosentasche rutschen. Da erhob der junge Wunibald seine Augen zu dem Ausguck, der ihnen ein spärliches Licht zusandte und sagte: „Das wäre ein Ausweg zum Entkommen!“ Aber der Ausguck war mit eisernen Stäben bewehrt, und zornig rüttelte er ein paarmaal daran und es schien ihm, als könnten diese aus den Steinen „gelottert“ werden. Gesagt, getan! Alle drei rüttelten mit vereinter Kraft an den Stäben und nach längerem Bemühen gaben sie nach und bald waren sie aus Fugen und Stapfen gehoben. Dann zerrissen sie den Teppich, den man ihnen für die Nacht gegeben hatte und drehten ihn zu einem Seil. An diesem ließen sie sich an dem Ausguck herab.

Währenddessen saßen die Hüter des Gesetzes im Adler bei einem Schoppen Bier und erzählten von dem guten Fang, den sie heute gemacht hätten. Sie waren noch mitten in der Erzählung, da öffnete sich die Türe und wie die Geister aus dem Jenseits standen die drei Kerle da und drehten ihnen lange Nasen. Das war denn doch die Höhe! Schnell griffen die Wächter zu den Speißen und Hellebarden und jagten den

drei Gesellen nach. Diese sprangen der Eyach zu, die an diesem Tage hoch angeschwollen war. „Da haben wir die Ausreißer!“ dachten die Herren des Gesetzes und trieben sie in die Gasse am Schweinemarkt. Doch die Ausreißer sprangen in die Eyach und schwammen an das andere Ufer, und die Wächter standen verdutzt da. Da schlugen sie Lärm und aus allen Häusern steckten Frauen ihre Köpfe zum Fenster heraus und bald erschienen auch Männer. Aber bis diese im Bilde waren, um was es sich handelt, waren die Ausreißer schon auf Engstlatzer Gemarkung und in wenigen Minuten in ihrem heimatlichen Land, in das die „ausländische“ Polizei keinen Eintritt hatte. Leopold, Franz Karl und Wunibald Beck waren gerettet. Sie waren zwar vollständig durchnäßt. Aber, weil sie in Bewegung waren, so hat ihnen das nicht weiter geschadet.

Als sie nach einigen Wochen wieder auf den Schweinemarkt nach Balingen kamen, krächte kein Hahn mehr danach.

Noch bei anderen Gelegenheiten zeigten die drei ihre gewaltige Kraft im friedlichen Wettstreit. So war es damals bei den Burschen üblich, sich in ein „Simri“ zu stellen und einen Zweitzentnersack von Gerste oder Bohnen allein auf die Schulter zu heben. Das gelang nur den drei Beck. Die andern anerkannten ihre Kraft und hatten fürderhin auch nichts mehr einzuwenden, wenn der eine oder der andere eine Dorfschöne zum Traualtar führte. Ja, sie beteiligten sich am Böllerschießen und tranken wacker mit, wenn am Polterabend, was man Sponsarimachen nannte, das Bier unentgeltlich aus dem Faß verzapft wurde. Ja, am Hochzeitstage holten sie die junge Braut zum Tanz, lachten und schäkerten und dachten: „Ist's nicht diese, so ist es eine andere.“

Aber seine Kraft hat den Wunibald doch das Leben gekostet. Eines Tages kam er in den Wald, wo seine Kameraden Bäume fällten; es waren ansehnliche Bäume, „Klötzle“ genannt. Da ging der Spaß hin und her. Die Burschen klagten, wie schwer es sei, eine Tanne zu fällen; aber Wunibald, der alles ein bißchen auf die leichte Schulter nahm, sagte: „Ach, was ihr Kerle! Was macnt ihr ein Getue um das Klötzchen! Das trag ich mit leichter Mühe fort.“ Da sagte ihm einer: „Wenn du das forträgst, schenke ich es dir.“ Wunibald ließ sich nicht lumpen; er ließ das Klötzle auf die Achsel legen und trug es an den bezeichneten Ort. Er hatte gewonnen, und das Klötzle war sein. Das Klötzle aber hatte ihm doch den „Treff“ gegeben. Von da an kränkelte er und in einigen Wochen war er tot. Kurz vor seinem Tode aber sagte er noch: „Das Klötzle hätt' i nit dreide solle!“

Strobel, Mannheim.

Der Gips und die Gipsmühlen

Auf den Muschelkalk in der Haigerlocher Gegend folgt eine bunte Reihe von Schichten verschiedenster Art: Lettenkohle (Gemarkung Hart), Gips (Gemarkungen Owingen, Steuten bei Haigerloch und Rangendingen), Sandstein (Gemarkungen Rangendingen und Stein) und vor allem aber mächtige bunte Mergel (Gemarkung Stein). Diese Schichtenreihe faßt man mit dem Namen Keuper zusammen. In der Keuperzeit war Deutschland Festland. Infolge der großen Wärme verdampfte das Wasser in den vorhandenen Seebecken. Hierbei wurde auf dem Grund dieser Seen Gips abgelagert. Der Gips ist schwefelsaurer Kalk, der noch reichlich Wasser enthält. Er wird gebrannt, das Wasser entweicht, und das graugrünlige Gestein zerfällt zu Gipsmehl. Der gebrannte Gips nimmt Wasser begierig auf und wird nach kurzer Zeit steinhart. Dabei dehnt er sich etwas aus und eignet sich daher vorzüglich zum Befestigen von Haken und Nägeln im Mauerwerk.) (Anlegen eines Gipsverbandes durch den Arzt, Stukverzierungen, Gipsfiguren). Gipsfiguren werden durch Tränken mit Paraffin elfenbeinartig. Früher fand der Gips hauptsächlich als Düngemittel Verwendung. In den meisten Ortschaften des Kreises Hechingen, die über Wasserkraft ver-

fügten, bestand damals eine Gipsmühle. Während der Winterzeit wurden auch viele Gipssteine auf Schlitten in die Gammertinger Gegend befördert. Gammertingen bezog jedes Jahr durchschnittlich 5000 Zentner Gipssteine für seine Gipsmühle, die anfangs 1951 abgebrochen wurde. Jede Gipsmühle hatte ein durch Wasserkraft getriebenes Stampfwerk. Schwere Balken, die unten meist eisenbeschlagen waren, wurden durch das Räderwerk abwechselnd und in rascher Folge etwa 50 cm in die Höhe gehoben. Die fallenden Balken zertrümmerten die Gipssteine. Mit Schaufeln schöpften Arbeiter die zerkleinerten Steine immer wieder unter die senkrecht fallenden Balken, bis die Steine in eine staubartige Masse verwandelt war, die anschließend noch gesiebt wurde. Landwirte kauften das Gipsmehl und streuten es als Kalkdünger auf die Kleeäcker. Die Erfindung der wertvolleren künstlichen Düngemittel brachte den Betrieb der Gipsmühlen zum vollständigen Erliegen. Der gebrannte Gips rindet heute als Baustoff eine vielseitige Verwendung; die Gipslager stellen daher auch in der Neuzeit noch einen ansehnlichen Wert dar.

Das Durbeles-Häusle zu Hermentingen

Südlich von Hermentingen, rechts der Lauchert, befindet sich im steilen Rammsteiner Felsen, ungefähr 50 Meter über der Talsohle eine Höhle, welche Durbeleshäusle heißt. Von dem Ort aus erreichen wir die Höhle in 10 bis 15 Minuten. Nach der Sage hielt sich in der Höhle ein sonderbares Weible namens Durbele auf. Dieses kam jeden Abend in ein Haus nach Hermentingen herab und spann, sprach aber nie ein Wort, sodaß die Leute es für stumm hielten. Einmal rief ein junger Mann im Scherz zum Fenster herein: „Durbele, dei Häusle brennt!“ Da stand das Weible sogleich auf und ging mit den Worten: „O meine arme Kinder“ dem Felsen zu und kam nie wieder.

Nach einer anderen Sage soll der Name der Höhle von dem Einsiedler Turibius, dem Begleiter und Gehilfen des hl. Gallus herühren, der sie längere Zeit bewohnt habe. Der hl. Gallus soll selbst hier gewesen sein und mit seinem Begleiter die Höhle als Wohn- und Zufluchtsstätte benützt haben. Am nahen Gallusbrunnen habe der Heilige, dem zu Ehren die Quelle ihren Namen hat, das Wasser geholt und öfters getrunken. Von hier aus sei das Evangelium in der Umgegend verkündet worden. Der hl. Gallus ist der Kirchenpatron der Hermentinger Kapelle, die nach der Weiler Kapelle bei Owingen die älteste in Hohenzollern sein soll. Eine Statue am Hochaltar zeigt uns das Bild des hl. Gallus mit dem Bären und einem Wecken.

Das erste Ferngespräch

Eine Jugenderinnerung von K. König, Weildorf

Als vor rund vierzig Jahren die Landorte in unserem Postbezirk an das Fernsprechnetz angeschlossen wurden, bildete dieses Ereignis wochenlang das Tagesgespräch unter den Dorfbewohnern.

Die Ansichten über die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit eines Telefonanschlusses gingen damals sehr weit auseinander. Die einen, es waren deren nicht die wenigsten, lehnten diese „neumodische Einrichtung“ rundweg als überflüssig und unnötig ab. Man habe, so sagte man, bisher auch kein Telefon gebraucht. So ein Apparat habe bei uns auf dem Lande doch keinen Wert, unsere Weiber hätten „z'chwätzt“ gnug ohne den „Schwätzapparat“. Ein ganz Schlauer meinte, daß eine Telefonleitung einen Haufen Geld koste, und er habe schon gehört, daß die Freimarken bei der Post jetzt teurer werden, damit man mit diesem Geld die Telefonleitungen bezahlen könne.

Auch am Nachmittagsstammtisch im „Hirsch“, wo übrigens der Schwätzapparat aufgestellt werden sollte, gab es öfters ein lebhaftes Für und Wider. Doch war es dabei der Hirschwirt selber, ein fortschrittlich gesinnter Mann, der in seinen jungen Jahren viel in der Welt herum kam, der sich begeistert und energisch für die Einführung des Telefons einsetzte. Auch der obere Schmied begrüßte die Einrichtung. Er führt an, daß, wenn man jetzt den Doktor oder den Tierarzt brauche, diese nun durch das Telefon in viel kürzerer Zeit herbeigerufen werden könnten als bisher. Ebenso brauche man, wenn es einmal brenne, keinen „Feuerreiter“ mehr, das alles gehe jetzt viel schneller durch das Telefon. Außerdem könne man als Handwerks- oder Geschäftsmann auch einmal einem Lieferanten oder sonst einem die „Meinung“ sagen, ohne daß man den betreffenden zu sehen bekomme.

Während so die einen hin und her schwankten, waren die Männer fleißig an der Arbeit und spannten schon den blanken Kupferdraht an die aufgestellten Masten durch das Dorf. In wenigen Tagen konnte die Leitung in Betrieb genommen werden.

In diesen Tagen aber begannen zwei Nachbarsbuben in Vaters Werkstatt ein geheimnisvolles Werken. Der Älteste der beiden las ab und zu aus einem Buch, während der Jüngere aufmerksam zuhörte. „Anleitung, wie man eine Telefonleitung selbst herstellen kann“, so lautete die Ueberschrift des die beiden Freunde so stark interessierenden Abschnitts. Der Entschluß war bald gefaßt. „Das machen wir!“ Aus einer ausgedienten alten Hutschachtel wurden 4 Rohre aus 20 cm Länge und 8 cm Weite zusammengeleimt. Ueber das eine Ende der Rohre wurde ein Stück einer getrockneten Schweinsblase gespannt, fest verleimt und in der

Mitte mit einem kleinen Loch versehen. Beim Krämer wurde ein großes Knäuel Bindfaden gekauft, das Geld dazu gaben die Mütter der beiden für gute Worte. Jetzt galt es, die Entfernung zwischen den beiden Nachbarshäusern abzumessen und es ergab sich eine Länge von etwas mehr als 50 m. Die „Leitung“ wurde gezogen und an den Fenstern beider Häuser in der Wohnstube festgemacht. Hier wurde das Ende der Leitung durch das Rohr gezogen und so verknotet, daß diese nicht mehr heraus konnte. Das zweite Rohr wurde mit einem Stück Bindfaden versehen und mit der „Hauptleitung“ fest verbunden. Somit diente das eine Rohr als Sprechrohr, das andere als Hörrohr. Die beiden Freunde überzeugten sich nun, ob ein jeder nach Vorschrift gearbeitet hatte und siehe, es klappte alles vorzüglich. Der Fernsprechbetrieb konnte also losgehen. Der ältere der zwei Freunde, so wurde verabredet, spricht zuerst. Hüben und drüben wurden die Fenster geschlossen, soweit, daß die Leitung nicht festgeklemmt wurde. Auf beiden Seiten war alles bereit, das Sprachrohr am Mund, das Hörrohr am Ohr. Alle Angehörigen waren versammelt, um dem großen Augenblick beizuwohnen. Alles war voll Spannung, und es war mäuschenstill. Fieberhaft lauschte der Jüngere, noch hörte er nichts. — Jetzt — horch — da vernahm sein Ohr eine Stimme, zart und fein, als käme sie aus unendlich weiter Ferne und deutlich kam es von drüben: „Hörst du mi“. Zitternd vor Aufregung sagte der andere ins Rohr hinein: „Ha jo, i hör di!“ — „Verschohst du mi?“ kam es von drüben. „Ha jo, hörst du mi au?“ — Drüben: „Guet hör i di“. Nun stockte das Gespräch eine Weile, da kam es wieder von drüben: „Du, schwätz au mol wieder ebbes“. Darauf hüben: „Was kochet dei Mutter heut?“ — Drüben: „Mir habe brotene Nudla und Schnitz“. — Hüben: „Mei Muetter kochet nau e Riebele-supp“. — Drüben: „Du, mei Vadder hot gsait, du sollest zu uns zuem Essa komma.“ — Drüben: „Also, i komm glei“.

Damit war das erste Ferngespräch, das in Weildorf gesprochen wurde, beendet. Viele Wochen lang war diese Telefonleitung in Betrieb. Sie erwies sich vor allem für den jüngeren Freund als praktisch insofern, als er, wenn er seine Schulaufgaben machte, und die Rechnung nicht stimmen wollte, einfach seinen Freund um Hilfe anrief, dem es dann als angehenden Studenten ein leichtes war, die Rechnung zu lösen.

Seitdem sind viele Jahre vergangen. Die Leitung ist längst nicht mehr, geblieben aber ist die Erinnerung an schöne sorglose Jugendtage. Geblieben ist auch die „richtige“ Telefonleitung und die „neumodische Einrichtung“ im „Hirsch“ bis auf den heutigen Tag — und wer möchte diese heute missen?

Das Wuotisheer zu Veringen

In einer Herbstnacht des Jahres 1550 hat man das Wuotisheer zu Meßkirch gehört. Von da an zog es nach Veringen an der Lauchert. Da ist der Blast vom alten Burgstall hinab durch das Städtchen zum großen Schrecken der Einwohner gefahren. Es war ungefähr um 12 Uhr; eben wollte der Wächter, namens Hans Dröscher, die Stunden ausrufen. Unterdessen kam der lärmende Zug vom alten Schlosse herunter und auf dem Marktplatz hörte der Wächter rufen: „Mano, mano!“ Der gute Mann merkte wohl, daß dies nicht mit rechten Dingen zuging; er fürchtete sich deshalb sehr und wollte weder antworten, noch hinzugehen. Weil aber das Rufen nicht aufhörte, ging er zuletzt doch der Stimme nach; da fand er einen Mann, der wie ein Krieger bekleidet war, mit einem bis auf den Hals gespaltenen Kopf, so daß die eine Hälfte auf der Achsel auflag. Der Mann oder das Gespenst bat nun den Wächter, er möchte ihm den Kopf verbinden, daß er dem Zuge folgen könne und damit zog er eine Zwehle aus dem Aermel heraus und reichte sie dem

zitternden Wächter. Dieser entschuldigte sich, er könne das nicht, es sei nicht seine Beschäftigung, aber er wolle einen Scherer holen. Dies sagte er, um von dem Gespenst los zu kommen. Das wollte ihn aber nicht weggehen lassen und drang mit Bitten so in ihn, daß der Wächter endlich der gespaltenen Kopf wieder zusammenband. Unterdessen erzählte der Verwundete, daß er von Veringen gebürtig, daß ihm in einem Kriege das Haupt gespalten worden sei und daß er nun mit dem Wuotisheer ziehe. Dann dankte er dem Wächter für den geleisteten Dienst und fügte bei, er solle ihm nicht nachschauen, da ihm dies nicht gut anslagen werde. Damit schieden sie voneinander. Es ist nicht bekannt, ob der Wächter den erhaltenen Rat befolgte oder nicht, wohl aber weiß man, daß derselbe auf diese Begebenheit 16 volle Wochen krank darniederlag und während der Zeit wenig oder nichts redete. Er lebte aber nachher noch geraume Zeit. „Das ist also gewißlichen beschehen.“

Michaelistag im Volksbrauch

Ziehtag, Lostag erster Ordnung, Sommerabschied, das ist Michelitag. Die Jungen wissen es kaum mehr, aber noch vor wenigen Jahrzehnten war Micheli der Tag, an dem Knechte und Mägde zogen, neuverdingt ihre neuen Stellen antraten und gewissermaßen eine gesetzliche Verpflichtung gegen einen Dienstherrn eingegangen waren. Es war hier auf der Alb kein seltenes Bild, die Frischverdingten mit ihrer Habe im „Bündele“ der neuen Stelle zuwandern zu sehen. Sie haben „ihr Bündele geschnürt“, sagt man heute noch. Vierterorts war freilich auch Martini, d. i. am 11. November, Zientag und erst um 1900 kam eine gesetzliche Regelung der Kündigungstage, die ja inzwischen wieder geändert wurde.

Michelitag war der Tag, an dem unsere lehnspflichtigen Anner, ihrem Lehnsherrn die rechtsgültigen Abgaben brachten. Es mußte für den Weidegang des Viehes eine Art Steuer errichtet werden. Dies geschah durch die Ablieferung eines Huhnes, des Michelinuhnes. Weil aber nicht alle Leute Vieh auf die Weide tun konnten, so wurde das Huhn von jeder Herdstelle eingezogen und hieß Rauchhenne.

An Michelitag begannen früher auf der Alb die „Lichtstuben“, auch „Kunkelstuben“ genannt. „Michel, steck s' Liacht a, d' Mägd wöllet schbinna!“, sagt ein diesbezügliches Sprichwort. Damit scheint der Bauer einverstanden, denn er selber sagt: „D' Fasnet zuiht de Pflueg raus — dr Micheli

duet e nei". Auch sagt eine alte Bauernregel: „Acht Dag vor Michele ischt de bescht Wintersaat.“ Oder „Regnets sanft a Micheletag, a sanfter Winter werda mag.“ Oder

„Ischt a Michele 's Wetter guet —
scheckt dr Schäfer a goldne Feder an Huet.
Wintersaat a ma schena Michele gschreut —
hot no jedesmol 's Baura Herz erfreut.“

In manchen Landstrichen gibt es für die fleißigen Knechte und Mägde auch ein „Michelessen“ oder „a Eischtandgos“. D. h. es wird an Micheliabend so eine Art Familien-Erntedanksagung gehalten, indem ein Festessen Bauer und Gesinde zu einem üppigen Mahl vereint. Auch Meister und Gesellen feiern den „Lichtbrota“, ebenfalls ein Festmahl, das zugleich anzeigt, daß von jetzt ab abends noch beim Licht gearbeitet werden muß.

Um Hechingen herum erzählen sie vom „Lichtfrieder“, einem Mann, der ein gewaltiger Esser war und der sich an Michelitag durch verschiedene „Lichtstuben“ hindurch aß. In manchen Häusern buck man „Küchle“, von denen er nicht nur aß, sondern sich auch noch in die Tasche steckte, sich dann vom Tisch erhob, er müsse weiter, wobei er versicherte, daß es ihm geschmeckt und er ordentlich gegessen habe, „aber ihr sattet mich amol re a ch t essa seha.“ Deshalb geht heute noch der Spruch in der Gegend: „Den sott mr au reacht essa seha, wia da Liechtfrieder!“

Auf dem Land gilt Michelitag als das Ende des Sommers.

„A Michelitag der Sommer geha mag“ heißt es, oder „dr Michel bringt allerloi — dr hollet au de Winter.“ Und die Metzger sagen: „Um Micheli mueß mr Kälble mit Gold uffwiega.“ Das soll heißen, jetzt nach der Ernte, wo genug Futter in der Scheune ist, verkauft der Bauer nur, wenn er gut löst. Man sagt auch: „A Micheli hend Zwetschga bloe Hemmeter ond Kälble goldene Kloha.“ Auch den Beginn der Kartoffelernte sagt Michelitag an. „Sankt Michel duet d' Grumbiera raus ond Sankt Wendel fährt se hoim.“ Obst muß im Killertal an Micheli gepflückt werden, weil es dann haltbar ist. Und in Nußgegenden sagt man, daß jetzt St. Nikolaus die Nüß auslese, die er dann an seinem Namens-tag braven Kinder bringe. Die Bauern sagen auch zu den Kindern, die in ihren Obstgärten naschen: „Dr Michel wutt di scho uff d' Finger schлага.“

Auch kirchliche Gebräuche entsprechen dem Michelitag, ist er doch der Tag des Hl. Erzengels Michael, des Schirmherrn der deutschen Lande. Große Prozessionen mit geschmückten Pferden und Wagen, wehenden Standarten und froher Musik ragen noch in unsere Tage hinein. Hunderte von Reitern waren oft zu zählen. Das Mittelalter sowohl als die Neuzeit hatten ihre Michelisbruderschaften, die als Schutz- und Trutzbündnisse gegen innere und äußere Feinde antraten. Später und in den letzten Jahren dienten sie auch caritativen Zwecken.

Im Volk hat der Michelitag seine Bedeutung noch vielerorts.
Marie Theres Baur, Burladingen.

II. Teil

Die Bohnerzgewinnung in Inneringen

Wenn wir die Gewanne und Fluren der Gemarkung Inneringen durchwandern, so finden wir überall das Vorkommen von Bohnerz. Bald sind es kleinere Körner wie Schrot und Erbsen, bald Stücke in Walnuß- und Faustgröße. Das meiste Bohnerz liegt eingebettet in einem gelben, schmierigen Ton und füllt mit diesem einstige Spalten, Klüfte, höhlenartige Räume und Erdsenkungen aus. Die Bohnerzlagerungen waren in früheren Zeiten weit großartiger und dichter, als wir heute ihre Reste sehen. Unser Bohnerz ist hochwertiges Eisenerz, denn es besitzt durchweg 33 Prozent Eisen. Seit urdenklichen Zeiten, ja man darf ruhig sagen, schon von der Urbevölkerung der Alb wurde es zur Eisengewinnung benutzt. Durch das ganze Mittelalter hindurch stellte man fast alles Eisen, das Süddeutschland brauchte, aus Bohnerz her. In den Jahren 1830 bis 1850 erreichte die Eisenindustrie der Alb ihre höchste Blüte. Die Werke Tiergarten und Lauchertal waren zu jener Zeit die bedeutendsten Hüttenwerke unserer Gegend.

In dieser Blütezeit der Albeisenindustrie beschäftigte sich ein großer Teil der Einwohner Inneringens mit der Bohnerzgewinnung. Jung und alt war daran beteiligt. Hier sah man Leute, meist ärmere, auf dem Felde Bohnerzkörner auflesen; dort waren „Erzsucher“ mit Hacken und Schaufeln bewaffnet. Erblickten diese irgendwo „Tagerz“, so huben sie den Boden an, hoffend, eine Bohnerzader oder Bohnerzagerung zu finden. Welche Freude, wenn der Erzsucher eine ergiebige Stelle gefunden hatte. Sofort ging es an ein Graben und Schaufeln. Die bohnerzhaltige Erde wurde besonders aufgeschauelt, die andere beiseite geworfen. War die Grube inzwischen so tief geworden, daß ein Herauswerfen mit der Schaufel nicht mehr möglich war, so stellten die Erzgräber eine Welle oder einen Haspel auf. Quer über die Grube legten sie zu diesem Zwecke Balken und auf diese Bretter, die Mitte jedoch freilassend. Ueber die freie Stelle kam die Welle, an den Enden ruhend auf je einem Gestell. An den beiden Enden der Welle war je eine Kurbel zum Drehen, und in der Mitte hing an einem aufgerollten, dicken Seil ein großer Erzkübel oder Erzeimer. Dieser Erzeimer wurde in die Grube hinuntergelassen, dort von den Erzgräbern gefüllt und dann heraufgewunden und geleert. So wanderte Tag für Tag, jahraus jahrein, der Eimer auf und ab, bald leer, bald reich gefüllt, bis die Grube bezw. die Erzader an Bohnerz erschöpft war.

Es gab Erzgruben von der Tiefe eines größeren Bauernhauses und 8—10 Meter Durchmesser. Vielfach wurden noch in die Seiten, der Erzader nach, kurze Stollen getrieben. Leider blieben bei dieser Arbeit Unglücksfälle nicht aus. Unvorsichtigerweise unterblieb das Sprießen und Verschalen der Wände. Trotz der Lehmschicht, die bekanntlich ziemlich starke Zusammenhangskraft besitzt, kamen ab und zu Rutschungen und Einstürze vor; ein Glück, wenn gerade die Grube frei von Erzgräbern war. Einmal jedoch wurde bei einer solchen Rutschung bezw. einem Deckeneinsturz ein braver Familienvater, Leonhard Metzger, vollständig verschuttet und erdrückt.

Die ergiebigsten Erzgruben waren auf dem Bergrücken vom „Gaigenbühl“ bis an den Weg nach Maria Nötnerwang, im „Simonsberg“, in „Engelswies“, beim „Buchhof“

und im „Buawald“. Mit geringerem Erfolg wurde gegraben im „Hauioh“, im „Kurzetz“, im „Hart“ und „Stöckle“.

Die ausgegrabene bohnerzhaltige Erde wurde auf sog. Erzbennen zur „Wörde“, einem kleinen See, 150 Meter südwestlich des Dorfes an der Straße nach Veringenstadt in die „Wäsche“ gefahren. Rings um die Wörde bis an die Straße waren etwa 12 „Wäschen“. Es waren dies hölzerne Behälter, ähnlich unseren heutigen Mörtelpfannen. In einer alten Erzgrube auf vorhin genannten Bergrücken in der Nähe des „Galgensbühls“ hatte sich soviel Wasser angesammelt, daß ein kleiner See entstand. Auch dort sollen Erzwäschen eingerichtet worden sein. Der Erzwäscher füllte seine Pfanne mit der bohnerzhaltigen Erde, schöpfte Wasser hinzu und rührte mit einer langen Krücke, wie die Maurer sie beim Kalkablöschen verwenden, die Massen hin und her, zog das Erz dann auf einen Haufen an den Rand, ließ das gelbe Bohnerzwasser nach hinten durch eine Schieberöffnung ab und schöpfte wieder reines Wasser zu. Dieses Verfahren wiederholte sich, bis die Erzkörner sauber waren.

Das gewaschene Erz wurde auf den Erzbennen in die Eisenschmelzwerke nach Tiergarten und später mehr nach Laucherttal gefahren. Tiergarten bezahlte besser, doch beanspruchte die Fahrt dorthin zwei Tage, während von Laucherttal die Fuhrwerke wieder in einem Tag zurückkehren konnten. Gewöhnlich fuhren zwei und mehr Fuhrwerke, ja ganze Karawanen, miteinander, um sich gegenseitig Vorspann geben zu können, wenn eine starke Straßensteigung es verlangte. Der Verdienst des Erzfahrers war nicht besonders hoch. Für den Kübel Erz nach Laucherttal fahren gab es an Fuhrlohn einen Sechser, das machte bei einer Fuhr von 40 Kübeln 4 Gulden. Dabei hatte der Fuhrmann noch unentgeltlich den „Erzgrund“ von der Grube an die Wäsche zu fahren. Die „Erzgräber“ arbeiteten im „Ak-kord“, den sie jeweils an Maria Lichtmeß mit dem „Erzherrn“ abgeschlossen und auf den sie sich einen guten „Vorschuß“ geben ließen. War die Erzgrube ergiebig, so war der Verdienst nicht schlecht. Oft aber zeitigte die Grube nicht die erwarteten Schätze. Die Arbeit blieb groß und der Verdienst klein, so daß der Verdienst den Vorschuß kaum überholte. Die Arbeit des Erzgräbers war zudem mühevoll und schmutzig. Noch heute heißt es im Volksmund, wenn jemand sich schmutzig zeigt: „Dear sieht aus, wia wenn er in dr Ezgruab gleaga wär.“

Mit der Zeit schrumpfte das Vorkommen des Bohnerzes zusammen, und das Graben nach ihm wurde teuer. Die Erzpreise sanken, weil anderes Eisenerz zur Verwendung kam. Nachdem im Jahre 1897, weil nicht mehr lohnend, der Hochofenbetrieb in Laucherttal vollends eingestellt wurde, da hörte das ohnehin stark zurückgegangene Erzgraben für immer auf, und mit der Industrie in Inneringen war es vorbei.

Die Erzgruben wurden wieder zugeschüttet und der Boden geebnet. Der Pflug fährt seitdem über sie hinweg und auf ihrer Stelle wächst wieder Nahrung für Menschen und Vieh wie ehedem. Nur die Gruben in den Wäldern zeigen noch die einstigen Arbeitsstätten der Erzgräber und verkünden der Nachwelt die ehemalige Herrlichkeit, aber auch die Verderblichkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen.

† L. Stauff - Inneringen.

Ein Aebtissinnenstab vom Kloster Wald?

In der Schatzkammer der Fürstlichen Schloßkapelle in Sigmaringen wird ein Stab aufbewahrt, der in dem Werk von Zingeler-Laur „Die Bau- und Kunstdenkmäler in den Hohenz. Landen“, 1896, Seite 280 abgebildet und beschrieben ist und als Aebtissinnenstab bezeichnet wird. Das neue Kunstdenkmälerwerk Band 2, das den Kreis Sigmaringen behandelt, verzeichnet auch diesen Stab und folgt ganz der Darstellung seines Vorgängers.

Der Stab ist aus Ebenholz gefertigt, mit einfachem Silberbeschlag verziert und endigt in einer silbernen Heiligenfigur, die von Laur als Hl. Bernhard (?) bezeichnet wird. Im hohlen Knauf befinden sich Reliquien; weiter unten stehen in einer silbernen Kartusche die Buchstaben M. D. Ä. Z. W. 1741, die aufgelöst besagen, daß Maria Dioskura Äbtissin zu Wald den Stab im Jahre 1741 anfertigen ließ.

Aus mehreren Gründen ist die Zweckbestimmung des Stabes als Aebtissinnenstab nicht nur höchst fraglich, es wird sich vielmehr zeigen, daß er ehemals anderen Zwecken diente. Ein Bischofs-, Abt- oder Aebtissinnenstab hat eine durchschnittliche Länge von zirka 2 m und endigt in einer sog. Krümme* (Kurvatur), während der fragliche Stab nur eine Länge von 0,85 m hat und gerade endigt. Zudem sind in einem Bischofsstab keinerlei Reliquien untergebracht. Des Rätsels Lösung bringt nun eine genauere Betrachtung der als Bekrönung des Stabes angebrachten Heiligenfigur. Schon Prof. Laur hat offenbar Bedenken gegen seine Bestimmung der Figur als Hl. Bernhard gehabt, denn er setzte ein Fragezeichen in Klammern dahinter. In der Tat hätte der Hl. Bernhard als Bekrönung des Aebtissinnenstabes des Klosters Wald, das ja bekanntlich dem Zisterzienserorden angehörte, vortrefflich gepaßt. Beschreiben wir kurz die Figur! Sie stellt einen Mönch dar, der durch den faltenreichen, weitärmeligen Chormantel mit Kapuze (Kukulle) unschwer als Benediktiner zu erkennen ist. Zu seinen Füßen liegt ein

Drachen, der den Heiligen eindeutig als Hl. Magnus ausweist. (Vgl. „Tracht und Attribute der Heiligen in der Deutschen Kunst“ von Josef Braun, Stuttgart 1943 S. 483 ff.) Die im hohen Knauf direkt unter dem Figürchen untergebrachten Reliquien dürfen wohl als solche des Hl. Magnus betrachtet werden, worüber sich sicherlich noch Echtheitsbescheinigungen (Authentiken) im umfangreichen Klosterarchiv (im Fürstl. Archiv in Sigmaringen) befinden. Denn nur in ihren gegenseitigen Beziehungen sind Reliquien und Heiligenfiguren sinnvoll und verständlich. Aus all den angeführten Gründen ist der fragliche Stab ein sogen. Magnusstab und kein Aebtissinnenstab. Mehrere solche Magnusstäbe besaß ehemals das Prämonstratenser Kloster Schussenried, von denen sich einer bis heute in der dortigen Klosterkirche erhalten hat. Diese Magnusstäbe bargen Reliquien des Hl. Magnus, vor allem von seinem Reisetab, der noch heute im ehem. Kloster Füssen im Allgäu, das der Hl. Magnus gegründet hatte, sich befindet. Da der Heilige als Helfer gegen alles Ungeziefer der Felder (Insekten, Würmer und Mäuse) in allgemeiner Verehrung stand, sandte das Kloster Schussenried auf Anfordern Patres mit diesen Stäben in die von Feldschädlingen heimgesuchten Gemeinden. Dort wurden diese Stäbe unter Gebeten und Segnungen in das verseuchte Erdreich gesteckt, worauf die Schädlinge das Feld räumten. (Vgl. „Archiv für Christl. Kunst“ 1897 S. 34 ff.)

Dieser Magnusstab aus dem Kloster Wald stellt dem gläubigen Vertrauen der Zisterzienserinnen auf die Fürbitte des Hl. Magnus ein schönes und beredtes Zeugnis aus und ist wohl das einzige in Hohenzollern erhaltene Beispiel dieser Art.

* Dieser Stab wird in Sigmaringen am Fidelisfest bei der Prozession zur Erhöhung der Feierlichkeit mitgetragen. Beziehungen zum hl. Fidelis bestehen indes nicht, wie aus Obigem hervorgeht.

Vom Fastnachtsküchlein

Im Mittelalter war das Fasten vom Aschermittwoch bis Ostern (mit Ausnahme der Sonntage) sehr streng. Die Pflichtigen über 21 Jahre mußten sich nicht nur am Essen Abbruch tun, sondern durften auch kein Fleisch, keine Eier und kein tierisches Fett genießen. So war dann weithin Schmalhans Küchenmeister, und Schnecken und Fische mußten herhalten, die hungrigen Mägen zu befriedigen. An vielen Bächen und Niederungen waren Teiche und Weiher angelegt, die Fische und Krebse lieferten, so bei Grosseilingen, im Fehlfatal unterhalb Neufra, am Erpfinger Bach oberhalb Stetten u. H., wo man die alten Dämme noch sehen kann. Die Zeit vor Beginn der großen Fastenzeit (zunächst die Nacht und den Tag zuvor, die Fastnacht hießen, und darnach ein paar Tage zuvor) wurde nochmal ordentlich gefeiert mit Essen und Trinken. Auch hat man, wie um sich vor der ersten Bußzeit auszufoben, allerlei Dummheiten angestellt, sich als „Maskera“ verkleidet, eine „Larve“ vors Gesicht gebunden und alle Narreteien des vergangenen Jahres öffentlich verulkt. Teils mochten noch allerlei altheidnische Frühlingsbräuche mit hereinspielen, wie Fruchtbarkeitszauber, Vertreiben des Winters usw. Die Fastnacht ist in unserer Mundart zur Fasnet geworden, Fasching oder Karneval hat man bei uns so wenig gekannt, wie das Zwitterding des Weihnachtsmannes. Wie das Fasten von der Kirche ausging, war sie es auch, die Fastnachtspiele und -Bräuche förderte, soweit sie sich in rechten Grenzen hielten. Die Hauptfeier begann nicht am 11. 11. des Vorjahres (dies war unserer Zeit vorbehalten, die überhaupt nicht mehr fastet), sondern am Donnerstag vor dem Sonntag Quinquagesima, der heute noch der aossinnige, verwässert „aoseelige“, oder schmotzige Do(n)stig heißt, von dem vielen Unsinn, der da gemacht, und den Fettküchlein, die in Massen gegessen wurden. Dies setzte sich fort bis Aschermittwoch, wo man wieder Vernunft annahm, zu fasten begann und sich Asche auf das Haupt streuen ließ: „Gedenke o Mensch, daß Du Staub bist...“.

Nach diesen Fettküchlein, die auch Bletz hießen, ist in Freiburg sogar im Jahre 1296 eine Urkunde datiert, nämlich am Sonntag, da man vierzehn Tag hatte Bletz gessen (Freibg. Urkundenbuch von Hefe, Bd. 2, 116).

An den Fastnachtsfreuden nahm auch die Geistlichkeit wacker Anteil und mancherorts hieß der Fastnachtssonntag sogar Pfaffenfastnacht oder Herrenfastnacht, ohne daß damals Pfaff als Schimpfname galt. Vor 1500 hatte sich vielerorts der Brauch herausgebildet, daß der Pfarrer seinen Parochianen aus Gütmütigkeit das Fastnachtsküchlein gab, das mit der Zeit eine drückende Last wurde. So finden

wir unter den Lasten der Pfarrpfünde von Ringingen auch 3 Pfund Heller dafür, im Jahre 1589 in Vilsingen und Gutenstein heißt es im Jahre 1550: „Wer von den Männern das Küchlein holen will, geht ins Wirtshaus, wo man alweg vieren eine Schüssel voll Sulz und ein Wännlein voll Küchlein gibt. Die Weiber, die das Küchlein holen wollen, gehen in den Pfarrhof. Da gibt man ihnen Sulz-Suppen und Fleisch, Brot und Küchlein dazu. Wein wird keiner gegeben. Wenn sie doch solchen trinken wollen, zahlen sie ihn selbst. Den Kinder gibt man Küchlein, wie es gebrauchig ist, alles auf Kosten des Pfarrherrn.“

Im Jahre 1696 heißt es. Der Vilsinger Pfarrer gibt jedesmal jetzt statt des Küchlein auf Widerruf jeder Ehe ein Quart Wein und für 2 Kreuzer Brot. In Gutenstein betrug das Küchlein damals: für 10 Gulden Wein und 3 Viertel Kernen. Im Fürstenbergischen Gebiet, also auch im Amt Trochtelfingen und Jungnau, wurde das Fastnachtsküchlein von Amts wegen am 1. Januar 1786 abgeschafft, und kurz darauf im April auch der Gebrauch des hölzernen Palmesels und die Aufstellung des hl. Grabes. So war im Jahre 1850 das Küchlein im Trochtelfinger Amt überhaupt nicht mehr bekannt. In anderen Sigmaringischen Gemeinden wurde im Jahre 1809 der Geldbetrag dafür durch die neue Schulordnung vom 20. 11. 1809 (Art. III. 4) jährlich zum Schulfond geschlagen, ohne daß die bischöfliche Behörde gefragt worden wäre. Seit dem Revolutionsjahr 1848 verweigerten die Pfarrer dessen Zahlung. Da kein Rechtsgrund, sondern nur eine Gewohnheit nachgewiesen werden konnte, wurde der 1852 von einigen Gemeinden deswegen zusammen mit der Regierung in Sigmaringen vorgeschlagene Rechtsweg offenbar nicht beschritten, und die Sache damit erledigt. Dagegen zahlte die Pfarrpfünde Storzinger noch 1850 zur Gemeinde (d. h. zur Aufbesserung des Lehrer- und Mesnergehalts) 15 Gulden für das sog. Fastnachtsküchlein und außerdem für das Vierfestmahl zum Schulfond 6 Gulden und 24 Kreuzer. An den Vierfesten, nämlich zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Mariä Himmelfahrt, lud mancherorts der Pfarrer den Mesner (und zugleich Schulmeister) sowie teils auch den Schultheiß zum Essen ein, woraus sich dann ein Brauch entwickelte. Bis zum Jahre 1785 hatte der Storzinger Pfarrer als Fastnachtsküchlein gegeben: Auf eine ganze Ehe 2 Maß Wein und $\frac{1}{2}$ Laib Brot, den Ledigen $\frac{1}{2}$ Maß Wein und $\frac{1}{6}$ Laib. Ja, sogar den ganz kleinen Kindern, die man auf den Armen trug, wurden Wein und Brot gereicht.

Nach Al. Siegel (Konradsblatt Nr. 6 vom 11. Febr. 1951) ging es mit den Fastnachtsküchlein in Hohenzollern üppig

her: „In Glatt war es 1625 so: Um 12 Uhr kamen die Kinder, jedes erhielt zwei Küchlein. Um 2 Uhr erschienen die Erwachsenen und empfangen Fleischsuppe, Fleisch, Brot und ziemlich Küchlein. Die Obrigkeit wurde besonders gut bewirtet. In Neufra kamen 1661 die Frauen in das Pfarrhaus, um zu essen, zu trinken und Unfug zu treiben. Als man die Gasterei in ein anderes Haus verlegte und mit Geld abtat, gefiel dies schlecht. In Weildorf mußte 1682 der Pfarrer ebenfalls zur Weiberzeche beitragen. In Sigmaringen bezahlte der Pfarrer ungläubliche Summen, so 1597 fünf Kälber, 1601 neben anderem sieben Kälber, 191 Laib Brot, 44 Pfund Schmalz, 8 Eimer Wein (?) und 40 Maß Bier. Am „Weißen Sonntag“, damals am 1. Fastensonntag) 1598 ging es fleischlos ab. Nacheinander erschienen um 12 Uhr die Kinder, nach der Vesper der Stadtrat, dann die Jungfrauen und Gesellen, darauf die Verheirateten, ferner die Erstkommunikanten und endlich das herrschaftliche Hofgesinde. Alle wollten essen und trinken. Man versteht, daß die Pfarrer seufzten. In Sigmaringen sollte der Stadtpfarrer nach 1800 wegen dieses aufgegebenen Brauches jährlich fast 50 Gulden an die Schule bezahlen“. Dabei wäre zu beachten, daß 1 Eimer Wein etwa 300 Liter faßte! (Mit. Hohenz. 59 S. 146, 220.) Weitere Angaben aus Hohenzollern finden sich S. 112—117 des Buchleins von Dr. Ad. Rosch, Die Beziehungen der Staatsgewalt zur kath. Kirche in Hohenzollern (Sigmaringen 1906), und Hodler Fr. X., Geschichte des Oberamts Haigerloch, 1928. S. 254 und 884.)

Ein Zusammenhang des Künleins mit dem Zentbezug o. ä. ließ sich im Jahre 1850 nicht feststellen. Vielmehr vermutete man, der Brauch des Künleins sei so entstanden,

daß die Pfarrherrn den Parochianen um die Zeit des Fastnachtssonntag eine Freude machen wollten, woraus sich dann ein ungeschriebenes Recht entwickelte.

In der Abkürzung (Abrechnung) der Pfarrei Sigmaringen von 1804 heißt es: Wegen Ablösung des Fastnachtsküchleins sind von der Pfründe jährlich zu entrichten 74 Gulden, nämlich an die Schule 42, an die Schule zu Laiz 4 und an die Gemeinde Laiz 1 Gulden.

Eine unbestimmte Sage zu Straßberg ließ 1850 das Küchlein geleistet werden „wegen Ablieferung des Naturalzehntens“. Bekanntlich gab auch der Großzehntherr gelegentlich Fronbrot bzw. Zehrung an die Froner. In Straßberg war nach dem Urbar (Grundbuch) von 1586 neben dem Küchlein auch der sog. Osterfladen gebräuchlich und, wenn auch nicht verpflichtend, vom Pfarrer zu geben.

Ein bischöfliches Dekret von Konstanz hatte bereits am 10. Dezember 1674 die völlige Freiwilligkeit des Fastnachtsküchleins in allen Fällen festgesetzt, wo es nicht aus Urkunden und Urbaren bewiesen werden konnte. Die da und dort am Aschermittwoch gehaltenen Gastereien seien unbedingt verboten und abzutun.

Der Pfarrer von Burladingen gab 1697 das Küchlein im Gesamtbetrag von einem Gulden als „Verzenterung des Fischrechens (ratione decimationis canati)“, den er offenbar von der Gemeinde angefertigt bekommen hatte.

Heute gibt nur der Pfarrer von Grosseffingen als einziger noch das Fastnachtsküchlein in Gestalt des „Krautnafens mit Speck“ an das dortige ehrsame Narrengericht, das als Ueberrest einer ehemaligen Pestbruderschaft alle paar Jahre an Fastnacht tagt. Johannes A. Kraus.

Vom Kornbühl und seinen Einsiedlern

Wer zum erstenmal aus dem Steinlac- oder Killertal auf die Höhe der Alb bei Ringingen und Salmendingen hinaufsteigt, wird sofort auf der Ebene des Heufeldes auf den kreisrunden Bergkegel aufmerksam, der auf seiner Spitze die weit ins Land leuchtende Kapelle zur hl. Anna trägt. Es ist der Kornbühl, der uns zum Besuche ladet. Schon im Jahre 1507 stand die Annakapelle da oben auf dem „hornartigen Hügel“ und zog die Umwohner an zum Lob und Preis der Mutter Mariens, die besonders im 15. Jahrhundert überall zu Ehren gekommen war. Die edle Veronika von Neuneck aus der Familie der Späth wollte damals auf den Berg eine fromme Stiftung machen und bat ihren Vetter, den Priester Peter Schwelher von Straßberg um seine Mithilfe, da ihr beider Vorfahren lange in der Gegend, nämlich auf dem Ringinger Schloß, gelebt hätten. Ob der Plan verwirklicht wurde, weiß man nicht. Aber das Kirchlein grüßt seitdem über das Heufeld, das bis 1867 hauptsächlich als Weidefeld für die Gemeinden Salmendingen, Ringingen, und früher auch für Jungingen und Thalheim gedient hatte. Nach dem Heuet wurde das Feld für die Herden geöffnet und da es daher nur Heu, aber kein Oehmd gab, nannte man es Heufeld. Da allem Wind und Wetter ausgesetzt, mußte der Bau öfters erneuert werden und 1573 hat die Heiligenpflege Salmendingen, der er genörte, die damals hohe Summe von 276 Gulden daran verbaut. Nach dem 30jährigen Krieg berichtet uns ein vergilbtes Papier vom Jahre 1651 im Erzbischöflichen Archiv: „Nicht weit von Salmendingen steht die St. Annakapelle. Einst war sie vom Volk in großer Anacht besucht, jetzt aber ist sie verlassen und sogar des Altars beraubt. Sie wird aber bei Gelegenheit wieder hergerichtet werden.“ Und das geschah denn auch bald darauf. Aber schon 1744 kostete eine Erneuerung wieder 250 Gulden. Das alte Glöcklein, das seit mindestens 2 Jahrhunderten die Betzeiten über die Fluren gesungen, zersprang im Jahre 1747 und mußte in Villingen vom Gießer Grüninger umgeschmolzen werden. Der baumstarke Paul Bihler aus Ringingen trug es von dort auf der Schulter hierher und erhielt dafür 4 Gulden und 34 Kreuzer als Lohn. Es wog 120 Pfund. Der letzte Krieg hat es wiederum, wie so viele andere, verschlungen und 1949 ließ die Gemeinde wieder ein neues von der alten Gießerfamilie herstellen. Im 18. Jahrhundert förderte auch die fürstenbergische Regierung die Wallfahrt. So mußten ganz Arme, die keine Erbsteuer bezahlen konnten, statt deren ein oder zwei Bittgänge auf der Kornbühl machen. Im Jahre 1754 hat der musikalische Pfarrer Matthäus Werner von Salmendingen für die Sänger und Musikanten im Südwesten einen Anbau an die Kapelle erstellen lassen. Als die Zeiten sich änderten, übernahm 1806 die politische Gemeinde Salmendingen das Heiligum und hat sie seitdem öfters erneuert. In den Jahren 1899 und 1901 schlug der Blitz in Dachreiter und Kreuz. Die Stationshäuschen, die jetzt den steilen Zickzacksteig zur Höhe begleiten, sind 1886 für 2 500 Mark aus milden Gaben gebaut worden. Am Annatag, dem 26. Juli, findet jeweils eine hl. Messe statt,

wie schon 1591 berichtet wird. Im 18. Jahrhundert war außerdem Predigt durch einen Franziskanerpater von St. Lutzen in Hechingen mit Beichtgelegenheit am Vortag und lateinischer Vesper. Seit etwa 1700 weiß man, daß Einsiedler oder Eremiten auf der Höhe wohnten, deren Klause 1706 „neuerbaut“ genannt wird. Sie brannte im Jahre 1722 ab, da des blsherigen Einsiedlers Bruder, der Kai-Eremit Martin, der das „Fallende Weh“ hatte, mit einem Kerzenlicht gestürzt war. Im Jahre 1806 ging auch das Häuschen in Gemeindebesitz über und wurde, als es überflüssig war, 1872 abgebrochen. Seine Stelle ist noch östlich der Kapelle in einer kleinen Vertiefung bei den Fliegerbüschen zu sehen. Der ehemalige Garten am Bergesfuß war ebenfalls mit einem Syringenhag umschlossen. Um 1896 stand bei der Kapelle ein hölzernes Vermessungsgerüst, das dann der Albverein auf das östlich gelegene höhere Köbele versetzen ließ, wo es 1912 abging.

Neun von den Einsiedlern, die hier lebten, sind mit Namen bekannt. Der erstere, von dem wir hören, ist Georg Stopper, wohn auf Salmendingen, der am 15. August 1706 tot im Bett gefunden wurde. Ihm folgte im gleichen Jahr Johann Hipp von Salmendingen 1706—22. Im ersterwähnten Jahr stellte er einigen herumziehenden französischen Soldaten einen Paß aus, wurde dann flüchtig, worauf ihm das Oberamt zu Trochtelfingen Tür und Fenster seiner Klause beschlagnahmte (Zollerheimat 1932 S. 53). Doch fand er wieder Gnade und erhielt sogar bald darauf vom Bischof von Konstanz, dem unser Gebiet damals unterstand, eine Bettelerlaubnis für seine noch nicht ausgebauten Klause. Doch beschwerte sich der zuständige Salmendinger Pfarrer über ihn im Jahre 1709, er bedürfe sehr der Zurechtweisung, sammle Almosen, daß es für neun reichen würde, lasse sich nichts sagen, könne nur Gedrucktes lesen, schaue gern ins Gläschen, gebe unrichtig vor, 300 Gulden für die Kapelle verausgabte zu haben, bleibe oft 5—6 Tage auswärtig und kümmere sich überhaupt nicht um den Pfarrer. Nach seinem Tod 1722 scheint sein Bruder, wie schon gesagt, kurz Nachfolger geworden zu sein. Bald folgte Johann Witz bis um 1727 und dann bis zu seinem 1767 erfolgten Tod der Bruder Michael Mussi von Alldorf-Weingarten. Er war zuletzt kränklich und wurde fast ein Jahr in Haus des Ringinger Becken Matthäus Stölzle (Haus 12 im Lai) gepflegt, bis er im Alter von 84 Jahren hinüberschlummerte. Seine Stelle hatte der Salmendinger Schneider und Witwer Blasius Henkel übernommen. Um 1711 bis 1796 war Kornbühlbruder der Frater Hugolinus, sonst Melchior Henne von Stenmilben genannt, geboren 1711, gestorben 1796. Neben ihm ist 1776 noch Maximilian Henkel als Eremit auf dem Kornbühl erwähnt, wohl ebenfalls von Salmendingen stammend. Zuletzt nennt uns noch die Geschichte den Namen des Bruders Benedikt Heinzmann, der 1818 starb. Von da an bis gegen 1850 bewohnten Laien als Mesner das Häuschen. Noch 1821 verkündete man in Ringingen: „In der Woche vor Peter und Paul sammelt der Kornbühlbruder sein jährliches Butteralmosen.“

Die Eremiten trugen nach Eisele ein besonderes Kleid des dritten Ordens des hl. Franziskus, machten ein Examen vor dem Dekan, gelobten dem Bischof und Ortpfarrer Treue und Gehorsam. Sie hatten sich zur Armut, Frömmigkeit und Keuschheit verpflichtet, eifriges Gebet und Betrachtung gelobt und sollten alle 8—14 Tage beichten, auch ein anständiges Handwerk ausüben. Sie durften zur Besorgung der Kapelle auch Kelch und Patene berühren und läuteten zum Gottesdienst und die Betzeiten über das Heufeld hin. Den Unterhalt erhielten sie durch milde Gaben. Am Annafest ergab das Opfer rund 20 Gulden. Das nötige Brennholz führte man bis an den Bergfuß, die Prozession am St. Annatag trug es dann hinauf, so noch im 19. Jahrhundert. Ein Kornbühlmesner, den man den wilden Wagner nannte, ließ angeblich die Wagenräder, die er verfertigte, zur Festigkeitsprobe den Steilhang herunterrennen, und sie seien niemals zersprungen. Ein Klausner soll um vermuteter Schätze willen von Landstreichern ermordet worden sein, wie einst St. Meinrad im finsternen Walde, wo sich nachher das Kloster Eirsiedeln erhob. Von einem Mesner des Kornbühl wird auch behauptet, er habe, um das rare Wasser zu sparen, sein Schlüsselchen nie gewaschen, sodaß darin zuletzt nur noch Raum für eine einzige Erbse gewesen sei. Es stand nämlich nur das Regenwasser der Dachtraufe zur Verfügung, denn der Weg zum Bachbrunnen ist eine halbe Stunde weit und der Aufstieg sehr beschwerlich.

Was Joh. Schmid in seiner Erzählung von der Zigeunerin Liubscha um 1921 vom Kornbühl berichtete, läßt sich nirgends belegen, auch beschreibt Ludwig Eglers Gedicht vom

Klausner auf dem Kornbühl 1861 nur eine schöne Sage. Denn vor 1700 sind keine Eremiten hier nachzuweisen.

Um 1767 gab es im heutigen Hohenzollern noch eine Reihe weiterer Einsiedler so z. B. im Bittelschießer Täle bei Bingen (Martin Strang von Mengen seit 14 Jahren, geb. 1724), in Deutstetten bei Veringenstein (der 1741 in Sigmaringen geborene Br. Fidelis Glanz, seit 5 Jahren Eremit), bei H. l. Kreuz zu Hechingen (der 1739 zu Dotternhausen geborene Br. Felix Stauß, 5 Jahre Eremit), auf dem Hennenstein bei Trochtelfingen (der in Neustadt 1725 geborene Johann Kohler, 1 Jahr), in Krauchenwies (Br. Johann Gg. Geiger), auf dem Josefsberg bei Sigmaringen (der 1669 in Harthausen a. d. Sch. geborene Johann Nolle, 37 Jahre Eremit), in Trillfingen bei Haigerloch (der 1702 zu Geisingen geborene Dominikus Zudrell, 26 Jahre Eremit). Außerdem lebte der Hechinger Onuphrius Streble damals, 30jährig, als Einsiedler auf dem Taberwasen bei Dettensee.

Ein Ringinger Michael Hipp, geboren um 1689 als Sohn des Hans Kaspar (Haus 98) lebte schon vorher bis 1745 als Eremit beim Schloß Heiligenberg und dann bei der Leonhardskapelle bei Ueberlingen am Bodensee. 1755 war er schon 38 Jahre lang Einsiedler, er hatte wohl auf dem Kornbühl gelernt. Im letzten Jahr wanderte er nach der Insel Reichenau ab, wo sich seine Spur vor 1769 verliert. Auch auf der Haid bei Trochtelfingen lebte im 16. Jahrhundert ein Bruder, ebenso schon im 14. Jahrhundert einer im Wald bei Rangendingen an der Markungsgrenze, wo sich noch verwildertes Immergrün findet. Jonannes A. Kraus.

Karstphänomen und Höhlenforschung im mittleren Hohenzollern

Die Bildung der zahlreichen Tropfsteinhöhlen in der Alb und anderen Kalkgebirgen läßt sich nur dann richtig verstehen, wenn man diese unterirdischen Hohlräume nicht für sich allein und herausgelöst aus ihrer Umgebung, sondern als Glied einer ganzen Kette von den Kalkgebirgen eigentümlichen Erscheinungen zu sehen sich bemüht. Ein Ueberblick über die wichtigsten dieser Erscheinungen sei deshalb dem Bericht über die Fortschritte der Höhlenforschung im Donauraum Hohenzollerns und dem Gebiet der Lauchert vorangestellt.

Die aus Kalkstein bestehenden Gebirge zeigen meist auffallende Wasserarmut, da das Kalkgestein mit seinen Rissen, Spalten, Löchern und Höhlen die Niederschläge rasch aufnimmt. Bedingt wird die Durchlöcherung des Gesteinskörpers durch die Löslichkeit des natürlichen Kalkes in dem stets mit Kohlensäure beladenen atmosphärischen Wasser, das durch haarfeine Kanälchen einsickert und diese durch seine chemische Arbeit fortgesetzt erweitert. Das überall von der Erdoberfläche her eindringende Wasser sammelt sich in unterirdischen, bei gebirgsbildenden Vorgängen (noch in der Gegenwart nebt sich ja die Alb) entstandenen und vom Wasser erweiterten Klüften und Hohlräumen; aus unzähligen Ädern und Rinnsalen entstehen Höhlenbäche, die auf einer wasserundurchlässigen Schicht entlangleitend in ungewöhnlich starken Quellen ans Tageslicht treten. Aber auch aus der Tiefe des Gesteins steigt in den Haarröhrchen Wasser empor, das irgendwo im Berginnern auf das von oben herabkommende Wasser trifft; die Grenzfläche, die starken Schwankungen unterliegt und im ganzen gesehen absteigt, heißt „Karstwasserspiegel“, und den Vorgang fortschreitender Durchlöcherung der Kalkgebirge und zunehmender Austrocknung ihrer Oberfläche nennt man „Verkarstung“. Sie führt schließlich zu einer trostlosen Felswüste mit plattig zerfallenen Kalkbänken („Karren“), Erdtrichtern („Dolinen“), senkrechten, trockenen Spalten („Karstbrunnen“), ausgedehntem Höhlennetz, durch Einbruch der Decke von Höhlen entstandenen Trockentälern und starken Quellen („Vauclusen“) deren Wasser meist bald wieder in Felsspalten verschwindet. Grüne Oasen bringen etwas Abwechslung in die steinerne Einöde. Musterbeispiele für diese Landschaftsform sind im Osten von Triest der Karst, nach dem das Phänomen seinen Namen führt, und in unserer Nähe das Gottesackerplatt im Allgäu.

Dank der noch leidlich erhaltenen Waldbedeckung ist die Verkarstung unserer Alb noch nicht soweit fortgeschritten. Doch sind Trockentäler, Erdfälle und vor allem die Höhlen durchaus keine Besonderheiten. Den Höhlen und ihrem Inhalt galt von je her das Interesse der Forschung, die hier nicht nur die geologischen und hydrologischen Kenntnisse erweitern, sondern die Höhlungen auch als Lebensräume für Pflanze, Tier und Mensch zu ergründen sucht.

Die zahlreichen Höhlen der Zollernalb sind schon recht umfassend, wenn auch noch nicht erschöpfend bearbeitet

worden. Viele grundlegende Veröffentlichungen bringen die „Blätter des Schwäbischen Albvereins“ von den ersten Jahrgängen an. Eine Uebersicht über das Schrifttum bis 1933 finden wir in Heft 12/13 S. 37/38 der „Gesamtbibliographie der Hohenzollerischen Lande“ von Dr. med E. Senn und J. Wiedel. Die vorgeschichtlich orientierten Grabungen von Oberprostrat Dr. h. c. Peters lieferten bis in die letzten Jahre (1933—1946) weitere wertvolle Aufschlüsse. Die Höhlen bei Veringenstein, im Kohltäle bei Hornstein und im Falkenstein bei Thiergarten erwiesen sich prähistorisch als außerordentlich ergiebig. In der neuesten Zeit haben die Entdeckung der Bärenhöhle durch den Erpfinger Gemeinderat Betz und die Erstbefahrung der 48 m tiefen, an eine Doline in der Forstabteilung Frauenstock bei Sigmaringen anschließenden Schachthöhle durch A. und H. Schön und F. Rainer — touristisch eine Glanzleistung! — berechtigtes Aufsehen erregt. Sodann konnte der Einlaß in einen engen Spalt in der Tiefe der Gutensteiner Tropfsteinhöhle (auf badischem Gebiet zwischen den hohenzollerischen Dörfern Dietfurt und Thiergarten) erstmals erzwungen werden. Diese Erkundungsfahrt, bei der viele Knochen und Zähne von jetzt noch lebenden Wirbeltieren aufgesammelt wurden, bewies, daß die Durchklüftung und Verkarstung des Massenkalkes der Weißjurazeit im Teufelsloch (bei km 5,0 der Donautalstraße) schon recht weit fortgeschritten ist.

Auf vorgeschichtlichem Gebiet ist die Entdeckung einer spätbronzezeitlichen Kulturschicht (Bröllerhöhle bei Thiergarten) durch den Tübinger Prähistoriker Dr. Smolla vor allem deswegen bemerkenswert, weil der neue Fundort unten im Donautal liegt, während die Bronzezeitmenschen (2000—1000 v. Chr.) überwiegend die Hochfläche der Alb bewohnten. Eine oberhalb des Bröllers (Eingang ca. 725 m NN) gelegene geräumige Tiefenhöhle, die am 25. 3. 51 von der speläologischen Gruppe des „Naturwiss. Kolloquiums Sigmaringen“ bezwungen wurde und lohnende alpinistische Aufgaben stellte, steht hydrologisch möglicherweise mit dem Bröller und der benachbarten Felsquelle in Verbindung.

Gegenwärtig konzentriert sich die speläologische Arbeit im Kreise Sigmaringen*) auf die Registrierung und lichtbildnerische Ausschöpfung einiger kleiner Höhlen, die weitere Erkundung des Teufelsloches und das planmäßige Absuchen der Steilwände des Donautales. Recht fruchtbare Anregungen waren der Französisch-Deutschen Studienfahrt in einige Albhöhlen, an der 8 Mitglieder des Kolloquiums teilnahmen, vom Juli 1950 zu verdanken.

Dr. Gerhard Dittrich

*) Nicht alle der namentlich angeführten Höhlen liegen innerhalb der politischen Kreisgrenzen. Auch die in der oben erwähnten Sennschen Bibliographie verzeichneten Höhlenvorkommen verteilen sich auf Hohenzollern und auf die benachbarten Grenzgebiete.

Die Johanneslinden in Hausen am Andelsbach

Drei mächtige Linden, in ihrem Schatten auf einem Steinsockel eine lebensgroße Holzstatue des Hl. Johannes von Nepomuk und davor ein rieselndes Brunnlein, sind das Wahrzeichen von Hausen a. Andelsbach. Der Steinsockel trägt auf einer schlichten Tafel die Inschrift: Wanderer, vertraue und bete! Dein Erlöser lebt! Ueberrascht verweilt der Wanderer vor der eindrucksvollen Lindengruppe mit der Johannes-Statue in der Mitte, fragend und überlegend, was dies dörfliche Bild bedeuten mag. Wenn er eine Deutung finden will, so muß er zunächst wissen, daß Kirchenpatronin der Pfarrkirche in Hausen die Hl. Ottilie ist, die, um 670 auf Hohenburg bei Oberehnheim im Elsaß blind geboren, bei ihrer Taufe im Mädchenalter plötzlich sehend wurde und später auf Hohenburg ein Frauenkloster gründete, dem sie als Aebtissin vorstand. Doch welcher Zusammenhang besteht zwischen der Hl. Ottilie und unseren Dorflinden?

Nach alten Beschreibungen des Lebens der Hl. Ottilie hat diese Heilige nahe dem von ihr gegründeten Kloster auf Hohenburg zu Ehren des Hl. Johannes des Täufers, dem sie durch die Taufe das Licht der göttlichen Gnade und die Erlangung des Augenlichtes verdankte, eine Kapelle in einem Lindenhain erbauen lassen. Aus den Linden sei, so berichtet die Legende, ein Saft geflossen, der für Mensch und Tier von wundertätiger Heilkraft gewesen sei. Pfarrer und Dekan Johann Viktor Hollenstein in Hausen, ein besonders eifriger Verehrer der Hl. Ottilie, der Kirchenpatronin von Hausen, hat in Anlehnung an diese legendäre Ueberlieferung im März 1760 im Oberdorf auf einem freien Platz an der Straße nach Rulfingen, wo ein versiegender Dorfbrunnen seinem Verfall entgegengeht, unweit der der Hl. Ottilie geweihten Pfarrkirche, drei Linden pflanzen lassen. Am 4. Mai 1774 wurde auf Veranlassung des Pfarrers Hollenstein inmitten der Baumgruppen auf einem 1,50 m hohen quadratischen Sandsteinsockel eine etwa 1,70 m große Statue des Hl. Johannes von Nepomuk „als eines neuen Dorfpatrons“ aufgestellt. Die Statue ist von einem Klausner in Offingen am Bussen aus

Eichenholz geschnitzt worden. Aus welchem Grunde für die Weihstätte der Hl. Johannes von Nepomuk und nicht der Hl. Johannes der Täufer gewählt wurde, ist nicht ersichtlich. Vielleicht hat der Pfarrer dem Bildhauer eine Statue „des Hl. Johannes“ in Auftrag gegeben und der hat in Unkenntnis der Zusammenhänge das Bild des Hl. Johannes von Nepomuk geschaffen, vielleicht ist aber auch die Verehrung des Hl. Johannes von Nepomuk damals so volkstümlich gewesen, daß man diesem Heiligen den Vorzug gegeben hat.

Bei der Entstehung und Ueberlieferung der Legende von den Linden mit dem wundertätigen und heilkräftigen Saft hat nach Andeutungen des Chronisten die Ueberlegung mitgewirkt, der Name Ottilie bedeute „Gottes Linde“. Die Linde heißt lateinisch thilia, Gottes Linde würde „Theothilia“ heißen und daraus wäre Ottilie geworden, eine Erklärung, die vor der Namensforschung freilich nicht bestehen kann.

Linden und Statue sind eine Schenkung des Pfarrers und Dekans Hollenstein an seine Pfarrgemeinde. Der Stifter schreibt dazu, das Holz der Linden möge später, wenn sich dazu ein Bedürfnis ergeben würde, zur Zierde der Kirche verwendet werden. Er knüpft daran die Bitte, wenn die Bäume einmal gefällt und die Statue wegen Alters entfernt werden müßten, möge der Pfarrer der Gemeinde um eine Neupflanzung der Lindengruppe und um die Aufstellung einer neuen Figur des Hl. Johannes von Nepomuk als des Dorfpatrons besorgt sein.

Das Dorf Hausen besitzt in der prächtigen Lindengruppe mit der Statue des Hl. Johannes sein eindrucksvolles, sinnreiches und zur Pfarrkirche und deren Patronin beziehungsreiches Wahrzeichen.

Die Linden, die bald 200 Jahre alt sind, stehen unter Naturschutz. — Die politische Gemeinde führt in ihrem neu geschaffenen Gemeindewappen zwei Lindenblätter. Sie hat durch ihr Wahrzeichen in feinsinniger Weise der engen Verbundenheit von politischer Gemeinde und Kirchengemeinde trefflichen Ausdruck gegeben. Josef Mühlebach.

Die Teuerungsjahre 1816/17 in der Herrschaft Gammertingen

Die Kriegsjahre 1792 bis 1806 schlugen unserer Heimat tiefe Wunden, von denen sie sich nur langsam erholen konnte. Kum war wieder Friede im Lande, so brach ein neues Unglück über unsere Gaue herein. In den Jahren 1814 und 1815 waren die Feldfrüchte schlecht geraten; die meisten Bauern schnitten kaum das Essen für die eigene Familie, infolgedessen gingen die Brotpreise stark in die Höhe. Der Hunger war im Winter 1815—16 in gar manchen Familien Tischgenosse. Die Witterung im Frühjahr 1816 ließ keine gute Ernte hoffen; im Hornung waren heiße, sommerliche Tage, und schon im März standen zahlreiche Gewitter am Himmel. Ende März und im April trat langanhaltendes Regenwetter ein, so daß die Aussaat kaum erfolgen konnte. Vom 18. bis 30. Mai herrschte eine solche Kälte, daß die Hülen zufroren und die Fenster über und über mit Eisblumen bedeckt waren. In gedrückter Stimmung saßen die Familien abends in den geheizten Stuben und der Vater erzählte seinen Kindern von der Not und dem Elend in dem Hungerjahr 1771. Wenn die Mutter nach dem Essen aus einem alten Gebetbuch betete: „Vor Pest, Hunger und Krieg“, dann klang als Antwort bittend aus Kindermund: „Bewahre uns, o Herr.“

Den ganzen Sommer hindurch regnete es viel, das Getreide konnte nicht zur Reife kommen. Jeden Tag stiegen neue Wolkenmassen am westlichen Horizont empor, die oft wochenlang jeden Sonnenstrahl von unserer Heimat fernhielten; selten gab es regenlose Tage. Der Bröller bei Hausen an der Lauchert war den ganzen Sommer über in Tätigkeit, was nach altem Volksglauben ein Hungerjahr ankündet. Ende September begann die Ernte; häufiges Regenwetter verzögerte sie jedoch so, daß viel Getreide auf dem Felde auswuchs. In Gammertingen wurde am 29. Oktober das letzte Korn heimgeführt. Der meiste Haber gelangte nicht zur Reife und ging draußen auf dem Felde zugrunde. Am 11. Oktober fing es zu schneien an, und der Haber und die Kartoffeln lagen unter einer dicken Schneedecke. Im Spätherbst gingen die Leute hinaus auf die Kartoffeläcker, schaufelten den Schnee weg und gruben dann Kartoffeln aus dem gefrorenen Boden, um der größten Not steuern zu können. In Freudweiler holten die Bauern am 11. Abend Habergarben auf Schlitten, in Märgkingen wurden am 5. Januar Haber und Wicken ebenfalls auf Schlitten heimbefördert. Das kaum gereifte und feuchte Getreide gab ein schlechtes Mehl; dasselbe mischte man beim Backen noch mit Kleie und Kartoffeln. Drüben im Riedlinger Amt gab der katholische Pfarrer Forstunat Fauler von Heudorf eine Schrift heraus: Auf die vorteilhafteste und billigste Art gutes Erdbirn- und Rübenbröt zu backen zu gunsten der armeren Bevölkerungsklassen. Nach der in diesem Buche ent-

haltenen Anleitung wurde auch in unserer Gegend das Brot hergestellt. In Gammertingen errichtete man eine öffentliche Küche, in welcher Suppe an arme Leute zu billigem Preise verabreicht wurde.

Bittere Not herrschte in kinderreichen Familien, weil das Brot der Armen (die Kartoffeln) fehlte. Die schlechten Nahrungsmittel verursachten Magen- und Darmkrankheiten verschiedenster Art, besonders unter der Kinderwelt. Habgierige Händler kauften Getreide zu hohen Preisen auf und verkauften es an reiche Leute in der Umgegend oder gar in die Schweiz. Stummer Ingrim mußte da den Familienvater ergreifen, wenn ein schwer beladener Getreidewagen an seinem Hause vorbeifuhr, während er den flehenden Kinderaugen ein Stücklein Brot oder eine warme Kartoffel versagen mußte. Die Fruchtpreise stiegen ins Unermeßliche; ein Malter Kernen kostete bis zu 49 Gulden, ein Malter Gerste 59 Gulden und ein Scheffel Haber 8 Gulden. Im Frühjahr 1817 stiegen die Preise weiter; im Gammertinger Kaufhaus zahlte man für ein Viertel Kernen 6 Gulden 30 Kreuzer, für ein Viertel Gerste 4 Gulden 30 Kreuzer und für einen Scheffel Haber 20 Gulden.

Um die Ausfuhr zu verhindern, legte die fürstliche Regierung in Sigmaringen auf alle Lebensmittel, die ausgeführt wurden, einen hohen Zoll. Derselbe betrug für:

ein Malter Kernen	24 fl,
ein Malter Gerste	12 fl,
ein Malter Vesen	16 fl,
einen Scheffel Haber	12 fl,
einen Zentner Mehl oder Gries	24 fl,
einen Eimer Branntwein	5 fl.
ein Viertel Kartoffeln	36 Kreuzer.

Dieser Ausfuhrzoll ergab in der Obervogtei Gammertingen 1900 Gulden, die zur Unterstützung der Armen benutzt werden durften. Trotz aller Maßnahmen der Behörden legte sich die bittere Not erst mit der neuen Ernte, die gut ausfiel. Der erste Erntewagen in Gammertingen wurde in feierlicher Prozession abgeholt und sicherlich stiegen dabei heiße Dankgebete zum Himmel empor.

In manchen Gemeinden sind noch stumme Zeugen, die Kunde geben von der großen Not in unserer Heimat während der Hungerjahre 1816/17. In Neufra wurde ein Acker (1/2 Morgen) für einen Laib Brot verkauft. Dieser Acker trägt heute noch den Namen Brotacker. Ein Acker in Inneringen, der ebenfalls für einen Brotlaib veräußert wurde, heißt Brotlaibacker. Die Bewohner von Salmendingen haben einen Acker Plotzmichelacker benannt, weil der Besitzer denselben um Milch vertauschte.

Was bedeutet Heufeld und Heuberg?

Der verdiente hohenz. Geschichtsforscher Fr. Eisele († 1941) hat die Geschichte des Heufeldes bei Ringingen-Salmendingen geschrieben und dabei auch seine Aufmerksamkeit auf den Namen gerichtet. Seit Alters handelt es sich um ein Weideland, das in Wiesen aufgeteilt war (seit 1770 auch mit Frucht besät), die früher wegen der darauf stehenden Boschen und einzelnen Bäumen Holzwiesen hießen. Das Hauen dieser Bäume war nur der Gemeinde Salmendingen, zu dessen Markung oder Zwing und Bann das Feld gehörte, gestattet. Sie hatte auch die Aufsicht über den Weidebetrieb der Gemeinden Ringingen, Jungingen und Talheim. So meinte Eisele und mit ihm später Bumiller, der Name Heufeld (mundartlich Haifeald) hänge mit hauen zusammen, wie das Ringinger Burrenhäule auch Burrahaile gesprochen wird.

Dagegen ist jedoch zu sagen, daß das Wort Hau zwar häufig im Schwäbischen vorkommt, aber immer einen regelrechten Wald bedeutet, der beim Heufeld früher nie vorhanden war. Erst um 1860 hat die Fürstenbergische Standesherrschaft nach Aufkauf von Feldern die sog. Kultur angelegt, die jetzt dem Württembergischen Staat gehört.

Aus diesem Grunde hat man als zweite mögliche Lösung

Hugo von Melchingen und Konrad von Burladingen

Als der päpstliche Reiterführer Heinrich von Killer-Ringelstein im Jahre 1375 in einem Ermunterungsschreiben seines Herrn erstmals „Affenschmalz“ genannt wurde, war er nicht der erste Schwabe, der im sonnigen Süden für den Vater der Christenheit focht. Schon im Jahre 1334 diente unter Papst Johannes 22. bzw. seinem Kardinallegaten Bernhard Faraldi ein Reiterführer aus Oberdeutschland mit 30 Reitern und 14 Troßpferden samt Knechten, namens Garner de Melich, der sich bei näherem Zusehen als Werner von Melchingen entpuppte. Er wird 1341 in Mantua als angesehenener Ritter genannt. Einige Jahre später diente 1353 ein Marchelmus de Melich (Märklin von Melchingen) und Bertholdus de Euroch (Urach) unter dem Heerführer Friedrich von Schöneck im Dienst der kirchenstaatlichen Provinz Tuszien. (Nach Siebmacher VI, 2 S. 99 war Märklin 1385 Bürge für die Grafen von Zollern.)

Größere Bedeutung erlangte sein Verwandter Hugo von Melchingen. Im Frühjahr 1363 erscheint er zusammen mit Hermann von Winneden als Führer der deutschen Compagnie del Fiore, die damals von der Stadt Florenz mit 1000 Mann zu Pferd und 58 Constablern (Abteilungsführer) zu Sold genommen war. Die beiden Führer erhielten monatlich 150 fl, jeder Abteilungsführer 20 fl, jeder Reiter 6 fl. Deren Streitmasse sollen wenigstens 8 fl Wert haben. Es handelte sich durchweg um Hengste, da es als Schande für einen Adligen galt, auf Stute oder Wallach zu reiten.

Hugo v. M. darf man auch im Korporal Ugolino de Menechin vermuten, der im März und April 1357 besoldet wurde und dann 1365 als dominus Ugo de Melchinden unter anderem 10 Reiterführern des Kardinallegaten vorkommt. (Schäfer in „Quellen und Forschungen der Görresgesellschaft“, Bd. 15, I—III).

Die Stadt Pisa hatte im Jahre 1363 sogar 49 deutsche Reiterführer in ihren Diensten. Das 46. Fähnlein war von Herrn Ugo de Melchin befehligt. Es ist derselbe, der in dem 20 zu 5 Meter großen Reiterfresco im Palazzo Comunale (Rathaus) zu Siena neben dem Hauptführer Franz von Orsini in voller Rüstung mit dem silbernen (nicht zu wei) Flügel als Zier des geschlossenen Helmes abgebildet ist, wie er auf seinem mit den Waltrappen geschmückten Hengst und eingelegter Lanze und dem Schild, mit dem silbernen Fittichzeichen bemalt, siegreich in die Feinde einsprengt, während einer seiner Mannen hinter ihm die Standarte mit dem Fittichzeichen im Winde flattern läßt. Das Bild ist von Schäfer im Deutschen Herold 1912 veröffentlicht.

Während Hugo 1356 und 1365 im päpstlichen Heer kämpfte, ist eine vorübergehende Anwesenheit im Pisaner Heerban vielleicht durch eine Zurücksetzung seitens des guelfischen Florenz zu erklären. Unter Hugos 39 Rittern, deren Namen leider ebenso wie der seine schwer verstümmelt sind, kann man nur folgende erkennen: Heinrich von Gamertingen, Johann von Ebingen oder Tübingen, Heinrich von Holstein, Konrad von Stetten, Konrad von Hettingen, Gresser von Mössingen, Conrad von Gutenberg, Konrad von Ulm, Friedrich von Nürnberg, Hans Spät, Heinrich von Speier, Konrad von Geislingen, Hans von Konstanz, Werner von Gerlingen bei Ulm, Hans von Bebenhausen, Konrad von Steimer (Rotenburg), Johannes von Konstanz, Hans von Hornstein, Hans von Straßburg, Heinrich von Gutenstein, Jörg Kemp (von Pfullingen), Heinrich von Ostrach (oder Urach?), Konrad von Rottenburg, Benz von Salbandighen (Salmendingen), Konrad Schenk (von Andegg oder Staufenberg), Hans Achinger

schon ein „hohes Feld“ oder „Feld in der Höhe“ (Haie) vermutet, was besonders vom Killertal her gesehen ausgezeichnet passen würde, aber gar nicht vom zuständigen Salmendingen oder von Ringingen her.

Die älteste Wortform Hewfeld und in Salmendinger Quellen auch Hewberg, die im 16. Jahrhundert unterschiedslos gebraucht werden, passen wie die heute üblichen in Schreib- und Mundart zu „Heu“ (Hai). Wenn man überlegt, daß die übrigen Wiesen in der Nähe der Dörfer im Gegensatz zu den Holzwiesen des Heufelds früher immer Oehmdwiesen genannt wurden, und das Heufeld jeweils nach Einbringung des Heues als Weide diente, also kein Oehmd gab, wird man verstehen, warum unsere Vorfahren Heufeld sagten. Es ist eben das Feld oder der Berg, der nur Heu und kein Oehmd gab.

Merkwürdigerweise redet man auch heute noch in Ringingen nur von Heufeldwiesen, aber niemals von Aeckern, trotzdem seit etwa 1760 diese Wiesen auch umgerissen, d. h. mit dem Pflug bearbeitet werden und vor allem Kartoffeln und Haber liefern, wobei sie nicht dem allgemeinen Flurzwang unterliegen, wie die übrigen drei Esche der Dreifelderwirtschaft. Kr.

(Hechinger), Hans von Salvandighen (Salmendingen), Konrad von Talheim und Konrad Speth.

Ein Paul von Chirichen und zwei Konrade von Cherichen, davon einer 1360 als Conradus de Cerchiis Befehlshaber von 15 Reitern war, können von Kirchheim stammen, möglich ist jedoch auch, daß sie cerchia d. i. Ringe im Wappen führten, oder gar „von Ringingen“ hießen, ebenso wie der 1353 erwähnte Corradus Ghienghinger. Bei diesem liegt allerdings „Genkinger“ näher.

Der Name Hugos findet sich auch in einer Florentiner Liste des Jahres 1363, wo er „hochberühmter Herr Ritter Ugo de Melechin aus Deutschland“ heißt, während er in den Sienser Soldlisten bloß „Meister Ugo Tedesco“ (der Deutsche) genannt, und bei den italienischen Chronisten nach seinem Fittich (= ala) Wappen Hugo dell Ala italienisiert ist.

Auf dem erwähnten Gemälde trägt er auf der Brust ebenfalls das Flügelwappen, auch sein Hengst sowohl vorn an der rechten Seite als hinten rechts auf der Decke (Dtsh. Herold 1912, S. 253).

Nach der siegreichen Schlacht bei Torrita am 8. Oktober 1363 erhielt Hugo von Melchingen, außer dem doppelten Monatssold für seine Mannen, persönlich 100 Gulden, weil er die Fahne des Grafen Niccolo de Montefeltro zu Fall gebracht und erbeutet hatte. Ein Konrad von Lichtenstein mit seinen 20 Helmen (d. i. Rittern) bekam damals 226 fl. Nach Gabelkhover (Mitt. Hohenz. 33 S. 6 Anmerk. 44) wird Hugo einmal in der Heimat als Zeuge zitiert: „der edle Ritter Ugo de Melchingen, der sich z. Zt. in Perugia in Umbrien aufhält“. Im Jahre 1389 wird er als tot gemeldet.

Bei Torrita war auch ein anderer Reiterführer unserer Gegend beteiligt gewesen, Konrad von Burladingen, der mit seinen 14 Hengsten (mit Rittern) und 3 Runziten (d. i. Packpferden mit Knappen) 181 Gulden Belohnung erhielt. Schon am 20. Dezember 1350 standen 125 deutsche Reiterführer des Herzogs Werner von Urslingen mit 2375 Ritterpferden in Kriegsdienst der Stadt Bologna, und darunter auch als Führer Nr. 65 Coradus de Borlading mit 15 Mann zu Fuß.

Am 8. August 1363 sind seine 15 Mann namentlich aufgeführt: Heinrich von Nuffron (Neufra), Konrad von Brunnen, Werner Schenk (von Stauffenberg), Gerhard von Altensteig, Konrad von Bebenhausen, Konrad von Leibertingen, Konrad von Geislingen, Burkard von Salsbur (Schalksburg oder Salzburg), Heinrich von Gressin (Gresser oder Gretzingen), Johannes Strubenhart, Burchard Valch (Walch von Hechingen, oder gar einer von der Falkenburg bei Burladingen?), Johannes von Achingen (Hachingen), Guarnerio de Huzen (Hausen v. Werner), Dietrich Bramberg (O.A. Wangen), und Konrad von Stetten.

Weitere Angaben fehlen leider. Die Herren von Burladingen führten einen silbernen Jagdfalken auf einem Dreieck oder Fünfberg im Wappen (v. Alberti, Württbg. Adelsbuch). Unter den Herren von Urach (so Konrad 1328, Burkart 1358, Konrad und Heinrich und Angelino 1363) verbergen sich möglicherweise auch Truchsesse von Urach-Ringingen.

Da Schäfers dreibändiges Werk nur in großen Bibliotheken zu erhalten ist, wurde oben ein genauerer Auszug gegeben, der zugleich einen interessanten Beitrag zur Kultur des Adels unserer Heimat darstellt. Johannes A. Kraus.

(Karl Heinrich Schäfer: Deutsche Ritter und Edelknechte in Italien. 3 Bde. in Quellen und Forschungen der Görresgesellschaft. Bd. 15. u. 16.)

Der furchtbare Hagelschlag im Jahre 1853 in Inneringen

Die Gemarkung Inneringen wurde im Laufe der Zeiten wiederholt von schweren Hagelschäden heimgesucht, so in den Jahren 1717, 1751, 1774, 1782, 1853 und 1863. Der größte und furchtbarste Hagelschlag war jedoch 1853 am Bartholomäustag, den 24. August. Es war ein heißer Sommertag. Unheimliche Schwüle lag auf der ganzen Flur. Die Leute waren mit der Ernte auf dem Felde beschäftigt. Da ballten sich zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags nordwestlich des Dorfes schwarze Gewitterwolken zusammen. Näher und näher zogen sie heran. Der Sturm brach los. Blitze auf Blitze zuckten, und ohne Absetzen brauste und brüllte der Donner. Den Tropfen folgten sofort die Schloßen und Hagelkörner, immer größer und dichter. Bald hatten sie die Größe von Hühner-, ja Gänseeiern erreicht, bis sie gar zusammengeballt in Klumpen und Eisstücken herniederprasselten. Nach etwa 10 Minuten ließen die empörten Elemente etwas nach mit ihrer Raserei, und es bot sich den Bewohnern Inneringens ein entsetzliches Bild der Verwüstung und der Zerstörung. In obigem Zeitraum von 10 Minuten waren alle Häuser abgedeckt worden. Nicht eine einzige Ziegelplatte war mehr auf denselben zu sehen. Sämtliche Fenster auf Nordwestseite der Häuser waren zertrümmert. Das Mauerwerk der Häuser sah aus, wie wenn mit „Kartätschen“ darauf geschossen worden wäre. Das Futter und die Feldfrüchte, welche draußen standen, waren derart in den Boden hineingeschlagen, daß kaum zu erkennen war, ob beispielsweise hier vorher Gerste oder Haber gestanden hatte. Die Obstbäume standen da ohne Laub, ohne Triebe, ohne Frucht und vielfach auch ohne Rinde. In den Wäldern sah es gerade so aus. Die Tiere des Feldes, wie Hasen, Rebhühner, Wachteln und andere Vögel lagen zu Hunderten erschlagen umher. Die ganze Gansherde, zirka 600 Stück, war umgekommen. Auf zwei Wagen wurden die toten Gänse ins Dorf gefahren und an die Besitzer bezw. Eigentümer verteilt. Schlimm erging es den Leuten, die während des Hagelschlags auf freiem Felde waren. Da half

kein Hinlegen, kein Verkriechen unter Getreide- oder Oehmdhaufen. Unverwundet kam niemand nach Hause. Die meisten hatten Löcher im Kopf, viele waren in Ohnmacht gefallen; einer Frau schlug es den Arm ab und einem Pferd die Wirbelsäule auseinander, so daß es getötet werden mußte.

Auf den entsetzlichen Hagelschlag folgte anhaltendes Regenwetter, so daß kein Hausbesitzer wußte, wohin er seine Habseligkeiten retten sollte. Es fehlte eben jede Bedachung. Um einigermaßen Schutz im Hause zu haben, und schlafen zu können, hoben die Leute die Türen aus, suchten Bretter zusammen und deckten damit Teile des Hauses. Das schon eingebrachte Heu und Getreide in den Scheunen wurde bis auf die unterste Garbe durchnäßt. Die Körner dieser Garben fingen bald an zu keimen und zu wachsen. Es läßt sich leicht denken, welcher Beschaffenheit das Mehl bezw. Brot nachher war!

Der Schaden, welchen dieses Hagelwetter anrichtete, war nicht zu übersehen. Eine sachkundige Schätzung stellte fest, daß allein 1 400 000 Stück Dachplatten notwendig seien zur Wiederbedachung der 200 Häuser. Der Verlust an Futter und Früchten war noch größer, weil gar bald eine große Teuerung entstand. So kostete z. B. ein Viertel Gerste zum Säen 2 Gulden 15—24 Kreuzer, Hafer 8 Gulden 12—30 Kreuzer.

Große Sorge bereitete die Wiederbedachung der Häuser. Die Ziegler der Umgebung waren bald ausverkauft, und Eile tat Not. Nach allen Himmelsrichtungen zogen Fuhrwerke hinaus und kamen bis in die entferntesten Ziegelhütten.

Zur immerwährenden Erinnerung an dieses allgewaltige Naturereignis wird seit jener Zeit alljährlich am 24. August eine Bittprozession nach „Maria Nöthenwang“, einer Wallfahrtskapelle im Walde Egelfingen zu, gehalten, und nachmittags von 15.30—16 Uhr mit allen Kirchenglocken in drei Absätzen geläutet. Die Leute halten dann bei der Arbeit inne und beten 5 Vater unser und das „Salve Regina“ zur Abwendung eines ähnlichen Hagelschlages wie im Jahre 1853.

Die Wasserversorgung der Alb einst und jetzt

Die Schwäbische Alb ist ein zerklüftetes Kalkgebirge. Infolge dieser Klüftigkeit versinkt das Regen- und Schneewasser durch die Ritzen, Spalten und Klüfte rasch in die Tiefe, bis es auf eine wasserdichte, tonige Schicht kommt, wo es sich sammelt und im Tale als Quelle an das Tageslicht tritt. Deshalb sind die Höhen der Alb durchweg wasserarm. Hier trifft man keine Quelle am Wege, kein fließendes Wasser in den Niederungen und keine laufenden Brunnen in den Ortschaften. So entbehren Steinhilben, Harthausen b. Feldh., Feldhausen, Kettenacker, Inneringen, Hochberg und Harthausen a. d. Sch. durchweg des Quellwassers. Eine Ausnahme macht Benzingen, das ziemlich Quellen und zwei laufende Brunnen hat. Wohl finden wir auf der ganzen Alb einzelne Wasseradern und Oberflächenwasser, sogen. Tertiäriinseln eingelagert, mit undurchlassenden, wasserhaltigen Tonböden. Der Ort Inneringen z. B. liegt auf einer solchen. Die gleich südlich des Dorfes sich anschneidende „Wedelache“ hat genießbares Wasser. Es ist keine Quelle mit sichtbarem Zu- und Abfluß, auch keine „Höhle“, wo das Regenwasser angesammelt wird, sondern zutage tretendes Grundwasser. Diese Wasseradern und Grundwasserstellen waren es auch, welche in grauer Vorzeit die Aufmerksamkeit der Ansiedler auf sich zogen und Veranlassung zur Gründung von Niederlassungen gaben, denn Wasser ist bei einer Ansiedlung immer der wichtigste Punkt.

Mit Zunahme der Bevölkerung genügte jedoch das vorhandene Wasser nicht, zumal in trockenen Jahreszeiten es durchweg versiegte. Die Bewohner dieses Gebiets waren daher früher oft Monate hindurch bezüglich des Trinkwassers in großer Bedrängnis. Sie leiteten das Regenwasser des Hauses und der Scheune in gemauerte Brunnen (Zisternen.) Aus diesen schöpften sie es zum Hausgebrauch mit einem hölzernen Eimer, der an einer hölzernen Stange oder an einer Kette bezw. einem Seil befestigt war. Außerdem legte man in den Ortsniederungen Hülen oder Hülben an. Dies waren offene, flache Wasserbehälter, mit Ton ausgeschlagen. Hier floß das Regenwasser des Dorfes zusammen. Dahin trieb man das Vieh zur Tränke. Bei Feuersbrünsten war es die einzige Stelle, der das Wasser zum Löschen des Brandes entnommen werden konnte. Daß das Wasser der Zisternen und besonders der Hülen oft zweifelhafter Natur war, läßt sich denken, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in demselben aller Unrat sich ansammelte und zuweilen Düngergestätten ihren Abfluß ihnen zusandten. Auf den Hülen trieben sich außerdem Tag und Nacht Gänse und Enten herum, die nicht zum wenigsten das Wasser verunreinigten.

Blieb nun aber der Regen längere Zeit aus, so ging das Wasser dieser künstlichen Sammelstätten zu Ende. Es trat

dann ein drückender Wassermangel ein. Die Leute mußten das nötige Wasser von den nächsten Quellen, Quelltöpfen oder fließenden Gewässern oft stundenweit herholen, so Steinhilben in Trochtelfingen, Harthausen b. F., Feldhausen und Kettenacker in Gammertingen, Inneringen in dem württ. Orte Friedingen und in Veringenstadt, Hochberg in Veringendorf, Harthausen a. Sch. in Benzingen und Veringenstadt. Wie umständlich und zeitraubend mag das gewesen sein in geschäftsreichen Zeiten! Mancher Altbauer weiß heute noch ein Liedchen davon zu singen, und der Bierbrauer erinnert sich mit Schauern dieser Zeiten. Wie mag es mit dem edlen Naß respart worden sein, zum Nachteil für die Pflege der Reinlichkeit und Gesundheit, wie für das ganze wirtschaftliche Leben der Alb! Wenn aber erst in einer solchen Zeit des Wassermangels ein Brand ausbrach! Müßig mußte man zusehen, wie das verzehrende Element den Bewohnern ihre Habe verschlang.

Diesem Uebelstand half nun die moderne Technik dadurch ab, daß fließendes Wasser aus den Tälern auf die höchsten Höhen künstlich gepumpt und aus dort angelegten Hochbehältern mit natürlichem Gefäll durch gußeiserne Röhren den betreffenden Ortschaften zugeführt wird. Eine Gruppe von Dörfern um die andere schloß sich zusammen und baute eine Wasserleitung mit gemeinsamem Pumpwerk. So traten Kettenacker mit Lusthof und Pistri der Wassergruppe Zwiefalten bei, der noch 10 württembergische Alborte angehören und lassen sich das Wasser von der Pumpstation Zwiefalten zuführen. Inneringen, Hettingen, Hermentingen, Hochberg und Billafingen bilden mit den württembergischen Ortschaften Egelfingen und Eimerfeld die Mittlere Lauchertgruppe mit dem Pumpwerk in Hettingen. Zum Gammertinger Verbandswasserwerk gehören Gammertingen, Feldhausen, Harthausen b. F. und Steinhilben mit dem Pumpwerk in Gammertingen. Ringingen und Salmendingen schufen mit den württembergischen Orten Erpfingen, Willmanzingen und Genkingen die Erpfgruppe mit dem Pumpwerk in Erpfingen. Harthausen a. d. Sch. bezieht das nötige Wasser durch ein Röhrennetz in natürlichem Gefäll von Benzingen und gleichzeitig mit Birkhof durch ein Pumpwerk von Hermentingen. Benzingen, Veringendorf, Jungnau und Stetten u. Holstein bauten je eine eigene Wasserleitung.

So verbreitet sich heute über die ganze Alb hin ein Röhrennetz, das die edle Himmelsgabe, das frische und gesunde Trinkwasser, in fast alle Dörfer und Höfe leitet, so daß nun jeder Bauer und Bürger bloß die Hähnen in Haus und Stallung drehen braucht. Die Albwasserversorgung ist zu einer wahren Wohltat geworden, die der einzelne nicht genügend zu schätzen vermag. † L. Stauß - Inneringen.

Zur Geschichte des Weinbaues in Rangendingen

Oestlich des gewerbefleißigen Dorfes Rangendingen liegt die Hochburg, ein steil ansteigender Stubensandstein-Bergzug, an dessen halbkesselförmigen Abhängen im Mittelalter und Spätmittelalter lohnender Weinbau getrieben wurde und den auch nach dem Jahre 1932 wieder mehrere Bürger neu aufleben ließen. An den sonnigen Hängen, die gegen die rauhen Ost- und Nordwinde vollständig geschützt liegen, zogen sich die mit viel Fleiß angelegten Weinberge hinauf. Der Rangendinger Wein muß nicht ganz schlecht gewesen sein, sonst hätte die Hechinger Standesherrschaft keine so umfangreichen Weinkäufe in Rangendingen vorgenommen. Die Kelter von einst steht noch als ein verträumter Zeuge jenes Arbeitswillens, und der Platz um die Kelter herum heißt heute noch Kelterwasen. Ein Brunnlein, das allerdings in trockenen Zeiten vollständig versiegt, lieferte das Wasser für die Kelter. Die einstigen Weinberge werden heute im Volksmund „die Berge“ genannt. Noch um das Jahr 1900 traf man dort viele wildwachsende Rebstocke. Mancher Hausbesitzer hat in den letzten Jahrzehnten einen solchen Wildling geholt und an das Haus gepflanzt, der jetzt reichen Ertrag an weißen oder blauen Trauben bringt. Wenn man alte Leute fragt, warum denn der Weinbau eingestellt wurde, so geben sie meistens die hohen Zehntabgaben als Grund an. Vielleicht haben aber Mißernten, Rebenkrankheiten und Weinpreise mitgeholfen, den Weinbau zum Erliegen zu bringen. Aus einem Schriftstück aus den Jahren 1590/93 ist ersichtlich, daß die Herrschaft von den Weingärtnern 12 Fuder, 3 Ohm, 2 Viertel Wein kaufte, wobei für ein Ohm 5 Gulden bezahlt wurde. Dagegen kauften die Winzer von der Herrschaft Getreide, und zwar 106 Malter und 12 Viertel Vesen, 19 Malter und 4 Viertel Haber. (Ein Malter Vesen kostete 6½ Gulden, 1 Malter Haber 3 Gulden.) Insgesamt waren die Rangendinger für Frucht 447 Gulden, die Herrschaft für den Wein 79 Gulden schuldig. Eine Urkunde aus dem Jahre 1622 verzeichnet den Gesamtertrag der Weinernte, die Gefälle an den Grafen Johann Georg von Hohenzollern-Hechingen und die Zahl der Weinbergbesitzer. Die Rangendinger Weinbauern behielten insgesamt für sich: 10 Fuder, 9 Ohm, 5 Viertel und 4 Maß; außerdem verkauften sie an den Grafen 10 Fuder, 9 Ohm und 4½ Maß. Der Graf erhielt als Weinzehnten 2 Fuder, 3 Ohm, 9 Viertel und 3 Maß; als Landgarbe mußten geliefert werden 2 Fuder, 3 Ohm, 9 Viertel und 3 Maß. Graf Johann Georg verkaufte von seinem Wein an die Ordensherren von Sankt Lutzen 1 Fuder 11 Viertel. Das Verzeichnis führt die Namen von 58 Weinbauern an, darunter war auch der damalige Pfarrer Lienhardt Mock.

Das Weinjahr 1623 scheint besonders gut ausgefallen zu sein. Die Herrschaft erhielt als Weinzehnten 3 Fuder, 2 Ohm und 1 Maß; als Landgarbe 2 Fuder, 8 Ohm und 1 Viertel. Außerdem kaufte die Herrschaft 10 Fuder, 5 Ohm, 9 Viertel und 4¼ Maß. Die Winzer nahmen 15 Fuder, 3 Ohm, 10 Viertel und 2 Maß in die eigenen Keller. Im gleichen Jahre bezog die Herrschaft von Owingen, das ebenfalls Weinbau betrieb, 7 Ohm, 2 Viertel und 1 Maß Wein. Im Jahre 1657 fiel die Weinernte mager aus: 6 Fuder, 4 Ohm und 9 Viertel. Vielleicht spielen hier auch die Wirkungen des 30jähr. Krieges mit. Als Kelterlohn erhielt die Herrschaft 3 Ohm, 10 Viertel und 5 Maß. Einige Weinberge waren früher Erb-lehen, und da es sicherlich Neuanpflanzungen waren, werden die Gültabgaben durchweg Landgarbe genannt. Während beim Getreidebau die neunte Garbe von Neubruchäckern gereicht werden mußte, bestand hier die Landgarbe in der Abgabe des sechsten Teiles der Weinernte. Die Herrschaft bezog an Zehnten, Landgarbe und Baumwein (Kelterlohn) 2 Fuder, 1 Ohm und 2 Maß. Im Jahre 1670 verkauften die Winzer der Herrschaft 83 Ohm, 5 Viertel. Als Eigenbedarf behielten die Weinbauern 111 Ohm, 6 Viertel und 3 Maß.

Am 21. Oktober 1773 stellte die fürstliche Regierung eine Erneuerung der Weingefälle in Rangendingen auf. Darin heißt es u. a.: Die Kelter in Rangendingen, am Hohenbusch gelegen, gehört der Herrschaft. Sie ist vollkommen steuerfrei. Die Herrschaft ist verpflichtet, die Kelter in gutem baulichen Zustande zu halten, den Kelterknechten im Herbst den Lohn zu geben und im Herbst das Keltergeschirr zu unterhalten. Die Herrschaft bekommt von jedem Fuder 4 Viertel Wein. Der Weinzehnte in der ganzen Gemarkung Rangendingen gehört der gnädigen Herrschaft. Sie bekommt das zehnte Maß vom Vorlaß, das zehnte Maß von dem Trester und Kelterwein. Es sind 60 Morgen 2 Viertel Weingärten vorhanden, die den sechsten Teil des Ertrages abliefern müssen.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts waren sämtliche Abhänge mit Reben angepflanzt. Am 12. Februar 1732 bebauten die Rangendinger 109 Weinberge. Für Wein, der verkauft wurde, mußten die Winzer den elften Teil des Erlöses als Umgeld

an die Herrschaft abliefern. Bei Betrachtung dieser hohen Abgaben ist es vielleicht erklärlich, warum der Weinanbau völlig zum Erliegen kam.

(In Rangendingen galten die Rottenburger Weinmaße: 1 Fuder = 10 Ohm = 10,8753 hl, 1 Ohm = 12 Viertel = 108,75 l, 1 Viertel = 6 Maß = 9,06 l.) W.

Hohenzollerische Jahreshefte 1950

Der Band 10, Jahrgang 1950 „Hohenzollerische Jahreshefte“ enthält folgende Abhandlungen:
 Charakteristische Profile der Grafen und Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen bis zu dem Fürsten Carl von Dr. Johannes Maier.
 Hohenzollerische Regesten aus den Pfullendorfer Archiven (Fortsetzung) von Dr. theol. Johann Schupp.
 Universitätsprofessor Dr. Bernhard Schäfer von Stetten u. Holstein von Dr. phil. Justinus Uttenweiler.
 Sophie Stehle, die berühmte Wagner-Sängerin aus Hohenzollern von Bibliotheksdirektor i. R. August Stehle.
 Baron Karl von Mayenfisch und das Sigmaringer Museum von Anton Pfeffer.
 Das Geburtsjahr des Fürsten Philipp von Hohenzollern-Hechingen von Dipl. Landwirt Maximilian Schaitel.
 Schwaben auf dem Bundestag des deutschen Bundes im Jahre 1816 von Dr. phil. et jur. K. Brauns.
 Ein hervorragender Heimatgeschichtsforscher Friedrich Eisele von Pfarrer i. R. Johann Nep. Wetzel.
 Zu Wappen und Geschichte von Gammertingen und Umgebung von Ordinariatssekretär Joh. Ad. Kraus.
 Aus der Geschichte der botanischen Erforschung Hohenzollerns von Bezirksschulrat Dr. Karl Kuhn.
 Aus der Heimatliteratur von Ordinariatssekretär Joh. Ad. Kraus.
 Mitgliederbeitrag jährlich 6 DM. Hierfür erhalten die Mitglieder das Jahresheft. Anmeldungen an den Schriftführer Herrn A. Stehle, Sigmaringen, Alte Krauchenwieser-Str. 3)

An alle Heimatfreunde!

Bei den umfangreichen Bauarbeiten stößt man immer wieder auf Bodenaltertümer, Gräber, Mauerwerke u. dergl. Senden Sie bitte eine Kurznachricht darüber an die Schriftleitung. Vertrauensmann: Studienrat a. D. Faßbender in Hechingen, Studienrat a. D. Kalbhenn in Sigmaringen. — Die Herren Schulleiter werden gebeten, das Heimatblatt durch ältere Schüler in der Gemeinde verkaufen zu lassen. — Einsendungen ohne kulturkundlichen Wert können nicht aufgenommen werden. Allen Verfassern der Abhandlungen (auch für die nächsten Nummern) Dank und Heimatgruß! W.
 Die Auslieferung erfolgt durch die Post. Sammelbestellungen durch die Schulen können direkt beim Verlag S. Acker in Gammertingen vorgenommen werden. — Die Verfasser tragen für die eingesandten Abhandlungen die Verantwortung. Nachdruck der Originalartikel ohne Quellenangabe verboten.

An das

Postamt

in

Kleine Mitteilungen

Alte Wasserleitung in Burladingen. Als man um 1932 das Sträßlein von Burladingen nach Stetten verbesserte, kamen unterhalb der Brunnenstube, die noch jetzt die Hauswasserleitung speisen hilft, eine interessante alte Tonröhrenleitung zutage, die in Richtung der alten Kirche verlief und wohl ins Schloß geführt hat, wo im 16. Jahrhundert in gräflich zollerischen Rechnungen ein Brunnen mit Stock erwähnt wird. Die Röhren von rotem Ton waren etwa 50 cm lang, mit schöner Muffe an einem Ende, 2—3 cm im Lichten weit und die unglasierten Wandungen etwa 2 cm dick. Die äußere Form mutete recht altertümlich an. In Ringingen hat man bis um 1870 die Brunnenleitungen mit Deicheln aus Fichtenholz gelegt, die vorher in der Hilb ein halbes Jahr geschwemmt wurden. Der Baron von Hornstein dagegen baute um 1710 ein Pumpwerk ins Schloß bei Bingen, und verwendete Bleiröhren dazu. K.

Zur religiösen Volkskunde. In Ringingen und wohl auch anderswo war es bis zur Wachsnot des ersten Weltkrieges üblich, daß die Wöchnerin zur Ausegnung in die Kirche nicht nur ihr Neugeborenes, sondern auch ein Opfer mitbrachte in Gestalt eines „Wächse“ (Wääßle), d. h. ein aus einem Wachsstock in Länge von zirka 20 cm zusammengewendenes Licht, zwischen dessen beiden Striemen ein Geldstück (10-50 Pfg.) als Obolus für den Priester geklemmt war. Der Brauch war uralte, denn im Rituale von St. Florian vom Jahre 1200 zeigt die Zeichnung eine reiche Dame, gefolgt von der das Kind tragenden Magd, die der Priester vor der Kirche zur Segnung empfängt. Die Dame trägt eine große, aus zwei Striemen gewundene Kerze. Gewundene Kerzen waren ehemals sehr beliebt. Noch sieht man da und dort sogar den Holzschaf von Leuchtern oder der Triangel vom Karsamstag gewunden. (Abbildung bei Lud. And. Veit, Volksfrommes Brauchtum, Herder 1936.) Das geopfertete Wachs wurde dann am „Löschhorn“ zum Anzünden der Altarkerzen benutzt. K.

Eine Urkunde von Stein und Bodelshausen, Thanheim und Boll. Heinrich von Ow zu Bodelshausen verkaufte am 14. November 1446 an Graf Ulrich von Württemberg seinen Teil an den Dörfern Bodelshausen, Stein, Weiler (Bechtoldswiler?) und Sickingen, mit allem Zubehör, dazu das 1/2 Holz Wannen 1/2 Holz Herdlin, Holz Ottenhart, 1/4 Holz Flecklin, drei Jauchert am Holz Tanbach (Beim Butzensee). Der Weiler Schönrain bei Stein ziltet jährlich 28 Pfund über des Abts von Alpirsbach Gilt hinaus und hat eignen Zwing und Bann, und gehört auch in den Verkauf, Ebenso die Mühle, ferner die Kirchensätze zu Thanheim und Boll ganz. Dies alles ist zu verstehen mit Aeckern und Wiesen. Wunn (Waldweide) und Weid, Herrlichkeit, Vogtei, Zwing und Bann, mit Wildbennen, Diensten und Nutzen, so wie alles Lehen ist von der Herrschaft Wirtemberg und Heinrichs Vorfahren selig innehalten. Der Kaufpreis betrug dreitausend böhmische Gulden. (F. Hohenz. Hausarchiv R. 75, Ka 10, 18. 9.) K.

BESTELLSCHEIN

zum Bezug der „Hohenzollerischen Heimat“

Ich/wir bestelle(n) ab sofort zum laufenden Bezug durch die Post..... Stück „Hohenzollerische Heimat“, Verlagspostamt Gammertingen, zum halbjährlichen Bezugspreis von 60 Pfg.

Vor- und Zuname

Genauere Anschrift

Dieser Bestellschein ist bei Neubestellung bzw. Nachbestellungen der nächsten Poststelle aufzugeben. Um deutliche Schrift wird gebeten.

Der zollerische Tiergarten 1589, den Nikodemus Frischlin in seiner sog. Hohenzollerischen Hochzeit erwähnt und danach bei Egler-Ehrenbergs Chronik der Stadt Hechingen angeführt wird, war nicht etwa „über vier meyl wegs lang“ wie es im Druck heißt, sondern nach einer gleichzeitigen wohl originalen Verbesserung des Exemplars der Universitätsbibliothek Freiburg (aus dem Kloster St. Georgen stammend?) heißt der Vers richtig: „Der Tiergarten zu dieser Frist, über ein Viertelmeyl wegs lang ist.“

Die Straße Hechingen-Ulm führte 1589 nach Nikod. Frischlin an Schlatt vorbei die alte Staig auf das Heufeld hinauf, welcher Aufgang heute noch in Ringingen „die Hechinger Staig“ heißt, also ehemals ein Fahrweg war (im Gegensatz zu dem Steig-Fußweg!). Frischlin sagt: „Ob diesem Dorf (Stetten) liegt noch ein Flecken umgeben, welcher mit Zaunstecken, derselbig wird genannt Schlat, da man die Ulmer steig aufgeht, nach Salmading, Melchingen zu ...“ Der Weg heißt von Salmendingen bis zum Alabastieg im Salmendinger Fleckenbuch vom Jahre 1530 „Althechinger Weg“, in Ringinger Urbaren des 16. Jahrhunderts „Salmendinger Hechingerweg“ (und zwar im Gegensatz zum „Ringinger Hechingerweg“ oder auch „Heerstraße“. Die heute sich statt dessen auf Karten findende Bezeichnung „Schlatte Kirchweg“ kann nirgends belegt werden.

Zellersteig und zollerstaig. Welche Bezeichnung eigentlich richtig ist, hängt davon ab, ob ein Fahr- oder Fußweg gemeint war, ob Zell namengebend war oder der Zollerberg. Frischlin kennt beide und meint wohl einen Fahr- und davon verschieden einen Fußweg nach Onstmettingen. „Ein Dorf liegt an dem Zellersteig, dasselbe ich auch nicht verschweig, heißt Zell bei Boll zu dieser Frist, ein hohe Staig daselbst ist ... gen Augstmettingen ...“ Im Jahre 1435 ist im Bickelsberger Lagerbuch eine Wiese ob Zoller staig erwähnt.

Hochzeiten auf dem Rathaus fanden nicht nur in Hechingen statt, sondern viele Jahrhunderte her schon z. B. auch in Konstanz, Erfurt u. a. (Birlingers Ausgabe der Frischlinschen Hohenzoll. Hochzeit, S. 148 Anm.)

Ein Hans Roy, ohne Zweifel ein Anverwandter der bekannten Sigmaringer Familie, welcher der hl. Fidelis entstammte, war im Jahre 1640 Heiligenpfleger in Laiz, wo er wohl in den Kirchenbüchern zu finden sein müßte. A. Frick hat ihn bei der Behandlung des Geschlechts in Hohenz. Jahreshefte 1935, S. 163 nicht erwähnt. (Dom. Arch. Sigm. Rep. Veringen R 78 Nr. 12.)

Dhill Zintgraf, der Ahnherr der Gauselfinger Familie dieses Namens, ist aus Sachsen eingewandert, stand über 30 Jahre als Jäger in fürstlich Hechinger Diensten und ist nach dem Unterstützungsgesuch seiner Witwe (um 1750) vor 23 Jahren katholisch geworden. Sein Vorname erscheint in den Kirchenbüchern von Burladingen und Hausen i. K. sicher zu Unrecht als „Otilius“. Till oder Dill soll von Bartel (Bartholomäus) abzuleiten sein! Vgl. Tilmann. Till heißt im englischen pflügen.

Das „redende“ Wappen von Bittelschieß. Das bei Weech im Cod. Salemitanus abgebildete Siegel der Herren von Bittelschieß südlich von Sigmaringen, die um Mitte des 13. Jahrhunderts auch bei Bingen im Bittelschießer Tale auftauchten, enthält auf einem Helm ein merkwürdiges Gebilde, das man als altertümlichen Ziehbrunnen ansah (Galgenbrunnen). In Wirklichkeit dürfte es sich um eine Schnellwaage handeln, die früher Schießewage hieß (weil sie leicht aufschießt oder aufschneit) und somit eine Anspielung auf den Namen Bittelschieß darstellen (Schmeller, Bayr. Wörterbuch. 2, 479 und Chr. Schmidt, Hist. Wörterbuch d. Elsaß, 1901, S. 301). K.

Hans Rapp von Weiler wurde 1582 vom Kl. Obermarchtal des Leibs entlassen und zog mit Weib Anna Sausentaler von Wilflingen und Kind Thomas in die Grafschaft Zollern. (Dom. Arch. Sigm. R. 103 Nr. 14.)

Funde in Gammertingen. In den Jahren 1949 und 1950 wurden auf dem neu erschlossenen Baugelände Braitte zahlreiche Funde gemacht. Es handelt sich um bearbeitete und unbearbeitete Hirschgeweihteile, Urnen und Urnenreste aus der Spätbronzezeit. Darunter befindet sich eine beinahe vollständig erhaltene kleine Urne. Die Bergung der wertvollen Funde verdanken wir Herrn Bonifaz Baier. Er hat der Heimatforschung viele wertvolle Dienste geleistet. Das Heimatblatt bewahrt ihm (gestorben anfangs März 1951) ein treues Gedenken.

Weitere Funde von Urnenresten wurden an der Sigmaringer Straße bei Grabarbeiten für einen Neubau gemacht. Diese dürften aus der frühaltamannischen Zeit stammen.

Funde in Sigmaringen. Bei Bauarbeiten im Kirchhofeschele wurde ein alamannisches Reihengräberfeld angeschnitten. Über ein Dutzend Gräber wurden von sachkundiger Hand freigelegt. Die Funde, die z. Zt. von Fachleuten in Tübingen untersucht werden, lassen darauf schließen, daß der Friedhof im 6. Jahrhundert n. Chr. angelegt wurde.

Hohenzollerische Heimat

Vierteljahresblätter für Schule und Haus

Herausgegeben vom Verein für Geschichte
in Verbindung mit

Schriftleitung:
Hauptlehrer Josef Wiest, Gammertingen



Preis halbjährlich 0.60 DM

Kultur- und Landeskunde in Hohenzollern
der hohenz. Lehrerschaft

Druck:
Buchdruckerei S. A c k e r, Gammertingen

Nummer 3

Gammertingen, Juli 1951

1. Jahrgang

I. Teil

Die Sage vom Herrn von Hagenbach in Grosselfingen

Ein Beispiel für die Entstehung einer Sage

1. Die Sage

Auf dem Umlauf, nahe bei der Hochwacht, lebte vor Zeiten der Herr von Hagenbach. Er war ein tyrannischer Herr. Wegen der freien Pirsch in den umliegenden Wäldern und Boschen lebte er mit den freiheitsgesinnten und jagd-lustigen Grosselfingern in einem dauernden Unfrieden. Ganz kritisch wurde es, als von Schorndorf her der „Arme Konrad“ umging und die Bauernbündler ihren Scharen die Fahne mit dem Bundschuh vorantrugen. In der Badstube am Hang, wo das Bilderhäusle“ unserer lieben Frau“ stand, kamen die Hitzigsten oft zusammen, räsonierten und schimpften ganz „gehörig“ über die Herren, die das, was in Feld und Wald, im Bach und See kreucht und fleucht, meinigten und es dann bei Schmausereien im Uebermaß verschlemmten und ihnen zu ihren Festen, zu Hochzeiten, Kindtaufen und zur Kirchweih nichts übrig ließen. Manches Glas Bier und mancher Schoppen von dem sauren Wein, den sie auf mehreren Hügeln selbst zogen, mußten dazu herhalten, ihren Unmut hinunterzuschwenken. Hatten sie aber den gehörigen Mut sich angetrunken, so schlichen sie bei Nacht und Nebel hinaus in den Wald, stellten Fallen oder erlegten mit dem Feuerröhr das Reh und den Hirsch, ob Bock oder Geiß, war ihnen völlig gleichgültig. „Nur Gott der Herr“, sagten sie, „hat die Gesetze gemacht und wie er sie gemacht hat, das sind die rechten Gesetze und stehen im Evangelium. Aber was die Herren machen, sind keine Gesetze; das ist Teufelswerk. Die Fische im Wasser und das Reh im Wald sind unser wie der Herren.“

Wurde aber einer von diesen „wilden Jägern“ erwischt, so gab es Turm und Stock oder noch Schlimmeres. So verstrichen die Jahre; Herr und Bauer standen sich als geschworene Feinde gegenüber.

Nun aber kam der alte Hagenbach zum Sterben, und da wollte er seine Seele für die weite Reise in die Ewigkeit in Ordnung bringen. Dazu gehörte auch der Frieden mit den Bauern von Grosselfingen. Er ließ sie daher angelegentlich bitten, ja beschwören, wegen des Friedens zu ihm zu kommen. Doch der trotzige Sinn der „wilden Jäger“ blieb unverändert, und so starb der Hagenbach ohne Versöhnung mit den Bauern.

Als aber nach seinem Tode das Testament eröffnet wurde, stellte es sich heraus, daß ihnen der Hagenbach seinen schönen und großen Wald in der Mönchswiese vermacht hätte, wenn sie zugänglich gewesen wären. Daher hat der Hagenbach den Wald wegen des Seelenfriedens den Karmelitern in Rottenburg vermacht, und die trotzigen Bauern hatten das Nachsehen. Es reute sie zwar, aber die Reue kam zu spät, wie so oft im Leben.

2. Motive zur Sage

Die Geschichte hat allerdings eine andere Grundlage, und sie mußte es sich gefallen lassen, daß Nahes und Entferntes, Wahrheit und Dichtung sich miteinander vermischten und so die Sage zurecht machten.

Geht man den Dingen auf den Grund, so kann manches festgestellt werden.

Da ist zunächst der 20 Jaucherten große Wald. Er heißt noch heute der Kaniter-, das heißt der Karmeliterwald. Dieser gehörte im Jahre 1765 nach dem Grosselfinger Lagerbuch den Karmelitern in Rottenburg und diese steuerten in

dem genannten Jahr pro Jauchert 3 Heller in die Gemeindekasse nach Grosselfingen. Dazu kam noch der Fronanteil mit quartaliter 59 Batzen und 1½ Heller, also jährlich 3 Gulden und 57 Batzen, 36 Batzen Steuern, 20 Batzen Hundsgeld und 30 Batzen Contierungsgeld zur Tragung der „bürgerlichen beschwertnis.“ Wie einst die Karmeliter in den Besitz des Waldes kamen, ist nicht bekannt.

Und nun zu Hagenbach selbst. Der Name Hagenbach ist in Grosselfingen gut bekannt. Der Hagenbacher Esch umfaßt das weite Gelände von der Ganshütte bis zum Wald im nördlichen Teil der Gemarkung Grosselfingens. Er hat seinen Namen von einem verhältnismäßig kleinen Teil dieses Esches. Aber immerhin muß der Name Hagenbach in der Geschichte der Gemeinde eine bedeutende Rolle gespielt haben. Und weil der Name der zwei anderen Esche mit Siedlungsnamen zusammenhängt, so vermuten auch manche Forscher in diesem Teil der Gemarkung ebenfalls eine ansehnliche Siedlung. Für sie spricht der leicht bearbeitbare und fruchtbare Mergelboden in der Nähe des uralten Händlerpfades Weilheim-Owigen-Sulz, den namentlich die Salzhändler benutzten, gegen sie die trockene, quellen- und bacharme Bodenschwelle inmitten eines alten Waldgebietes: Eichwäldle, Bosch, Huschenwiese (Hurst- oder Boschwiese), Umlauf und Hochwacht. Gerade diese Waldlage legt mit größter Wahrscheinlichkeit die Vermutung nahe, daß auch unser Hagenbach ein Waldname ist, was einen mit Hain- oder Hagenbuchen bewachsenen Buckel oder Hügel bedeutet. Das ahd. buh, mhd. buch oder bhug, buk bedeutet das Geborgene, also einen Buckel. Aus bug oder buk wurde durch Diphthongierung bauch oder bach. Der trockene Boden war dem Hainbuchenwald günstig und außerdem sammelte er die Niederschläge, so daß diese bei starkem Regen und im Frühjahr bei der Schneeschmelze das vorliegende Tiefland nicht allzustark überfluteten, wie es heute der Fall ist.

Aber sei dem, wie ihm wolle. Sicherlich haben wir in unserem Hagenbach nicht das im 13. und 14. Jahrhundert oft genannte Hagenbach vor uns. Dieses urkundliche Hagenbach lag, wie auch schon Kramer bemerkt, zwischen Weilheim und Wessingen und wird heute „Hagen“ genannt, also eine Abkürzung von Hagenbach wie Weila, Hechinga usw., wobei das Schluß-a nasalisiert wird. In den genannten Urkunden steht dieses Hagenbach immer an letzter Stelle, nicht weil es geringer wie die andern Orte war, sondern weil es räumlich auch zuletzt kommt; es sind die Orte Stetten bei Haigerloch, Owigen, Heimbürg, Grosselfingen, Weilheim, Hausen (heute Hausener Hof) und Hagenbach, das auch „unter Weilheim“ genannt wird (z. B. in der Erbteilung vom 19. Juni 1344 zwischen Graf Friedrich von Zollern und dem Grafen Friedrich dem Ostertag von Zollern. Chorchern von Straßburg. Mon. Zoll. I. 155). Wäre das Grosselfinger Hagenbach gemeint, so müßte es vor Weilheim stehen; die mittelalterlichen Chronisten waren in dieser Beziehung sehr genau. Also mit der Siedlung „Hagen“ hat unser Hagenbach nichts zu tun.

Nun kommt in mittelalterlichen Urkunden sehr oft der Name Hagenbach vor und oft im Zusammenhang mit einem Ritter. So wird 1225 Albertus von Hagenbach genannt; er war Zeuge in einem Streit zwischen Albert von Rottenburg, einem Sohn des Grafen Burchard von Zollern und dem Kloster Kreuzlingen. Dieser Burchard könnte in dem Hagenbach bei Weilheim ansässig gewesen sein. 1262 wird ebenfalls ein Heinrich von Ha-

genbach als Zeuge genannt. Eine Urkunde vom Jahr 1487 nennt einen Hermann von Hagenbach; er war im Gefolge des Grafen Eberhard im Bart von Württemberg auf dem Reichstag in Nürnberg. Ein Hagenbach unterschrieb 1519 den Absagebrief des Herzogs Ulrich von Württemberg an den Herzog Wilhelm v. Bayern. Derselbe Hagenbach gehörte auch zur Besetzung des Schlosses in Tübingen und geriet an Ostern 1519 in die Gefangenschaft des Schwäbischen Städtebundes. Wahrscheinlich war es in beiden Fällen Wilhelm von Hagenbach, der am 16. 9. 1519 den Absagebrief des Herzogs Ulrich von Württemberg gegen die Stadt Eßlingen unterschrieb.*)

Der in der Geschichte am meisten genannte Hagenbach aber ist Peter von Hagenbach, ehemals burgundischer Obervogt im Sund- und Breisgau. Obwohl nun dieser kaum etwas mit dem hohenzollerisch-württembergischen Hagenbach zu tun hat, ist sein Name durch das Hagenbachlied in ganz besonderer Weise mit Grosselfingen verknüpft.

Dies wurde mir zum erstenmal offenbar, als ich von einem Grosselfinger (Josef Rager) hörte, daß das Hagenbacherlied früher sehr oft in Grosselfingen gesungen wurde. Der Grund ist ganz einfach. Viele junge Grosselfinger kamen um 1800 als Weber, Schuhmacher und Häfner nach dem Elsaß, nach Frankreich und der Schweiz. Sie haben dort in der Schweiz und im Elsaß das Hagenbacherlied gehört, mitgesungen und mit nach Hause gebracht. In Grosselfingen wurde das Lied ebenfalls gern gesungen, weil es gut für einen Tyrannen in der Heimat paßte, der einen ähnlichen Namen hatte; es war der fürstliche Oberjäger Hapbacher, der in dem fürstlichen Jagdhaus wohnte, das der Fürst von Hechingen um jene Zeit in der Nähe des Fürstenbrunnle mit einem Aufwand von 1932 Gulden und 43 Kreuzern hat bauen lassen. Dieser Hapbacher war ein grausamer Tyrann und es ist kein Wunder, wenn die Grosselfinger diesem zum Spott das echte Hagenbacherlied oft vorgesungen haben. Hat es nichts genützt, so hat es doch wohlgetan. Das Fürstenbrunnle entspringt einige hundert Meter nach Eingang in den Wald am Umlauf und speist einen kleinen Waldbach. Die Quelle hat frisches und klares Wasser, und es gibt wohl keinen alten Grosselfinger, der an dieser Quelle nicht schon seinen Durst gelöscht hätte. Mein Großvater, der in seiner Jugend ebenfalls in der Schweiz war, hat uns Buben dieses Lied oft vorgesungen.

Der genannte Peter von Hagenbach war ein grober und sittenloser Tyrann. Am 11. April 1474 wurde er von den Oesterreichern gefangen genommen und vor dem Kupfertor in Breisach hingerichtet. Als an Ostern, das war der 20. April 1474, der Sieger über Hagenbach, der Erzherzog Sigmund von Oesterreich in Basel einzog, sangen ihm zu Ehren die Baseler Buben das Hagenbacherlied. Es hat folgenden Wortlaut:

Christ ist erstanden,
der Hagenbach ist gefangen,
des sollen wir froh sin,
Sigmund soll unser Lohn sin!
Alleluja! (Kyrle eleison).
War er nit gefangen,
so wär es übel gegangen;
sit er nun gefangen ist
hilft ihm nit sin böse List.
Alleluja!

Dies ist eine Parodie auf das bekannte Osterlied: „Christus ist erstanden von des Todes Banden...“ Und dies ist

wiederum eine Nachahmung eines in den Kreuzzügen entstandenen Liedes mit einem ähnlichen Text. Dieses Lied sangen nach einem Bericht des Chronisten Lode die Deutschen am 29. V. 1167 bei Tusculum, als sie unter dem Kaiser Barbarossa gegen Mailand vorrückten (Geschichte der Kriegskunst; Delbrück III. 35 W).

In Grosselfingen hat das Hagenbacherlied deswegen besonders eingeschlagen, weil dort der Kampf um die freie Pirsch in jener Zeit einen gewaltigen Höhepunkt erreicht hatte. Zwar wollte der neue Fürst Joseph Wilhelm von Hechingen, der als Offizier und General weit in der Welt herumgekommen war und etwas von den neuen Menschenrechten der französischen Revolution in sich aufgenommen hatte, die alten Jagdstreitigkeiten mit einem kühnen Schachzug beenden. Er ließ zu diesem Zweck um den großen Forst von der Hochwacht bis zum Lindichschloß einen Bretterzaun errichten, um in demselben einen Tiergarten anlegen. Der Zaun kostete rund 9000 Gulden. In den Tiergarten wurde eines Tages das sehr zahlreich vorhandene Rot- und Schwarzwild eingetrieben. Aber die kühne Rechnung war ohne das Wild und auch ohne die Bauern gemacht. Das Rotwild sprang über den Zaun und äste auf den Feldern der Bauern, oft hundert und mehr in einem Rudel. Da gab es Schaden und Klagen. Die erregten Bauern von Grosselfingen, Owingen und Rangendingen, denen es nicht nur um die Behebung des Schadens, sondern auch um die Befriedigung ihrer Jagdlust zu tun war, hielten Versammlungen ab und schickten Deputationen nach Wetzlar und zu dem Kaiser nach Wien. Als auch dieses nichts half, rissen sie den Zaun nieder und jagten und wilderten waidmännisch und auch anders. Ueber eine halbe Million Gulden hat der Prozeß gekostet. Es gab Turm und Stockhiebe und Deportation nach Philippsburg. Am übelsten war natürlich der fürstliche Jägermeister Hapbacher daran, der im Dienste seines Herrn wutete und die Bauern tryrannisierte. Der Fürst mußte schließlich nachgeben; er wollte die Vorgänge vom 16. Januar 1733 nicht wiederholen, wo zur Dämpfung der Jagdleidenschaft zwei Kompagnien in Grosselfingen eingerückt waren, die aber von den Grosselfingern in die Flucht geschlagen wurden.

Noch eine andere Tatsache mag die Sage beeinflusst haben. In der unteren Heimbürg, die heute eine stattliche Ruine ist, lebten einige Grafen von Zollern, insbesondere der „Alt, des Heimbürg ist“, dann die Herren von Bubenhofen und nach ihnen die Herren von Weitingen. Von den Weitingen war einer, dessen Andenken in Grosselfingen auch heute noch nicht erloschen ist; es war Hans von Weitingen. Dieser war ein toller Junggeselle. Ob der württembergische Vogt auf dem Hohentwiel, Konrad Wiederhold, der auf seinen Streifzügen die Burg zerstörte, etwas zu der Sage beigetragen hat, mag dahingestellt sein.

Aber die Volksphantasie hat aus zeitlich und auch räumlich weitauseinanderliegenden Tatsachen eine Geschichte zu recht gemacht, die entgangenen Wünschen mehr zusagte, als geschichtliche Tatsachen, zumal auch diese nicht immer dem Volke günstig waren. Aber die Sage hat doch manche rohen Dinge der Vergangenheit in ein verklärendes Licht gestellt und darum auch den Sieg über die rohen Dinge davongetragen.

Josef Strobel, Karlsruhe.

*) Leider kann ich diese Angaben im Augenblick nicht quellenmäßig belegen, da mir die darüber angefertigten Auszüge durch Bomben vernichtet wurden.

Die Sage von der Stiftung des Klosters Gnadental

Während der Regierung des deutschen Kaisers Friedrich II. lebte auch ein Zollergraf mit Namen Friedrich. Ein tätendurstiger Recke, ein tapferer Kämpfer, war er immer zu rascher Tat entschlossen und fühlte sich am wohlsten in Krieg und Fehde. Als treuer Anhänger des Kaisers bekämpfte er mit besonderer Lust die Gegner der kaiserlichen Sache und schädigte sie auf mannigfache Art. Dabei hielt er sich gern zu den ihm gleichgesinnten Söhnen des Grafen Hartmann von Dillingen, mit deren Hilfe er einst durch eine tollkühne Waffentat den Kaiserfeinden die Festung Achalm entriß hatte.

Bei seinem häufigen Verkehr auf den Dillinger Grafenburgern lernte er die Schwester seiner Kampfgenossen kennen und liebte und führte sie dann auch als seine Gemahlin heim zur Zollerburg. Sie war eine fromme, sanfte Seele und übte einen wohlthätigen Einfluß auf das rohe Gemüt des Grafen aus. Er wurde ruhiger, friedliebender, zurückgezogener und

verlebte glückliche Tage an der Seite seiner getreuen Gattin. Dieses junge Glück erlitt jedoch nach kurzer Zeit einen jähen Sturz durch eine schlimme Tat, zu der sich der Graf in seinem Jähzorn hinreißen ließ.

Papst Innozenz IV. hatte damals eine Kirchenversammlung nach Lyon berufen. Diese verurteilte den schon lange Zeit wegen seiner Bedrückung der Kirche gebrandeten Kaiser und befahl den deutschen Fürsten, ungesäumt ein neues Reichsoberhaupt zu wählen. Hie Papst! hie Kaiser! war jetzt die Losung! Auf einem schwäbischen Rittertag sagten sich mehrere der bisherigen Anhänger vom Kaiser los und traten in die Reihe seiner Gegner. Der Zollergraf aber blieb dem Kaiser treu, verließ die Versammlung ohne Gruß und Abschied und ritt heim.

Graf Friedrich von Dillingen schloß sich seinem Schwager an, angeblich um seine Schwester zu besuchen, in Wirklichkeit, um den Schwager vom Kaiser abzubringen. Doch davon

wollte der Zoller nichts wissen. Mißmutig und wortkarg ritten sie des Weges weiter. In der Nähe des Zollerberges brachte der Dillinger die Sache nochmals vor, wurde aber von seinem Schwager mit beißendem Spott abgewiesen. Ein hartes Wort gab das andere, der Dillinger beschimpfte den Zoller mit ehrverletzenden Worten. Ein Zweikampf war unvermeidlich.

Zum Kampfplatz wurde das stille, abgelegene Tälchen am Ostfuß des Zollerberges gewählt, in das sie eben eingeritten waren. Der unselige Kampf entbrannte in ungestüme Heftigkeit, beide Gegner waren gleich an Kraft und Gewandtheit. Auf einmal stolperte der Dillinger, glitt auf dem glatten Rasen aus und fiel vorwärts zur Erde nieder. Der Zoller konnte seinen Zorn nicht mehr meistern, in seiner Wut warf er sich auf den Gefallenen — und erstach ihn, unehrenhaft von rückwärts. „Schame Degen!“ war das letzte Wort des Sterbenden, und von ihm trägt die Unglücksstätte noch heute den Namen Schametal.

Jetzt sah der Zollergraf seine furchbare Tat. Starr von Schrecken stand er lange an der Leiche. Endlich bestieg er sein Pferd und ritt planlos talabwärts. So kam er im Gnaden-tal zu der alten Linde bei der Johanniskapelle, wo das Pferd stille stand. Namenloses Weh durchzitterte sein Herz, und in bitterem Reueschmerz wandte er sich zu dem Gnaden-

Als der Papst von der ernsten Reue des Grafen hörte, willigte er ein, sprach ihn von seiner schweren Sünde los und beauftragte den Burgkaplan, dem Reuigen dreierlei Pönitentz oder Sühnewerk zur Auswahl vorzulegen. Entweder soll der Graf eine Pilgerfahrt nach Palästina machen und daselbst mit Leib und Leben für das hl. Grab gegen die Sarazenen kämpfen, oder er soll sein Leben lang aus einem Totenschädel trinken und bei der Mahlzeit eine lebendige Natter auf dem Speisetisch kriechen lassen zur beständigen Erinnerung an seine Sünden, oder er soll ein Kloster stiften, es mit den nötigen Wohnräumen und Einkünften für 20 Klosterfrauen ausstatten, damit diese für ihn beten.

Der Burgkaplan kehrte zurück und meldete den günstigen Erfolg seiner Sendung. Der Graf aber versprach sofort freiwillig und feierlich, daß er den Bau und die Ausstattung eines Klosters übernehmen wolle. Als Bauplatz wählte er auf besonderen Wunsch seiner Verwandten den Ort im Schametal, auf dem der unheilvolle Zweikampf stattgefunden hatte. Sofort wurden auf seinen Befehl das nötige Holz, die Steine, Kalk herbeigeführt.

Es war der Tag, an dem der Grundstein zu dem Klosterbau feierlich gelegt werden sollte. Da erschien auf der Zollerburg der Baumeister ganz bestürzt und erzählte seinem



Heilig-Kreuzkapelle und Zollerburg

bilde, um in seiner Not die hl. Jungfrau um ihre Fürbitte anzurufen. Er wollte sein Verbrechen büßen und entschloß sich, seinem Schwiegervater selbst die Unglücksbotschaft zu überbringen und um Verzeihung zu bitten. Seinem Burgkaplan auf Zollern entbot er aber, der Schloßherrin den Vorfall schonend beizubringen und sie in seiner Abwesenheit zu trösten, worauf er zu seinen Verwandten zurückkehrte.

Diese zu einer Sühne zu bewegen, gelang nur mit harter Mühe und unter großer Demütigung. Der Zoller mußte sich eidlich von Kaiser Friedrich II. lossagen, sich mit dessen Widersachern verbinden, innerhalb Jahresfrist die päpstliche Lossprechung erwirken und in eben dieser Zeit für den Getöteten ein Seegerät im Kloster Wettingen stiften, wo die Leiche bestattet werden sollte.

Der Zollergraf beschwor den Sühnevertrag und kehrte heim. Mit schwerem Herzen stieg er die Stammburg hinauf. Wie erschrak er, als er seine Gattin abgehärmt, gebeugt, mit rot geweinten Augen, in jammervollem Schluchzen fand. Als er aber seine Reue zeigte, als er tiefbewegt um Verzeihung bat und versprach, er werde seine jähe Hitze fortan bezähmen, da streckte sie ihm verzeihend beide Hände entgegen.

Jetzt wollte der Zollergraf eine Pilgerfahrt nach Rom unternehmen, um vom hl. Vater nach reumütigem Bekenntnis seiner Schuld die Lossprechung zu erwirken. Da kam aber ein neues Ungewitter. König Konrad, Friedrichs II. Sohn, überfiel die von seinem Vater Abgefallenen unvermutet mit Krieg. Die Besitzungen des Dillingers wie des Zollergrafen suchte er böß heim. Nach Rom zu reisen, war unserem Grafen jetzt unmöglich — und so schickte er seinen Beichtvater dahin, damit der die Lossprechung vom hl. Vater erbitte.

Herrn, daß in der Nacht Stein und Holz und Sand von der Faustteile im Schametal fortgekommen, die gegrabenen Fundamente zugeworfen seien und alles Baumaterial jetzt bei dem Johanniskirchlein unter der alten Linde aufgeschichtet liege. Engel rüßten das getan haben, fügte er hinzu; denn Menschenhände und Zugtiere hätten wochenlang zu solcher Arbeit gebraucht. Der Graf sah in dem wunderbaren Ereignis einen deutlichen Fingerzeig von oben, wohin das Kloster zu bauen sei. Zugleich gab er dem Baumeister den Auftrag, den Plan so zu gestalten, daß der neue Bau auf zwei Seiten sich derart an die alte Kapelle anschließe, daß sie einerseits von der Kirche, andererseits von dem Zellenbau des Klosters aus zugänglich sei. Auch soll der Hochaltar der neuen Kirche gerade auf den Standort der Linde kommen.

Nach Jahresfrist war der Bau soweit erstellt, daß er den Klosterfrauen übergeben werden konnte. Die kühngewölbte neue Kirche ließ der Graf zu Ehren der Heimsuchung Maria weihen, weil, wie er sagte, die Muttergottes diesen Ort schon seit langer Zeit mit ihren reichen Gnaden heimgesucht habe.

Die Weihe selbst vollführte der Bischof von Augsburg, Hartmann von Dillingen, der jüngste und noch einzig lebende Bruder der Gräfin Udelhild.

Die erste Priorin des vom Grafen reich ausgestatteten Klosters wurde die leibliche Schwester des Stifters, die Zollergräfin Anna. Auf besonderen Wunsch des Bischofs brachte man das gnadenreiche Muttergottesbild aus der Kapelle, in der es während des Baues Unterkunft gefunden hatte, auf ein eigenes, von ihm gestiftetes Altärchen beim Dorment des Klosters, wo es ein Gegenstand der eifrigsten Verehrung wurde.

Nach S. Locher.

Das Hausiergewerbe des Killertals

in der Zeit von 1850 bis 1950

von A. Bumiller, Sigmaringen

Es soll hier der Versuch unternommen werden, ein Bild von den schweren Zeiten zu geben, die gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts auf den Gemeinden des Killertales lasteten — und welche seine Bewohner zwangen, neben dem Ertrag des Bodens einen ergänzenden Nebenerwerb für den Unterhalt zu finden, oder aber: Die heimatliche Scholle zu verlassen und auszuwandern!

Als Erwerbsquelle kamen neben der eingeengten Land- und Forstwirtschaft nur noch in Frage: Das Handwerk, kleinere gewerbliche Betriebe oder eine Beschäftigung im Gemeindedienst.

Von den Erwerbsquellen

a) Aus Land- und Forstwirtschaft

Das im allgemeinen fruchtbare Tal ist in seinem unteren Teile $\frac{3}{4}$ Stunden, oben aber nur noch $\frac{1}{4}$ Stunde breit und etwa 2 Stunden lang. Die Talsohle steigt in mannigfachen Windungen von 500 m — bei Schlatt — auf 700 m hinter Hausen. In ihr liegt ein schmaler, fruchtbarer Feldstreifen, welcher den Anbau von allen Getreidearten, sowie von Kartoffeln, Hulsentrüchten und Futterpflanzen gestattet. Die sich zu beiden Seiten anschließenden Wiesen und Weiden erheben sich etwa 150 m über die Talsohle — und gehen dann in die steilen unfruchtbaren Juraformationen über, welche namentlich von Osten her als Kappe ins Tal vorspringen. Ihre Böschungswinkel haben an manchen Stellen mehr als 75 Grad Steigung, sodaß die Humusschichten abgerutscht und die nackten Kalkschichten zu Tage getreten sind. Der Volksmund nennt diese Stellen „Riesen“ (von Rieseln?). Das Klima des Tales ist infolge seiner geschützten Lage nicht so unfreundlich, wie das der „rauhem Alb“. Aber die Felder unterhalb der Steilwände sind so unfruchtbar, daß sie kaum die Bearbeitung lohnen. Der Haber wird auf dem steinigem Grund oft nur 30 cm hoch und reift so spät, daß er nicht mehr geborgen werden kann.

In diesem Tale nun liegen, dicht aneinandergereiht, fünf Dörfer, welche um 1900 gegen 3000 Einwohner zählten. Es sind die Gemeinden

Schlatt mit 540 Einwohnern (heute 649 Einw.), Jungingen mit 900 Einwohnern (1 150), Killer mit 420 Einwohnern (552), Starzeln mit 400 Einwohnern, Hausen mit 600 Einwohnern (Starzeln und Hausen 922), zusammen 2 860 Einwohner (3 273).

Zu diesen 2 860 Einwohnern kommen noch die am Rande des Tales gelegenen Gemeinden Beuren mit 160 und Burladingen mit 1 750 Einwohnern, welche seinerzeit gleichfalls Hausierhandel trieben. Die Gesamtbevölkerung dieses Hausiergebiets betrug also 4 770 Personen, die auf engem und teilweise unfruchtbarem Boden zusammenwohnten. Die Schwierigkeit ihrer Ernährung wurde dadurch noch gesteigert, daß der geringe Grundbesitz durch Erbteilung in kleine, für die Landwirtschaft kaum mehr rentable Parzellen zersplittert war.

Der Privatbesitz der 5 Talgemeinden beträgt 2 022 ha, welche auf die Bewohner umgelegt, einen durchschnittlichen Grundbesitz von 0,7 ha ergaben, die meist bebaubares Land waren.

Das Mißverhältnis zwischen Aufwand und Ertrag sei an 2 Beispielen aus jener Zeit gezeigt, welche einen Einblick in die damalige Bodennutzung gestatten — und damit einen Vergleich mit den heutigen Verhältnissen ermöglichen (dabei ist 1 ha = 3 Morgen zu setzen).

Beispiel 1. Das Vermögen einer Familie betrage 5 000 Mk. und zwar 4 000 Mk. an Feldern und 1 000 Mk. für das Gebäude. An Wiesen sind vorhanden:

2 Morgen à 1 000 Mk.	= 2 000 Mk.
Auf Ackerland entfallen. 4 Morgen à 500 Mk.	= 2 000 Mk.
	zus. — 4 000 Mk.

Der Reinertrag dieser Felder setzte sich damals im Tal wie folgt zusammen. Im Durchschnitt: 2 Morgen Wiesen:

Heu und Oenmd pro Morgen = 50 Ztr.	
sind 100 Ztr. à 2 Mk.	= 200 Mk.
$1\frac{1}{8}$ Morgen Winterfrucht à 12 Ztr. — 13,5 Ztr.	
à 6 Mk.	= 81 Mk.
$1\frac{1}{8}$ Morgen Sommerfrucht à 7 Ztr. = 8 Ztr.	
à 6,50 Mk.	= 52 Mk.
$\frac{1}{2}$ Morgen Rotklee in beiden Schnitten = 20 Ztr.	
à 2 Mk.	= 40 Mk.
$\frac{1}{2}$ Morgen Kartoffeln: 20 Ztr.	à 2,50 Mk. = 50 Mk.
$\frac{1}{8}$ Morgen Wickfutter und Ruben	= 20 Mk.
Strohertrag von 2 $\frac{2}{3}$ Morgen	= 45 Mk.
	zusammen 488 Mk.

Davon geht ab: Kostenaufwand für Ackern und Eggen 60 Mk., Düngung und Arbeit 100 Mk., Saatgut zusammen 60 Mk., Erntearbeit und Dreschen 70 Mk., Steuern und Zehntrente 40 Mk., insgesamt 330 Mk.

Wir haben also Rohertrag 488 Mk., davon ab Kostenaufwand 330 Mk., bleibt also Reinertrag 158 Mk. pro Jahr.

Bei diesem Beispiel ist angenommen, daß die Felder soweit als möglich als „Ackerfeld“ genutzt wurden.

Infolge der damaligen niedrigen Getreidepreise wurden nur noch die besten Felder als Ackerland bestellt. Alles übrige blieb Wiesenland, weil die Futtergewinnung und Viehzucht mit geringerer Arbeit verbunden ist; also mehr Zeit für einen Nebenerwerb (Hausieren) läßt.

Den Ertrag einer solchen Bewirtschaftung zeigt das folgende Beispiel 2:

Eine Familie besitzt 2 Kühe. Hierfür sind, wenn auf Viehverkauf verzichtet wird, 3 ha Wiesen im Werte von 10 000 Mk. erforderlich. (Die Preise des nur knapp vorhandenen Wiesenfeldes sind aus den am Schluß des vorigen Beispiels angeführten Gründen im Tale ziemlich hoch).

Von 2 Kühen erhält man im Tage durchschnittlich 10 Liter Milch à 10 Pfennig. Es ist also pro Tag 1 Mk. anzusetzen; ergibt jährlich 365 Mk.

Nennen wir an, daß zum Unterhalt einer fünfköpfigen Familie jährlich mindestens 1000 Mk. notwendig sind und daß der Vater als Bauhandwerker im Sommer 200 Mk. und als Holzfäller 100 Mark verdient; daß ferner ein erwachsener Sohn den Sommer über 150 Mk. einbringt, so erhalten wir eine Jahreseinnahme aus der Landwirtschaft von 365 Mk., Verdienst des Vaters 300 Mk., Verdienst des Sohnes 150 Mk., zusammen 815 Mark.

Die Einnahmen stehen also um rund 200 Mk. ninter den Ausgaben zurück. Und diesen Betrag muß die Hausfrau im Winter durch Hausieren hereinbringen.

Es könnte hier eingewendet werden, daß der Preis des Futters in Rechnung zu stellen ist, da derselbe höher ist als der Preis der Milch. — Wenn der Bauer aber sein Futter verkauft und kein Vieh hält, so ist er genötigt, den Dünger zu kaufen und seine Futtermittel durch fremdes Fuhrwerk hereinzuholen, was sicher nachteiliger für ihn wäre.

Da viele Familien nur eine Kuh halten konnten, war bei ihnen die Ernährungslage noch schlimmer.

b) Verdienstmöglichkeit in Handwerk und Industrie

Da das Handwerk auf dem Lande stark von der Landwirtschaft abhängt — namentlich an Orten mit wenig Industrie, was damals fast überall noch zutraf, so befand sich auch das Handwerk des Killertals in gedrückter Lage. Die billigeren Preise der Industrieerzeugnisse trafen den auf den Abwehrkampf noch nicht vorbereiteten Handwerkerstand recht hart. Die Schuhmacher, Schneider, Sattler, Uhrmacher und andere Berufe arbeiteten im Hause ihres jeweiligen Auftraggebers auf der Stör und erhielten dafür neben einfacher Kost täglich 12 Kreuzer — 34 damaligen Pfennigen. Auch die Löhne der Holzarbeiter (Wagner, Schreiner, Glaser, Küfer) waren niedrig, weil die armen Bauern streng an den alten Löhnen festhielten und die eingehenden Aufträge mager ausfielen.

So verließen sie sich in der stillen Winterszeit darauf, allerhand hölzernes Haus- und Bauerngerät wie Faßhannen, Rechen und Gabeln, Hohlmaße, Peitschenstöcke und Sensenwörbe „auf Vorrat“ anzufertigen — und im Frühjahr zu gedrückten Preisen an gewandte Unternehmer zu verkaufen.

Das Handwerk bot also den jungen Leuten, welche sich zu einem Lebensberuf entscheiden mußten, keine Aussicht auf einen lohnenden Verdienst. Der Zugang zu ihm war infolgedessen gering.

Im Tale fehlten damals die notwendigsten Handwerker, vor allem die Bauhandwerker, welche von Rüngingen herabkamen. Und deshalb tritt der eigenartige Fall ein, daß dem „übervölkerten“ Killertal von auswärts, namentlich von den benachbarten württembergischen Gemeinden, Handwerker zuzogen. In Jungingen gab es um 1900 einen fremden Metzger, einen fremden Schmied, einen fremden Küfer und einen auswärtigen Sägmüller.

Auch die Beschäftigungsmöglichkeit in einem gewerblichen Unternehmen war um jene Zeit im Tal nicht groß. Einige Anfänge von Schuh- und Peitschenfabriken (die heute wieder eingegangen sind), sowie Trikotwebereien und eine mechanische Werkstätte boten nur wenigen Arbeitsstellen.

Auch heute noch finden manche Bürger im Gemeindedienst als Gemeindevorsteher, Gemeinderechner und in sonstigen Gemeindeämtern einen bescheidenen Verdienst.

*

Wenn es unter diesen Voraussetzungen in den letzten 100 Jahren möglich war, allen Volksgenossen Brot und Arbeit zu verschaffen, so verdanken die Talbewohner dies den Holzarbeitern, welche anfangen, ihre Wintererzeugnisse „selber zu vertreiben“ — und damit den Anstoß zur Entwicklung des allgemeinen Hausierhandels im Tale zu geben.

Von den Anfängen des Hausierhandels.

Die Händler mit selbstgefertigten Waren, die ihre Erzeugnisse nicht mehr an gewerbliche Unternehmer verkauften, sondern an den Verbraucher selber heranbrachten, sind also die Vorläufer des Hausierhandels im Killertal. Auf ihren tastenden Versuchsfahrten fanden sie, daß ihre Winterarbeit erst dann rentabel wird, wenn sie zu ihrem kargen Arbeitslohn noch einen bescheidenen Unternehmergewinn hinzufügen konnten. Und da sie den Warentransport auf die einfachste Weise mit Handkarren durchführten und auf der Rückfahrt auf ihren leeren Karren gleich das unterwegs günstig aufgekaufte Werkholz heimbrachten, brauchten sie keine Konkurrenz zu fürchten.

Die in jedem Killertal schlummernden kaufmännischen Fähigkeiten kamen nun zur Entfaltung. Und diese Händler waren klug genug, den Interessen ihrer Kunden mit dem gleichen Eifer zu dienen, wie ihren eigenen. — Fehlgriffe brachten ihnen keine Rückschläge, sondern bildeten den Ausgangspunkt zu neuen Erfolgen. Sorgfältig stellten sie die Waren fest, die ihre Kunden wirklich brauchten — und sie fanden, nachdem sie auch zu anderen Erzeugnissen übergegangen waren, auch die besten und billigsten Emkaufsquellen dafür. Ihnen lag daran, einen dauernden und festen Kundenkreis nicht für einen unklugen Vorteil hinzugeben.

So vollzog sich in dem armen Killertal eine zwar langsame aber stetige Gesundung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse.

Es läßt sich wohl verstehen, daß diese Entwicklung des Hausierhandels überall dort, wo er in Berührung mit dem Warenangebot des angesessenen Kaufmanns kam, als lästige Konkurrenz empfunden wurde. Und so mehren sich die Klagen des bodenständigen Handels, der Zünfte und der Städte, die bei den Behörden über die Auswüchse und Schäden des Hausierhandels vorgebracht wurden.

Man warf diesen fliegenden Händlern vor, daß sie ihre niedrigen Preise nur einhalten könnten, weil sie keine Steuern entrichten, weil sie minderwertige Ware führen, die sie dem unkundigen Käufer aufreden, daß sie ihre Kunden belästigen und Lebensmittel und Nachtquartier von ihnen erbetteln.

Diese Klagen, welche wohl bei einem Teil des wilden Handels zutreffen mochten, veranlaßten die Behörden zu vorbeugenden und einschränkenden Maßnahmen. Die Folge waren neue Klagen der Gegenpartei. In unserem Bezirk verbot die fürstliche Regierung in Hechingen auf eine Eingabe der Hechinger Kaufleute im Jahre 1845 den Hausierhandel ganz. Für den Hausierhandel des Killertals ließ sie jedoch eine Lücke offen, „weil diese Händler ihre selbstgefertigten Waren mit bescheidenem Gewinn im „Auslande“ vertreiben und dabei ihren Lebensunterhalt verdienen.“

Und aus dem Umstande, daß alle Hausierer, welche damals zum Handel zugelassen wurden, ein gutes „Prädikat“ haben mußten, kann man schließen, daß die Killertäler, welchen Patente in großer Zahl ausgestellt wurden, bei ihren Behörden gut angeschrieben sein mußten.

Von der weiteren Entwicklung des Hausierhandels

In dem Maße, wie sich immer weitere Familien dem Handel zuwandten, mußten auch neue Absatzgebiete erschlossen werden. So wandten sich die Nachzügler der Schweiz und dem Voralbergerland zu.

Denn die alten Absatzgebiete im württembergischen Oberland, im Schwarzwald und im Elsaß, deren Bauern nur bei dem regelmäßig wiederkehrenden Händler kauften, kamen für die Neulinge nicht in Betracht. Auch sie mußten ihre Dauerkundschaft durch einwandfreie Belieferung erst gewinnen.

Die zunehmende Konkurrenz zwang so die Händler, ihre Bezugsquellen sorgfältig auszusuchen, ihre Vertriebskosten zu senken und so ihren Kunden bei niedrigsten Preisen die beste Ware zu bieten. Wenn man weiß, daß ein einfaches Dorf in seiner besten Zeit einen jährlichen Warenumsatz von 400 000 Mark erzielte, so kann man ermessen, welcher Verdienst auch bei niedrigsten Verdienstspannen den armen Händlern zufließt.

Bei der großen Zahl von Mitläufern, welche durch solche günstige Resultate angelockt wurden, ließ es sich nicht vermeiden, daß den spekulativen Köpfen, welche immer wieder neue und bessere Möglichkeiten auftraten, auch Nachzügler folgten, die — trotz Fleiß und gutem Willen — trotz sein mußten, wenn sie „ihren Sack wieder nach Hause brachten.“ Das heißt, wenn sie nach der Bezahlung ihrer Schulden nur einen bescheidenen Verdienst erzielt hatten. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Gewinnspanne umso größer ist, je teurer die abgesetzte Ware war. Der Händler mit Woll- und Seidenwaren hat also weniger zu schleppen — und trotzdem mehr Verdienst als der Krämer mit selbstgefertigter Holzware. Aber der Handwerker, der seine Ware selber herstellt und an den Bauern verkauft, ist für unsere Volkswirtschaft ebenso nützlich wie der Vertreter einer Seidenfirma.

Die Trikotwaren wurden entweder im Orte selber, oder bei größeren Firmen in Ebingen und Tuttlingen gekauft. Die Woll-, Baumwoll- und Seidenwaren bestellte man bei den Geschäftsreisenden, welche sich um Weihnachten, sowie im Sommer und im Herbst im Dorfe einfanden. Nach Jungingen kamen zu den genannten Zeiten 30–40 Vertreter von Firmen aus Tuttlingen, Ulm, Frankfurt, Stuttgart, Riedlingen und Buchau. Seidenwaren bezog man von Geschäften in Elberfeld, Barmen, Basel und München. Der Versuch, direkt vom Großhändler zu kaufen, um dabei die Spesen der Reisenden zu sparen, wurde bald wieder aufgegeben, weil der Bezug durch den Reisenden bei einem Umsatz von 10 000 Mk. nur 1 % ausmachte.

Die Waren wurden auf $\frac{1}{2}$ jährigen Kredit gegeben. Aber die Händler zahlten ihre Rechnungen ratenweise in dem Maße, wie die Waren abgingen. Daß bei dem Einkauf von den Reisenden die Preise und die Güte der Ware der allgemeinen Marktlage angemessen waren, dafür sorgte die Sachkenntnis der Hausierer und die Konkurrenz der vielen Bezugsfirmen untereinander.

Der Vertrieb der Waren ging in folgender Weise vor sich: Die meisten Händler hielten ein bestimmt abgegrenztes Gebiet ein, das etwa 20–30 Ortschaften umschloß. In diesem Absatzgebiet wählten sie einen zentral gelegenen Ort als „Niederlage“, in die sie jeden Sonntag zurückkehrten. Die Wochentage über befanden sie sich entweder auf Jahrmärkten, oder sie gingen von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, ihre Ware in der Grätze mit sich führend. Schädigende Einflüsse sind bei dieser Art des Warenvertriebes, der körperliche Rüstigkeit, Redegewandtheit und Einfühlungsvermögen verlangt, nicht in besonderem Maße festgestellt worden.

Erwachsene Kinder bleiben unter der Obhut der Eltern. Die jüngeren Kinder müssen allerdings zurückgelassen werden. Aber man vertraut sie Verwandten, Großeltern oder Nachbarn an. Und wenn der Trennungsschmerz auch groß war, so lernen die Kinder schon frühzeitig den Ernst des Lebens kennen. Eltern und Kinder freuen sich auf die kurzen Weihnachtstage, die sie, in der Familie wieder vereint, in ihrem Heimattale verbringen dürfen.

Es ist erklärlich, daß Leute, die im harten Kampf ums tägliche Brot unsere Nachbarstaaten durchzogen, — die so verschiedenartige Verhältnisse in Stadt und Land beobachten, die Handel und Wandel, Preise von Waren, Häusern, Gütern, Fruchtbarkeit und Klima gegen einander vergleichen konnten, bald einen schärferen Blick in der Beurteilung örtlicher Verhältnisse gewannen als die Eingesessenen selber. So kam es, daß viele von ihnen die engen Verhältnisse des Killertals verließen, um sich dort nieder zu lassen, wo sie ihr Geschäft unter besseren Bedingungen betreiben und ihr erspartes Kapital rentabel anlegen konnten.

In Rheinbayern und im Elsaß, später auch in Baden, trifft man heute in vielen Gemeinden Kaufleute, Gasthofbesitzer und Bürgermeister, deren Vorfahren aus Hohenzollern stammen. Gleichzeitig mit dieser Abwanderung bestand auch eine solche nach Amerika, die, nach den Aufzählungen älterer Leute, nicht unbedeutend gewesen sein mußte. Unter ihnen befinden sich neben „Achtundvierzigern“, denen der Boden zu heiß geworden war, auch solche, welche sich zur Aufnahme des Hausierhandels nicht entschließen konnten! —

Junge Leute suchten und fanden auswärts eine Lebensstellung als Kaufleute, Pfarrer, Lehrer und Beamte.

Daraus erklärt sich auch, daß sich die Einwohnerzahl von Jungingen trotz großer Kinderzahl (4–7) hundert Jahre lang zwischen 800 und 900 Seelen bewegte. Erst seit dem Aufhören dieser Abwanderung und durch den ständigen Flüchtlingszugang ist sie heute auf 1150 gestiegen. Und diese Beobachtung trifft auch auf das ganze Tal zu.

Nachwort.

Heute, nach 100 Jahren, ist der Hausierhandel, so wie er im Killertal bestand, so gut wie eingegangen. Er ist aber nicht an den Hausierern gescheitert und auch nicht durch die Entwicklung unserer Verkehrsverhältnisse; — denn abgelegene Bezirke gibt es, namentlich im Gebirge, auch heute noch.

Sein gänzlicher Ausfall wurde verursacht durch die beiden großen Kriege und die dadurch bedingte Stockung in der deutschen Warenerzeugung, die das Zusammenwirken des Räderwerks unserer Wirtschaft zerstörte. Es fehlte an Waren und — nach Inflation und Währungsreform — auch an Geld. Nachfrage bestand vor allem nach „Lebensmitteln“ — und die konnte das Killertal nicht liefern.

So war das Wiederaufleben des Hausierhandels auch nach dem Kriege nicht mehr möglich.

Und als nach Ueberwindung einer ersten Krisenzeit die Fabriken ihre Pforten wieder öffneten, strömten ihnen auch im Killertal die Arbeitslosen zu und trugen damit zu einem ersten Wiederaufbau unserer heimischen Fabriken bei.

Das Handwerk, das vor dem Krieg einen erfreulichen Aufschwung genommen hatte, und das trotz der schweren Zeiten zäh und opferbereit an den dringendsten Aufgaben der Instandsetzung arbeitete, hat sich heute wieder soweit erholt, daß es gleichfalls eine starke Anzahl von jungen Leuten in seine Reihen aufnehmen, ihnen fachliche Ausbildung vermitteln und einen gesicherten Ausblick in die Zukunft geben kann.

So arbeiten heute Industrie und Handwerk Hand in Hand an der Ueberwindung der entstandenen Krise und an der Gesundung unseres ganzen wirtschaftlichen Lebens.

Hausierer gibt es auch heute noch. Neben einzelnen Händlern mit Bürsten und Seife zeigen sich auch Vertreter von Absatz suchenden Firmen, die mit Auto und Lautsprecher unsere Dörfer durchziehen und ihre Waren anpreisen. — Aber der alte, solide Handel der Hausierer des Killertales hat aufgehört. Ob er jemals wiederkehren wird? — Wir glauben es nicht! Der alten Kochlöffelbuben aber, die seinerzeit den Anstoß zu der ganzen Bewegung gegeben haben, sei anschließend gedacht:

Sie kommen aus dem Killertal
Sind überall bekannt;
Man hat sie oft mit leisem Spott
„Kochlöffelbub“ genannt.
Doch, wer noch spät beim Lampenschein
An seinem Schneidstuhl sitzt,
Ist gegen jeden Spott gefeit,
Auch wenn er Löffel schnitzt.
Kochlöffelbuben! Seid gegrüßt,
Hab' Euren Mann gestellt!
Zu Hause an der Hobelbank
Und draußen in der Weit!

Es folgen hier noch einige statistische Angaben über die einzelnen Gemeinden, zu denen im Lauf der Untersuchung noch die Dörfer Burladingen und Beuren hinzugekommen sind.

Die Gemeinde Jungingen zählte zur Zeit der Stichprobe (um 1900) 230 Hausierer. Darunter befanden sich 135 Patentbesitzer. Die übrigen gehen als Begleiter. Sie sind gewöhnlich Verwandte des Führers. Am stärksten vertreten ist diejenige Gruppe der Händler bzw. Hausierer, welche aus fremden Geschäften bezogene Ware verkauft. Die Gruppe derjenigen Händler, welche als Hausindustrielle eigene Erzeugnisse vertreten, ist in Jungingen nur schwach, in den anderen Gemeinden stärker vertreten. Männlich sind in Jungingen 110, weiblich 120 Hausierer. Das Lebensalter schwankt zwischen 15 und 70 Jahren. Die Gruppe von 25 bis 50 Jahren ist weitaus am stärksten vertreten.

Die trauernden Frauen von Trochtelfingen

Ich stehe auf dem alten Burgberg bei Trochtelfingen, der vor Jahrhunderten Wehranlagen, Bergfried und Ringmauern trug und üppiges Ritterleben sah; seit bald 300 Jahren aber trägt der anmutige Bergkegel einen Rundbau mit Kuppel, ein Marienheiligtum. Mein Auge labt sich an der stattlichen Fernsicht, mein Geist aber läßt sich einfangen vom Stadtbild und durchwandert Entwicklung und Geschichte Trochtelfingens von der Geburtsstunde bis in unsere Tage und ist beglückt über die Runen, die Kunst und Kultur vergangener Zeiten ins Angesicht der Stadt eingegraben haben. Hauptsächlich haben es mir heute „die trauernden Frauen“ am Kriegerdenkmal in der Kirche angetan, zu denen ich gleichsam eine Pilgerfahrt mache.

170 Junginger Hausierer sind vom April bis Ende August bzw. bis anfang Oktober zu Hause, 50 Hausierer kommen nur auf Weihnachten und über die Heu- und Oehmdernte heim und 10 Hausierer kommen für längere Zeit überhaupt nicht nach Hause.

In Killer waren um 1900 — 120 Hausierer. 110 davon sind Patentbesitzer. Sonst sind die Verhältnisse (Alter- und Geschlecht) ähnlich wie in Jungingen. Im Sommer verreibt man Baumwollwaren, auch Holzwaren; im Herbst und Winter Wollwaren. Bettler sind unter den Hausierern nicht. Handwerker sind fast keine im Dorf. Hausindustrie erzeugt: Peitschen, Küchengeschirr. Die Einwohnerzahl ist seit 20 Jahren von 600 auf 420 zurückgegangen. Der Grund liegt in der starken Auswanderung nach Amerika, Baden und Norddeutschland.

Starzeln, 10 Minuten von Killer entfernt, hat bei 400 Seelen — 60 Hausierer, davon sind 50 Patentbesitzer. Hausiert wird vom Februar bis April und vom September (jeweils einschließlich) bis Weihnachten. Vertrieben werden im Monat April Sensen und Wetzsteine, sonst Woll- und Baumwollwaren und Peitschen.

Die Gemeinde Hausen liegt $\frac{1}{4}$ Stunde von Starzeln entfernt; von seinen 600 Einwohnern treiben 160 Personen den Hausierhandel (60 Männer und 100 Frauen). Patentbesitzer waren 75, Begleiter 85, die überwiegende Mehrzahl war von Mitte August bis Ende März draußen, aber über Weihnachten 4 Wochen zu Hause. 10 Personen vertreiben das ganze Jahr Steingutwaren. Bettel kommt nicht vor. Die Einwohnerzahl hat in den letzten Jahren um 30 Seelen abgenommen (Auswanderung).

Burladingen liegt eine schwache Stunde oberhalb Hausen. Seine Einwohnerzahl ging in der Zeit von 1880 bis 1900 von 1800 Seelen auf 1750 zurück. Hausierhandel betrieben 65 Personen, welche alle Patente besitzen. Darunter 53 Männer und 12 Frauen. Der größere Teil der vertriebenen Waren wird in Burladingen hergestellt; so Rechen, Gabeln, Hohlschaufeln, Fruchtmaße, Peitschen, ferner Säcke, irdenes Geschirr, Trikotwaren. Häufig ist der Hersteller zugleich Händler. Der Gesamtumsatz wurde im Jahr 1900 auf 135 000 Mk. geschätzt. Die hausierenden Familien kommen vorwärts. Eine Einschränkung des Hausierhandels würde alle Händler brotlos machen und auch die Hausindustrie vernichten, da sie nur rentiert, wenn ihre Produkte auch vom Hersteller vertrieben werden. Der Bürgernutzen der Gemeinde beträgt 36 Mk. Grund des Rückgangs der Einwohnerzahl ist die Auswanderung nach Amerika.

Burladingen hat trotz der beiden Weltkriege durch seine Industrie einen ganz gewaltigen Aufschwung genommen.

Die Gemeinde Schlatt hatte um 1900 — 540 Einwohner. In den letzten 20 Jahren ist die Einwohnerzahl um 50 Seelen zurückgegangen (Auswanderung einiger Familien nach Amerika). Der Bürgernutzen der Gemeinde beträgt 24 Mk. Der Hausierhandel, den etwa 92 Personen betreiben (32 Männer und 60 Frauen) wirft nicht viel ab (viel Holzwaren). 75 Personen vertreiben Holzwaren (Faßhahnen und Küchengeschirr, 10 Personen Wollwaren. Absatzgebiete sind: Hohenzollern, Baden, Württemberg und Bayern.

Vertriebszeit: Februar, März und November, einzelne auch den ganzen Sommer über.

Die Gemeinde Beuren hatte 160 Einwohner. Davon sind 35 Hausierer und zwar 30 weibliche und 5 männliche. Vertrieben werden nur Holzwaren. Absatzgebiete sind Baden und Württemberg. Die Einwohnerzahl hat in den letzten 20 Jahren um 20 Seelen abgenommen. Die Hauptabsatzzeit sind die Monate Februar und März, sowie September und November. In den übrigen Monaten sind die Händler den halben Monat zu Hause und den andern halben draußen. Den April sind sie ganz zu Hause.

I.

a) Wie haben denn die trauernden Frauen sich nach Trochtelfingen verirrt und haben eine ihrer Genossinnen auf dem Felsenschloß Lichtenstein verloren? Einstmals hatte das Werdenbergerstädtlein an der Seckach ein Heilig-Grab, wie andere Städte und Städtlein es auch hatten. Es war aufgebaut vor mehr als 500 Jahren in der Michaelskapelle an der Südseite der Kirche: Der tote Erlöser liegt auf einem Sarkophag; schlaftrunken kauern ein paar gewappnete Wachtsoldaten vor dem Grabe; an beiden Stirnseiten stehen in erster Reihe Joseph von Arimathäa und Nikodemus und sinnen im stillen nach über den Hingang des großen Propheten; die vierte freie Seite füllen drei oder vier klagende Frauen

aus mit Tränentüchlein oder Salbbüchsen in den Händen; manchmal ist auch Maria und der Schutzapostel Johannes bei ihnen. So können wir es heute noch sehen in Schwäbisch Gmünd, in Reutlingen, in Konstanz, in Freiburg und an vielen anderen Orten innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzen. Von sämtlichen Grabgestalten sind in Trochtelfingen noch drei übrig geblieben, sind mit einem Kruzifixus zu einem Kriegermahnmal zusammengestellt und sind gleichsam Sinnbilder der Trauer über die hingegangenen Krieger. Eine vierte Gestalt von dem einstmaligen Heilig-Grab wird in der Kunstsammlung auf Schloß Lichtenstein aufbewahrt.

b) Die Aufstellung von Heilig-Gräbern, mögen es nun Nachbildungen der Grabkapelle des Herrn in Jerusalem sein oder aber nur die Wiedergabe seiner Grablegung, hat frühzeitig in der Kirche Eingang gefunden, geht sogar über das reformfreundige und schöpferische Karolinger-Zeitalter zurück und erinnert daran, wie einstmals an den Höhepunkten des Kirchenjahres, an Weihnachten und Ostern, der Gottesdienst durch geistliche Schauspiele innerhalb des Kirchengebäudes und später auf dem Vorplatze des Gotteshauses belebt wurde. Was am Altare gelesen, gebetet und gesungen wurde und dem gläubigen Volk zu Ohren kam, was dramatisch an bestimmten Festen den Augen geboten wurde, das hallt wieder in farbigem und formigem Echo aus den Bildern an den Kirchenwänden und an der Decke, und auch aus den Stein- und Holzbildwerken, die im Gotteshaus und in den Kapellen aufgestellt waren. Darum bezeichnet der Kunstgeschichtler Anton Springer und nach ihm Professor Kraus „Liturgie, Predigt und Mysterienspiel“ als die Hauptquelle und das wichtigste Interpretationsmittel für viele Kunstdarstellungen des Mittelalters.

In Abgang gekommen sind die alten Kirchenspiele. Die Texte dafür sind bis heute in mehr als 280 Varianten noch vorhanden; Jahr für Jahr werden in Privatbüchereien und öffentlichen Bibliotheken neue ausgegraben. Schon im Jahre 1887 kannte K. Lange bereits 224 lateinische Osterfeiern. — Geblieben aber sind bis in unsere Tage zahlreiche Grabkapellen, meist Nachbildungen der Rotunde über dem heiligen Grab in Jerusalem. Geblieben sind als Zeugen mittelalterlicher Frömmigkeit und kirchlichen Brauchtums in großer Zahl Heilige Gräber. Einige davon sind in unversehrtem Zustand auf uns gekommen, andere können nur nachgewiesen werden an Einzelfiguren, die den zerstörenden Einflüssen der Zeitläufe entgangen sind. Zu diesen Einzelzeugen vergangenen Kirchenschmuckes gehören auch die trauernden Frauen von Trochtelfingen.

II.

a) Beschreibung: Unter einem Kreuz finden sich an der Nordwand der Trochtelfinger Kirche drei Frauengestalten. Die eine davon steht wie angelehnt am Fuß des Kreuzholzes, die beiden anderen ihr zugewandt, zur Rechten und zur Linken. Beim ersten Blick schon werden wir überrascht durch ihre Schlankheit und ihre ungewöhnliche Körpergröße (1,62 m). Die Gewandung ist bei allen ziemlich dieselbe. Sichtbar sind davon: Kopftuch, Mantel und Gürtelkleid. Der große Kopfschleier des ovalen Hauptes verdeckt jegliche Haartracht und fällt mit zierlichem Wellensaum auf die Schultern nieder. Unregelmäßig und manchmal unmotiviert gehen die dünnröhriigen Falten des Gewandes vom Gürtel an bodenwärts, wo die Stoffmasse sich staut, sich umlegt und weich verfließt. Bei der Wiedergabe des Mantels ist der Künstler einer wohl berechneten Spielerei erlegen. Die erhobenen Unterarme raffen den Mantel; dadurch wird erwünschte Gelegenheit geboten, durch Weile und Gegenwelle den Saum zu beleben, und über das ganze Bildwerk ein hohes Maß raffiniertester Eleganz auszubreiten. Zwischen diesen Wellenbahnen wird der Mantel von einem ganzen Netz von Faltenschlingen durchfurcht, die bald nach der einen, bald nach der anderen Seite ausschwingen. — Auge und Antlitz geben ein vernehmliches Echo von der inneren Ergriffenheit. In der Seele ist unsagbares Leid und tiefe Trauer gehäuft. Welche Ueberzeugungskraft liegt doch in dem leise angedeuteten Händeringen der Mittelfigur und welches Meer von Seelenschmerzen verraten die Tränentüchlein der beiden anderen Gestalten!

b) Gegenstand (Bedeutung). Alle drei Gestalten gehören heute zu einem Kriegerdenkmal und gehörten ehemals zu einem Heilig-Grab. Ihre Wiedergabe und ihre Zahl fußt auf dem evangelischen Berichte: „Als der Sabbat vorüber war, kauften Maria von Magdala, Maria des Jakobus Mutter, und Salome Spezereien, um hinzugehen und den Leichnam zu salben“ (Mark. 16. 1). Die Mittelfigur möchte man heute als schmerzhaft Maria ansehen, wobei freilich fraglich bleibt, ob sie es auch ursprünglich war, oder ob nicht die vierte Trauerfrau auf dem Lichtenstein mit ihren gefalteten

Händen und ihrer mehr frontalen Wiedergabe als Muttergottes anzusehen ist. (Sie ist nicht mehr in ihrer ursprünglichen Größe vorhanden, sondern um 30 cm verkürzt). Jedenfalls ist kein Anzeichen gegeben, das dagegen sprechen, wohl aber manches, was diese Auffassung begünstigen würde. Auch Professor Bauer bezeichnet in seinem Buch: „Gotische Bildwerke Schwabens“ gerade diese Figur als „trauernde Maria“.

e) Ursprung: Bis zur Stunde ist noch keine Urkunde gefunden worden, welche die Geburtsstunde und den Bildmeister der trauernden Frauen offenbart. Man ist auf einen Vergleich mit anderen Kunstwerken angewiesen. Wohl kennt man einen Heinrich Gretzinger-Trochtelfingen, der um 1430 die Ehrhardskapelle mit Bilderzyklen schmückt und vielleicht auch in der Kirche von Laiz malerisch tätig war, der sogar auf der Rückseite einer Laizer Madonna 1427 seinen Namen verewigte. Doch reicht dieser Vermerk noch nicht hin, um ihn auch als Bildschnitzer in



Eckbastion der alten Wehranlage in Trochtelfingen

die schwäbische Kunstgeschichte einzuführen. Man ist gezwungen, den Schöpfer der trauernden Frauen wie bisher als „Meister von Trochtelfingen“ anzusprechen. — Leichter als der Künstlernamen läßt sich die Ursprungszeit des Heiligen Grabes festlegen. Bei Professor Baum lesen wir: „um 1420“, bei Landeskonservator Genzmer: „um 1430“. Die größte Wahrscheinlichkeit spricht für Anfang der zwanziger Jahre, und zwar auf folgende Ueberlegung hin: Das Heilig Grab stand in der ehemaligen Michaelskapelle, neben der Kirche auf dem alten Friedhof. Diese Kapelle wird nach Eisele („Zur Geschichte von Trochtelfingen“) im Jahre 1364 erstmals erwähnt; um 1421 wird sie restauriert, und von den Werdenberger Grafen wird in diesem Jahre die Michaelspründe gestiftet, „mit einer ewigen Meße“ und einem an der Kapelle angestellten Priester. Sollten nun nicht gerade in diesem Jahr, oder wenigstens bald darauf die Holzbildwerke des Heiligen Grabes entstanden sein, vielleicht sogar auf gräflichen Wunsch und gräfliche Kosten hin, um dadurch die Anziehungskraft und den Glanz des kleinen Michaelsheiligtums zu steigern! Die Kunstmerkmale der Frauengestalten widersprechen jedenfalls dieser Zeitfestlegung nicht. Sie weisen hin auf einen Künstler, der die Bildwerke des 14. Jahrhunderts kannte, die neueren Kunstströmungen spürte, aber nicht mehr die Kraft und Fähigkeit besaß, sie zu realisieren; darum auch das greisenhafte und unnatürliche Wellenspiel an den Mantelsäumen. Nur in der Kopfbildung und im Gesichtsausdruck versucht der Bildschöpfer den neu einströmenden Kunstideen gerecht zu werden. Allerdings gelingt es ihm nicht in demselben Maße wie seinen Zeitgenossen: dem „Meister von Bronnweiler“ und dem „Meister von Eriskirch“.

Wadenspul-Melchingen,

Hettingen im Bild der Heimatgeschichte

Betrachtungen heimatgeschichtlicher Vorgänge gewinnen erst klare und feste Gestalt in der universalhistorischen Sicht einer allgemeinen Geschichte. Macht auch die historische Methode bei der Gewinnung festgegründeter Vorstellungen den Schritt von den zeitlichen und regionalen Einzelercheinungen zum Allgemeinurteil, so rechtfertigt gerade die Beschäftigung mit historischen Vorgängen eines kleineren Gebildes, wie es sich in unserer engeren Heimat darstellt, den umgekehrten Weg. Man kann es daher nicht bei einer Aufzählung von Tatsachen und Zahlen aus der Heimatgeschichte bewenden lassen, ohne die allgemeine Geschichte in den Blick zu fassen. Dies hieße für einen großen Teil der Leser Luftschlösser bauen, da sich für ihn ohne den roten Faden allgemein bekannter Geschichtsvorgänge überhaupt keine klare Vorstellung erzielen läßt.

Im Licht dieser Vorbemerkung sei die Vergangenheit Hettingens betrachtet, das zwischen den ehemaligen Grafschaften Veringen und Gammertingen einst eine bedeutende Stellung eingenommen hatte. Es zeigt neben landschaftlichen Feizen heute noch Spuren einer kunst- und kulturgeschichtlich reichen Vergangenheit. Die Ergebnisse der prähistorischen Forschung zeigen, daß das Laucherttal zwischen Veringenstadt und Gammertingen schon in früher Zeit bevölkert war. Die Höhlenfunde im nahen Veringenstadt und die Steinwerkzeuge, die aus Hettingen und Gammertingen vorliegen, bestätigen diese Annahmen. Aus Veringenstadt besitzt man sichere Bodenfunde von der Steinzeit bis hinein in die alemannisch-fränkische Zeit. Die erst vor kurzem in Hettingen zu Tage geförderten Zeugen menschlicher Ansiedlungen, die zur Zeit noch von einer Tübinger Forschungsstelle ausgewertet werden, beweisen, daß Hettingen alter Boden einer vergangenen Kultur ist. Neben keltischen Wegen findet sich auch eine Römerstraße. Dieses Gebiet gehörte nämlich zu dem von den Römern besetzten sog. Zehntland, das durch den unter Kaiser Domitian im 1. Jahrhundert v. Chr. errichteten Grenzwall, der vom Main bei Miltenberg nach Regensburg führte, gegen das germanische Gebiet abgegrenzt war. Mit der römischen Zeit endet die Kulturepoche jedoch nicht. Die Lücke zwischen Frühgeschichte und Mittelalter schließt ein wertvoller Helmfund aus dem 6. Jahrhundert, der 1902 in Gammertingen gemacht wurde. Es handelt sich hier um eine Zeit, in der die Nachfolger Chlodwigs das fränkische Reich noch einmal zusammenfaßten oder vom Süden her das Mönchtum unter Benedikt von Nursia, dem Vater des Benediktinerordens, seine wesentliche Ausbreitung erfuhr.

Das Wort Hettingen machte sprachlich im Laufe des Hochmittelalters die verschiedensten Wandlungen durch. Zugrunde liegt der Personennamen Hatto oder Heddo = Krieger. Urkundlich erstmals belegt ist das Wort aus dem Jahre 1036, aus einer Zeit also, die den universalen Kampf zwischen dem Salierkaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. eben hinter sich sah. Um 1240 ist uns das Wort in der heutigen Gestalt überliefert und bleibt nach nochmaligen Wandlungen über Haetingin, Haetingen, Hattingen beim geschichtlichen Eintritt in die Neuzeit bei Hettingen stehen. Die Zeit Kaiser Maximilianus und nachher Luthers sieht um 1500 das Wort Hettingen, wie es heute noch an der Ortstafel verzeichnet ist.

Wie Veringen gehört Hettingen zum sog. Burichingagau, der später an die Grafschaft Gammertingen überging. In der Epoche des Zerfalls der staufischen Kaiserherrschaft kam Hettingen in der folgenden kaiserlosen Zeit des sog. Interregnums um 1267 in den Besitz der Grafen von Veringen, die es bei wachsenden Lasten nicht mehr halten konnten und 1311 an Reichenau verpfändeten, um es als Lehen zurückzuerhalten. Mit der Beziehung zu Reichenau, das zusammen mit dem benachbarten St. Gallen eine Pflanzstätte frühmittelalterlicher Kultur war, tritt die Geschichte der Grafschaft Veringen in ein Licht, dessen Kraft kurze Zeit vorher eine ganze Epoche deutscher Geschichte überstrahlte. Es seien nur Gestalten genannt wie Whalafried Strabo, der



Schloss Hettingen

berühmte Abt der Reichenau und Schüter des ebenso berühmten Hrabanus Maurus von Fulda oder die verschiedenen Notkers von St. Gallen, die als Theologen, Musiker und Sprachmeister bahnbrechend für die abendländische Wissenschaft geworden sind.

Im Jahre 1374 erhalten die Herren von Rechberg die Pfandschaft über Hettingen, die sie 1447 an Württemberg abtraten. Ein bedeutendes Datum ist das Jahr 1468, in dem Hettingen an die Herren von Bubenhofen kam. Diese Zeit ist schon der „Herbst des Mittelalters“, und die Welt ist erfüllt von Waffenlärm: In England die blutigen Bürgerkriege der Adelspartei, in Frankreich die Auseinandersetzung König Ludwig XI. mit dem großen Herzog Karl, dem Kühnen von Burgund. Deutschland wurde 50 Jahre später der Schauplatz der Kirchenspaltung. Auf diesem weltgeschichtl. Hintergrund treten die Bubenhofer in den Kreis unserer Heimatgeschichte. Hans Kaspar von Bubenhofen setzte 1508 Hettingen in Pfand, als er Gammertingen, das noch Reichenauer Lehen war, frei machte. Fünfzehn Jahre später verkaufte die von Bubenhofen Hettingen an die Herren von Speth, ein schwäbisches Rittergeschlecht. Als ganz Deutschland durch die Reformation in Aufruhr geraten war und der Bauernkrieg schon weite Teile Süddeutschlands heimgesucht hatte, wurde die Burg Hettingen 1534 von Herzog Ulrich von Württemberg zerstört. Erst im 18. Jahrhundert wurde das Schloß wieder errichtet. Nach dem Tode Ulrichs ging Hettingen in den Besitz der Söhne Dietrichs über, deren Naankommen es 1827 an das fürstl. Haus Hohenzollern verkauft haben. Später gehörte Hettingen zum Oberamt Gammertingen, das 1849 preußisch geworden war. Beinahe 100 Jahre waren die Geschehnisse unserer engen Heimat mit Preußen verbunden, bis das Ende des 2. Weltkrieges eine Loslösung vom preuß. Staatsverband und eine Einordnung in die württembergische Versorgungshoheit brachte. Der Kampf um gewisse Reservatrechte in der Selbstverwaltung Hohenzollerns wirft ein bezeichnendes Licht auf die Verbundenheit unserer engeren Heimat mit ihren geschichtlichen Traditionen, die ihr organisch aus Kultur und Landschaft erwachsen sind.

Die Kirche in Hettingen ist ein Kleinod spätgotischer Kunst. Fresken und Grabplatten erinnern an die Zeit der Veringer, Bubenhofer und Speth. Das Wappen der Grafschaft, drei rote Hirschstangen in goldenem Felde, findet sich auch im Gesamtwappen der Hohenzoller, die sich in ihrem vollen Titel auch „Grafen von Veringen“ nennen.

Das Leben der verflorenen Zeiten, ihre Sitten und Bräuche, mögen uns heute befremdend erscheinen. Es kann jedoch jede Zeit nur aus sich heraus als individuelle und einmalige Erscheinung begriffen werden. Die Beschäftigung mit den Traditionslandschaften unserer Heimat erfolgt immer aus dem Abstand der Zeit. Unsere Aufgabe kann nicht im Werten, sondern im Sehen, nicht im Zerreden, sondern in der stummen Entgegennahme dessen liegen, was uns heimatgeschichtliche Vergangenheit verpflichtend auferlegt.

Dr. A. Lieb.

Wir besuchen eine frühgeschichtliche Töpferei

Die meisten von euch hat sicherlich schon einmal ein Ausflug in ein vorgeschichtliches Museum geführt, mag es in Sigmaringen, auf der Burg Hohenzollern, in Buchau oder Unteruldingen gewesen sein. Unter anderem konntet ihr dort sonderbare Gefäße betrachten, die den heutigen Tassen, Tellern, Vasen oder Flaschen ähnlich sind. Diese Gefäße sind einmal irgendwo, vielleicht bei Trochtfelingen in der Haid,

Gammertingen, Neufra, Harthausen oder gar in eurer Heimat durch Zufall beim Pflügen oder bei Grabarbeiten in vielen kleineren und größeren Scherben gefunden worden. Geschichtsforscher sind gekommen und haben die Scherben mitgenommen. Scherben um Scherben wurden von ihnen genau geprüft, gewaschen, untersucht und zusammengesetzt. Heute befinden sich die zusammengesetzten Gefäße als Zeu-

gen einer 3000jährigen Kultur im Fürstlichen Museum in Sigmaringen oder einem anderen Museum. Die Forscher nennen jene Epoche Bronzezeit, weil damals die Bronze das vorherrschende Metall war. In wem von euch taucht nicht dann und wann ein stilles Verlangen auf, einmal zusehen zu dürfen, wie unsere Vorfahren mit den einfachsten Mitteln diese Gefäße herstellten.

Bei Trochzelfingen in der Haid im Hasental sind noch Ueberreste einer solchen uralten Töpferei vorhanden. Versetzen wir uns jetzt im Geiste in jene Welt vor 3000 Jahren, dann wird uns Edeline, eine Urahne jener Zeit, dorthin führen und uns zeigen, wie diese Gefäße hergestellt wurden. Die verfallene Lehmgrube, verwachsen mit Weiden und Haselstauden, lüftet uns auf einmal ihren geheimnisvollen Schleier. Wir sind bereits mit Edeline an den Rand der Grube getreten und eine neue, ungewohnte Welt taucht plötzlich vor uns auf.

Unten in der Grube entwickelt sich ein reges, geschäftiges Treiben. Frauen und Mädchen fertigen Töpfe in verschiedenen Formen und Gattungen an. Nächst der Lehmwand steht ein Mädchen von kräftigem, schlanken Wuchs. Ein gräulich-weißes Leinenröckchen, zierlich gefaltet, flattert ihr bis unter die Knie, und um ihre Lenden schlängelt sich ein Ledergürtel, der mit glänzenden Broncescheibchen verziert ist. Ein buntkariertes Brusttuch liegt über seinen Schultern, welches sich auf der Brust kreuzt und mit einer leuchtenden Fibel zusammengehalten wird. Zwei funkelnde Armreifen und ein Fingerring schmiegen sich unauffällig seinen gebräunten Armen an und verleihen dem Mädchen eine vornehme, anmutende Schönheit.

Aus der Grubenwand scharrt es Lehm zusammen, durchknetet ihn und sucht alle gröberen Steinchen heraus. In einem leichten Schwung, wie einen Spielball, gibt es die Klumpen einigen Mädchen, die etwas abseits sitzen, weiter. Von denen wird der noch reichlich mit Kies durchsetzte Lehm in den flach aufeinanderliegenden Händen gewellt und bald liegt eine Reihe längerer Tonwülste neben ihnen.

Treten wir näher zu jenen Frauen, die neben den Mädchen sitzen. Sie stellen aus den Tonwülsten Töpfe in verschiedenen Formen her. Soeben beginnt die eine Frau hier mit einer neuen Arbeit. Die Lehmnudeln, die noch reichlich stark mit Kieselsteinen durchsetzt sind, dreht sie zu einer Spirale, bis die Form eines Gefäßbodens erkennbar ist. Immer wieder greift sie nach den Wülsten und setzt so ein Stück an das andere. Allmählich entsteht ein Aufbau, der sich langsam weit- und dickbauchig erweitert und dann sich wieder verengt und gemächlich in einen Vasen- oder Urnenhals übergeht und zuletzt in einen weitausladenden Topfrand ausläuft. Jetzt knetet und formt sie noch einen Henkel, drückt ihn am auslaufenden Rande fest und zieht ihn in kunstvoll geführtem Bogen zur Bauchmitte des Gefäßes. Bald setzen die Frauen kleinere, bald größere Henkel an. Hier sind es zierliche Nasen, dort kleine Oesen zum Aufhängen der Töpfe. Andere Gefäße haben flache, wieder andere ovale Böden, die entweder in den Lehm Boden geärückt oder in ein Gestell von Bronze gestellt werden; recht verschiedenartig und mannigfältig sind aber ihre Formen. Immer länger und dichter werden die Reinen der noch nicht gebrauchsfähigen kumpf-, kürbis-, beutel- und glöckenähnlichen Gefäße. Bald stellt die eine, bald die andere Frau wieder ein Gefäß dazwischen, für uns ein gewohnter Anblick, wie wir es vom Markt her kennen, wo die Geschirrfrau ihre Waren kunterbunt ausstellt zum Verkauf anbietet. Aus den Formen der Gefäße erkennen wir sofort den Stil, so z. B. aus der Kürbisform den Kürbisstil, aus der Beutelform den Beutelstil und aus der Glockenform den Glockenbecherstil.

Nun scheint es, daß die Frauen genügend Gefäße angefertigt haben, denn sie bringen jetzt wassergefüllte Krüge

herbei. Die vor uns stehenden Gefäße sind noch unförmig, uneben und weisen starke Spuren von den spiraligen Wülsten und Fingereindrücken auf. Jetzt nehmen die Frauen Lehmballen und durchnetzen sie stark in den wassergefüllten Krügen. Nun werden die Innen- und Außenwände der Gefäße damit verstrichen, gedrückt, gezogen und nachgeformt, bis die Gefäße glatte und gefällige Formen erreicht haben. Vorsichtig, ja fast liebevoll werden die Gefäße jetzt oben an den Rand der Grube getragen, daß sie dort durch den Wind und die Luft besser trocknen können.

Laßt uns nach oben an den Grubenrand gehen und sehen, was aus den aufgestellten Gefäßen wird. Frauen, die im Steppengras hinter diesen Töpfen sitzen, haben in ihrem Schoße leicht angetrocknete Töpfe liegen. Von diesen besonders kunst- und schmucksinnigen Frauen werden die Gefäße verziert. Mit Schnüren legt die eine Frau Ringe um ihr Gefäß. Dazwischen macht sie mit einem Birkenreis senkrechte und waagrechte Striche. Eine andere Frau zieht mit einem kammartigen Gegenstand Figuren um ihr Gefäß, die zickzack-, rauten- oder dreieckähnlich sind und dort werden mit einem messerähnlichen Bronzegegenstand kerbartige Ausstiche gemacht. Nach diesen verschiedenen Verzierungsarten spricht man heute von Schnur-, Band oder Kerbschnittkeramik.

Beinahe hätten wir noch eine Gruppe von Mädchen und Frauen unbeachtet gelassen. Abseits von uns um eine Bodenvertiefung der Grube, die mit Wasser angefüllt ist, knien Mädchen und kneten Lehm durch ein siebartiges Blech. Aus diesem feingeschlemmten Ton werden von Frauen besondere Kleingefäße, die tassen- und schalenähnlich sind, hergestellt. Hier läßt uns Edeline ein ganz anderes Arbeitsverfahren erleben. Die Frauen drücken und kneten jenen feingeschlemmten Ton so lange, bis aus der unförmigen Masse nach und nach ein Gefäßboden und dann der Aufbau einer Schale erkennbar wird. Immer wieder setzen sie von dem feuchten Lehm Stück an Stück, bis diese niedlichen Kleingefäße fertig neben ihnen stehen.

Nun werden von Frauen und Mädchen Kienstäbe abgebrannt und die verzierten und getrockneten Kleingefäße über diesen qualmenden Kienstäben schwarz „geschmaucht“ und dann mit Lappen schwarzglänzend poliert. Bevor noch die Gefäße genügend getrocknet waren, haben die Mädchen aus dem nahen Walde Holz hergetragen. Nun bringen auch die Kleinen und Kleinsten ihre Töpfchen, die sie selber gemacht haben, und stellen sie zwischen die Gefäße der Großen. Um die getrockneten Töpfe wird nun ein mächtiger Holzstoß aufgebaut, und mit einem glimmenden Feuergerät entzündet. Mächtig lodert die Flamme empor und in weitem Umkreis verbreitet sich eine sengende Hitze. Als der Haufen niedergebrannt und erloschen ist und sich die letzten Rauchschwaden im Hasental verziehen, gehen die Frauen daran, ihr Geschirr aus dem Aschenhaufen zu bergen. Ungleich gebrannte, braungelbe bis dunkelbraune und auch schön schwarzglänzende Gefäße werden geborgen. Für die Kleinsten ist es aber ein Festtag, denn welche Freude löste es bei ihnen aus, als sie am Schlusse ihre Töpfchen und Tellerchen aus der Asche herausziehen durften, die ganz allein ihnen gehörten. Heute abend schmeckt der Hirsebrei mit Milch bestimmt besser als im Holzteller, welches der Vater geschnitzt hat.

Während unsere Gedanken noch umherschweifen, kommt es uns zum Bewußtsein, daß diese formenreiche Abwechslung, die uns hier entgegentritt, seit altersher hier im Dorfe üblich war; sie zeigt uns den Ausdruck eines gesunden, frohen Geschlechtes.

Für uns wird es aber Zeit, bevor die Sterne über der schlafenden Siedlung funkeln und das Käuzchen ächzt, den Heimweg anzutreten.

Flad - Stenhillben.

Die Entstehung des Klosters Inzigkofen

Auf der Höhe der Sigmarsburg, deren Fels wie ein Markstein im Tale der Donau steht, lebten einstmals in ihrer Nähe zwei holde Mägdlein mit Namen Irmengarde und Mechtildis. Beide stammten von gutbürgerlichen Eltern ab. Da sie von ihnen wohlgezogen waren, blieben sie für ihr ganzes Leben jungfräulich und fromm. Sie übten klösterliche Zucht. In der Stille und Einsamkeit wollten sie sich ihrem Schöpfer weihen.

Viele ihrer Standesgenossinnen, die von ihrem Tugendleben hörten, schlossen sich ihnen mit den Jahren an. Sie priesen Gott in gemeinsamem Beten. Der Raum aber, in dem sich die Jungfrauen versammelten, wurde bald zu klein, da sich immer mehr Beterinnen zu ihnen gesellten. Infolgedessen schauten sie nach einer Stätte aus, auf der ein Klo-

sterbau erstehen sollte. Dazu wählten sie den Blaufels aus. Sie fanden auf seiner Höhe alles vor, was zu diesem notwendig war.

Da begab es sich eines Nachts, daß Engel im Glanze himmlischen Lichtes Steine und Holz nahe der Gehöfte Inzigkofen trugen, — dahin, wo noch heute die Klostermauern stehen. Dort wuchs der heilige Bau unter ihren Händen zur Vollendung.

Stauend und bewegt besprachen die Leute am frühen Morgen das Wunder der Nacht.

Selbst die Wächter der Sigmarsburg schauten mit ehrfürchtiger Scheu nach dem neuerstandenen Kloster von Inzigkofen hinüber.

Nach einer Sage von Ludwig Egler.

Bearbeitet von Maria E. Flad.

Das Fräulein vom bodenlosen See

Dorfgeschichte von Maria E. Flad.

Mit der alten Madien war es nicht ganz geheuer. — Die Ampfinger meinten, sie sei eine der drei Fräulein, die vor uralten Zeiten vom bodenlosen See auf ihren Tanzplatz kamen.

Der Aelteste des Dorfes wollte sogar wissen, daß sein Ahn es gewesen sei, der das Fräulein nach seinem Herkommen fragte, das dann augenblicklich verschwand und als Madlen wieder auf die Erde kommen mußte.

Jedenfalls war sie jedem Dörfler fremd, da sonst alle untereinander verwandtes Blut in sich trugen.

Die Madien ging auch immer ihre eigenen Wege. Sie sammelte Kräuter und trug sie in die Stadt. Dafür bekam sie ein paar Groschen, und sie konnte leben.

Ihren Weg nahm sie für gewöhnlich durch den Seewald, vorbei am bodenlosen See. Daher blieb auch den Ampfingern kaum ein Zweifel darüber, daß sie aus dem tiefgründigen, ruhigen Wasser stammen könnte. Den Fragen nach ihrer Herkunft wich sie mit großer Geschicklichkeit aus. Unter Menschen fühlte sie sich einsam. Eine stumme Trauer saß meist in ihren blauen, fernschauenden Augen. Glücklicherweise war sie nur am See, unter Kräutern und Blumen.

Für Madien war der See ein Sündenwasser: Wenn das Dämmerlicht in die Tiefen leuchtete, zeigten sich ihr die Nonnen, die ob ihres losen Erdenwandels mit Haus und Hof versinken mußten. Nur ein Brunnen blieb stehen. Auf diesen setzte sich Madlen: Grau und still entstiegen die Nonnen den Tiefen. Schwarze Schleier rührten durch das schwertragende Gewässer.

Madien horchte auf: Ein kaum vernehmbares Wimmern flog an ihr Ohr, — ein gurgelndes Aufatmen, als wenn ein Leben von der Erde ging. Lange Arme faßten nach weißen Rosen am Rande des Wassers. Madien sah, wie sie sich langsam schlossen.

Auch bemerkte sie der Nonnen gestaltenloses Zerfließen. Und wie ein schwarzes Bartuch ward der See.

Madien ging befriedigt ins Dorf zurück. Ihre einzige Freude war es, wenn sie miterleben durfte, wie die Nonnen im Dämmerlicht umgehen mußten. Den Ampfingern aber erzählte sie nie, was sie gesehen. Diese wunderten sich nur, was sie abends noch im Walde zu schaffen hatte. Gerne würden sie ihr heimlich nachgestrichen sein. Aber sie sahen den Gang als Beschwörung zu einem Unheil an. — Die einen meinten, sie ginge als Fräulein mit ihren zwei Schwestern zum Tanze. Andere glaubten, sie würden sich auf dem Wasser wiegen und geheimnisvolle Weisen singen, bis das Mondlicht in den Morgen ging.

Keiner im Dorf wußte etwas Genaues — jeder aber etwas Neues. Eines Tages schritt die Madlen wie sonst zum Kräutersammeln nach dem bodenlosen See. Es war vor der

Ernte. Eine Hitzwelle floß durch die goldsatten Aehrenreihen. Ueber ihnen, am dunstigen Himmel, saß gleich einem brütenden Kolk eine Wetterwolke. Die Sonne schlug sich halb in ein Wolkenbett ein und verbreitete nur schwachen Glanz.

Heiße Luft sog der Madien, die das ganze Jahr sonst fror, den Schweiß aus den Poren. Sie öffnete ein wenig ihren wattierten, grauen Kittel und atmete schwer. Mit dem noch leeren Kohlsack wehrte sie die Mücken, die sie laut und dicht umschwärmten.

Madien lief rascher als sonst, als verfolgte sie ein unbestimmtes Etwas. Im Wald empfing sie nicht die angenehme Kühle. Ein drückender Odem fiel sie an. Und ein Müdesein nahm ihr die alternden Kräfte und ließ sie schlaff auf einen breiten Baumstumpf sinken. Die Sonne verschwand nun ganz in ihrer Hülle. Finster blickten die Tannen auf die in Habschlaf verfallene Madien nieder.

Ein dumpfes Rollen, wie vor einem nahenden Feind, ließ Madien einen Augenblick aufhorchen. Dann wußte sie nichts mehr von sich, bis sie ein furchtbares Krachen in die Wirklichkeit setzte.

Finsternis und grelles Leuchten rangen schreckhaft durch die Flut des wasserverströmenden Himmels.

Rossewild traf sich ein Heer von Stürmen und heulte in die Nacht. Die Tannen ächzten. Blutjunge Aeste und dürres Gezweig lösten sich widerwillig und fielen zu Boden.

Die alte Madien zitterte und fror. Ihre Kleider klebten naß und schwer am Körper. Langsam stand sie auf und schritt dem See entgegen. Ihre Schuhe glucksten auf jeden Tritt, den sie nach vorne trat. Gedanken sprangen in ihrem Gehirn. Sie ahnten ein grauenhaftes Geschick, das sie vorwärts trieb. Angststarr bohrten sich ihre Blicke in die Nacht. Auf dem Waldboden schritt sie hin wie auf einem weichen, federnden Teppich.

Da — es war, als ob der Teppich unter ihren Füßen sich senkte . . . Schon stand sie mit dem halben Knie im Sumpf. Aber dennoch trieb sie's vorwärts an den See. Dieser schäumte gleich einem losgelassenen, wilden Tiere in die schwüle Luft.

Madien sank und sank . . . Ueber der anstromenden Flut rechte sie verzweifelnd ihre Arme . . . Der Boden zitterte und brach. Die Madien rang nach Atem — und verschwand.

Durch die Frühe hüpfen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Leise rührten sie an die geschlossenen Wasserrosen. Und langsam fielen die weißen Blütendolden auseinander. Wie verwundert schauten sie über das tiefgründige, neue Gewässer — auf der Madien Grab.

Die Ampfinger aber hörte man künftig sagen: Die Madlen sei zu ihren Schwestern in die Flut gestiegen.

Schwäbische Hausinschriften

„Ich wünsche jedem das Dreifache von dem, was er mir wünscht.“

„Mein Ahn hat dieses Haus gebaut — mein Vater hat drin nach dem Rechten geschaut — Jetzt will ich auch tun was ich kann — ich hoff, nach mir kriegts auch ein rechter Mann.“

„Das Feuer fraß dieses Haus zu Grund — brachte Bitternis auf Jahr und Stund — Mit Gottes Segen ist es neu erricht — Schmä mir meine Armut nicht.“

„Willkommen ist mir jeder Gast — zu guter Ruh und guter Rast — doch muß nicht tadeln — muß nicht schmähen — sonst lieber gleich deines Weges gehen.“

„Wer Gott vertraut und Hand anlegt, dem wachsen die Mauern unter den Händen!“

„Mein Glück braucht ein kleines Haus. Was zwischen Keller und Dach mit Platz hat, darf darüber hinaus.“

„Mich haben gebaut Armut, Fleiß und Liebe.“

„Eintracht war der Grundstock — Genügsamkeit mein Dach!“

„Sparsamkeit, Einigkeit und Bedacht — haben dies Haus unter Dach gebracht.“

„Ich weiß, wie drauß die Welt bestellt — drum preis ich meines Hauses Welt.“

„Der „lange Jammer“ bin ich genannt — Not und Liebe haben mich auf Grund gsatzt.“

„Durch manches fleißige Hände — dem Baumeister seinem Verstand, und unseres Herrgotts Segen kam dieses Haus zu stand.“

„Letz, Ma — mir ischt mei Haus groß gnueg!“

„Lasset walten, der da waltet — der zu keinen Zeiten altet — trauet dem, der euch kennt und liebt und euch Brot und Hausstatt gibt.“

„Landein — landaus ist die ganze Welt mein Haus.“

„Der Heiland war ein Zimmermann — ich schaff gleich ihm mit meiner Hand — ich schaff mit meinem ganzen Fleiß und laß Gott und jedem Menschen Preis.“

„Wer nur an sich denkt im Leben und im Bauen, treibt Kinder und Enkel in die Fremde.“

„Der ist ein kluger Mann, der allzukunft bemißt, was einmal nötig und gerecht zum Leben ist.“

„Laß mich und meine Sachen — so lang ichs kann, alleine machen.“

„Ich laß dich sein — halts Du so mit mir und dem Mein'n.“

„Die Welt wäre schön — man könnt sich nicht beklagen — wollten nur die Leut nicht immer alles über einander sagen.“

„Daß einer den andern zum Spotte mach — das ist nit Männersach!“

„Mein Rast bist Du!“

„Klein ist meine Hütten, aber inmitten all meiner Armut steh'n Tisch und Bett — ich wollt — daß jeder so viel hätt!“

„Manch einer ist reich und manch einer ist klug — mir ist mein Dach auch genug.“

„Mein Vater war ein armer Mann — auch ich werd zeit-lebens nit mehr han, — aber ein sauberes Gewissen und mein Brot dazu — steh'n mit mir auf und geh'n mit mir zur Ruh.“

Marie Theres Ba u r - Burladingen.

Das Mädchen von Graubünden

Dermaleinst war es geschehen, daß von der Inzigkofer Höhe weit über das Tal hin feierlich die Klosterglocken klangen.

Es schien, als ob der Mai seiner Blüte lauschte, als ob der Fels aus jungem Buchenlaub sein grünbemoostes Haupt zur Höhe reckte, als ob sich rings die Vögel zur Feierstunde schickten, um mit ihrem Sang den Glockenklang zu untermalen.

Die Sonne aber glitzerte durch die Fensterscheiben des altherwürdigen Klostergebäudes, als der Conventsaal den neugeweihten Gottesbräuten seine Pforten öffnete. Im Hochfest ihrer reinen Seelen schritten sie in Reihen, in den noch ungewohnten Schleiern, ihrem Gott entgegen. Der Kerzenglanz, der sie umfing, beleuchtete das von Glück und Andacht trunkene Angesicht der Gotterwählten.

Verborgene, feine Stimmen tönnten mit lieblichen Hymnen über sie hinweg. Heiligenbilder schauten freundlich auf sie nieder, darunter auch St. Fidelis.

Wie von ungefähr hob eine der Nonnen ihren Blick zu ihm empor. Es war ein Mädchen aus dem Graubündener

Land. Festgebannt'haftete ihr Blick an ihm, und sie konnte nimmer weiter.

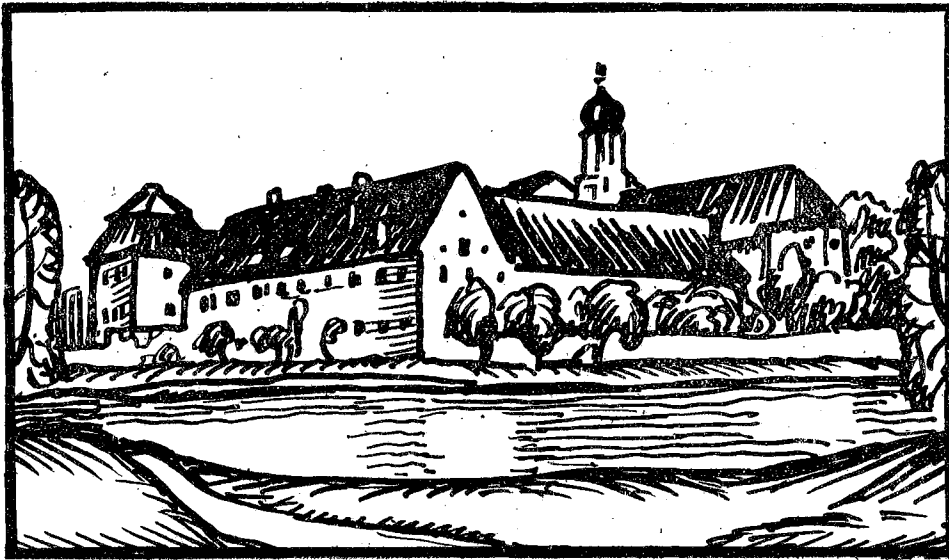
Unter den Nonnen gab es eine Stockung, denn das Mädchen drängte sich aus der Reihe und blieb unbeweglich vor dem Bilde stehen. Heiß stieg es in ihm auf und es zitterte, je länger es das Antlitz des Heiligen betrachtete. Es erkannte ihn, den einer seiner Ahnen schmachlich hingemordet. Hier konnte es nicht bleiben. Es spürte schmerzhaft in seiner Seele den Fluch des Mörderblutes nach. Diesem heiligen Antlitz zu entfliehen, diesem gütigen Auge, war plötzlich sein Begehren. Es wollte büßen, bis die Schuld des Ahnen getilgt war. Dafür wollte es ein fernes Nonnenkloster wählen, um nie mehr diesem Antlitz zu begegnen.

Noch etliche Tage erwog das Mädchen diesen Plan. Dann floh es unbemerkt von den Nonnen in eine fremde Welt.

Nach einer Sage von Ludwig Egler.

Bearbeitet von Maria E. Flad.

Anmerkung: Wahrscheinlich handelt es sich um das Fidelisportrait, das sich jetzt in der Kapelle (Fidelisnische) des alten Fidelishauses befindet.



Ehemaliges Zisterzienserrinnen-Kloster Wald

Eitelfriedrichs II. Grabdenkmal in Hechingen

Nach dem glänzenden Leichenbegängnis zu Trier, an welches sich nach Brauch ein Trauermahl im Sterbehause und eine Almosenspende anschlossen, wurde der Sarg Eitelfriedrichs II. in einer Bleiumhüllung nach Hechingen gefahren, um neben dem seiner Gemahlin in der neuen Pfarrkirche beigesetzt zu werden. Auch hier wurde ein großartiges Leichenbegängnis veranstaltet und zur Bestreitung der Kosten laut der Zimmerischen Chronik tausend Gulden aufgenommen. Für ein würdiges Denkmal hatte er schon selbst gesorgt. „Es war ein auf vier Löwen ruhender Sarkophag, auf dessen oberen Ecken vier leuchtertragende Engel angebracht waren. Zwei Engel an den Füßen hielten das Wappen von Hohenzollern. Oben lag die jetzt noch vorhandene Platte mit den Bildnissen des Grafen und der Gräfin. Das edle Kunstwerk schmückte einst das Chor der von dem Grafen Jos Niklas um 1480 erbauten alten Stadtkirche, mit welcher Graf Eitelfriedrich mit seinem Bruder, Bischof Friedrich von Augsburg, ein Chorherrenstift verband. Beim Abbruch dieser Kirche im Jahre 1778 erachtete man den Sarkophag für die neue Kirche als nicht mehr geeignet und verwendete das Metall desselben mit Ausnahme der oberen Platte zum Gusse von Altarleuchtern. So wurde ein Teil des herrlichen Meisterwerkes ein Opfer des mittelalterlicher Kunst feindlichen Geschmacks der damaligen Zeit.“

Die erwähnte Reliefplatte, welche man dem Nürnberger Meister Peter Vischer zuschreibt, schmückt jetzt, zur linken Seite des Altars in die Mauer eingelassen, das Chor der neuen Stadtkirche. Sie ist aus Glöckengut gegossen und zeigt das gräfliche Paar in einander zugekehrter Stellung. „Graf Eitelfriedrich, ganz in Eisen gekleidet, mit wallendem Helmbusch, ist ein stattlicher Mann mit scharfgeschnittenem Ge-

sichte. In der Rechten hält er das lange Schwert, mit der linken den Rosenkranz; um den Hals trägt er den Orden des Goldenen Vlieses, von dem auch das quadrierte Wappenschild über seinem Haupte umschlungen ist. Seine Füße sind auf einen Löwen gestellt. Ihm gegenüber steht die fürstliche Gemahlin, eine liebliche Frauengestalt in zierlichem Schleppkleide. Ueber ihre Finger gleitet der Rosenkranz, um den Hals trägt sie den Schwanenorden mit dem Bildnisse der hl. Maria. Derselbe umgibt auch das über ihrem Haupt befindliche Wappen, das den brandenburgischen Adler zeigt. Unter ihren Füßen liegt ein Hund, das Sinnbild der Treue.“ Frau Magdalena trägt die hinten kugelförmig aufgebauschte Haube, welche gegen Ende des 15. Jahrhunderts aufkam und den kegelförmigen Hennin verdrängte. Mitten zwischen den bezeichneten Wappenschildern ist in größerem Maßstab das Erbkammererwappen angebracht, und um die Reliefplatte herum zieht sich die Inschrift:

Ich Ittel Friderich Grave zu zoller geborn
Des hayligen Romischen reichs erbkamer erkorn
Ward ich bey Kunig Maximilian,
Als sein hoffmaister im allzeit unterthan,
Unnd haubtmann des hohenberger landt
Het ich im widerkawff zw unterpfandt
Unnd dartzw die herschaft haigerloch erblich,
Mit meinem bruder Pischoff Fridrich
Macht ich dysen stift unser seel zw haill.
Ein Margrafin ehlich ward mir zw taill
Von brandenburg des kürfürstlichen stamen,
Funf tochttern un sex sun hetten wir zussamen
Unnd ligen sye tod,
Gott helff uns aus aller nott. Egler und Dreher.

II. Teil

Die Jakobsbruderschaft zu Killer

Die Filialkirche Killer (Pfarrei Hausen i. K.) verwahrt eine alte Statue des hl. Jakobus mit einem Opferkästchen im Innern. den letzten Rest der ehemaligen Jakobusbruderschaft. Ueber sie finden sich im fürstlichen Archiv in Sigmaringen einige Notizen: Ums Jahr 1510 schrieb der Kirchherr Johannes Kern zu Killer an den Zollergrafen als Antwort auf ein Bittgesuch der Brüder der Bruderschaft an den gleichen Grafen. Darin heißt es: „Die Bruderschaft ist nicht von den vier Dörfern des Killertals angefangen worden, sondern von einem Pfarrherrn zu Killer, Herrn Kaspar genannt, Heinrich Luchs der Vogt zu Killer, Jörg Reiser von Jungingen und einem Müller von Killer. Sie wurde erdacht zu Hilf aller gläubigen Seelen, auch um aller Brüder und Schwestern willen, die in den letzten Zügen liegen, zu dem hl. Himmelsfürsten sant Jakob, aber auch denen zu Hilf im Leben, die sich in selbige Bruderschaft befohlen haben und ihr Almuesen dazu geben. Denen haben sie einen Jahrtag gestiftet auf Zinstag nach sant Jakobstag mit sechs Priestern. Auch wenn ein Mitglied stirbt, soll man seinen Siebenten Tag zu Killer begehen mit vier Priestern. Anfangs mußten alle Brüder und Schwestern und Priester auf diesen Siebenten auf eigene Kosten nach Killer kommen. Das wurde dann geändert, sodaß jetzt nur noch vier Priester den Siebenten halten und zwar auf Kosten des Heiligen. Niemals aber hat man daran gedacht, dies in den drei anderen Dörfern zu begehen. Zur Stärkung der Kasse ließ der genannte Herr Kaspar das fallende Opfer und sein Anwesenheitsgeld der Bruderschaft zugutekommen. Nach seinem Absterben ist Herr Hans Sattler Kirchherr zu Killer geworden, der hat das Opfer und Präsenzgeld nicht lassen wollen. Darauf zogen die Brüder die Begangnisse mit den vier Priestern in die Dörfer, wie sie ja Euer Gnaden mitteilten. Doch geschah dies meines Dafürhaltens mit Unrecht, da doch alles in Killer stattfinden soll, wohin doch die Bruderschaft gestiftet ist, wo sich auch deren Kerze befindet und der rechte Jahrtag begangen wird. Die mit Einwilligung der Herrschaft und des Kirchherrn von Killer eingesetzten

Pfleger oder Rechner sollen wie andere Kirchenpfleger zur Rechnungslegung verpflichtet sein. Sobald ich dies aber von ihnen verlangte, sind sie mir abhold worden. Sie leihen Geld aus, ohne Schuldbriefe aufzurichten usf. Für den rechten Jahrtag mit drei Aemtern, der langen Vigil und Vesper mit anschließendem Salve sind drei Schilling Präsenzgeld für jeden Priester zu wenig, man sollte fünf Schilling geben, da der Heilige es doch vermag...

Kaplan und Kirchherr Johannes Kern zu Killer.“

Unter obigem Gründer Herrn Kaspar zu Killer darf man wohl den dort seit 1488 genannten Pfarrer Kaspar Schuler verstehen, während Johannes Sattler seit 1488 der erste Pfarrer von Hausen und 1493 von Killer war. Einkünfte der Jakobsbruderschaft werden gegen Ende des 16. Jahrhunderts noch in Jungingen erwähnt. Auch in Ringingen gab es 1530 einen Bildstock oder Kapellchen am Ortsrand namens St. Jakob. Die Wallfahrt nach St. Jago di Kampostella in Spanien blühte besonders gegen Ende des 15. Jahrhunderts in unserer Gegend.

Im Jahre 1517 beschwerte sich Pfarrer Johannes Kern zu Killer beim Bischof zu Konstanz, weil die Nachbargemeinden Wolfgang Han zu Hausen und Simon Kopp zu Jungingen nicht, wie es vertraglich bei Errichtung der Pfarrei der letztgenannten Orte festgelegt worden, an den Jahrtagen der Pfarrei Killer teilnahmen bezw. dem Pfarrer Kern assistierten. Sie erhielten daraufhin von Konstanz ein scharfes Mandat, ihren Verpflichtungen aus der Separation beider Pfarreien nachzukommen (Erzb. Archiv Freiburg, Ha 322 fol. 30).

Noch 1651 heißt es in der Kirchenvisitation von Jungingen: „In der Muttergotteskapelle auf der Laih besteht eine St. Jakobsbruderschaft“. Somit ist Eiseles Ansicht in seiner Abhandlung in „Patrozinien in Hohenzollern“ zu berichtigen. (Freib. Diöz. Arch. 1932 S. 151—56. Vgl. Heimatklänge Zoller (Freib. Diöz. Archiv 1932 S. 151—56. Vgl. Heimatklänge des Zoller 1934, S. 56, 58. 66.) Kr.

Von Hohenzollerischen Wappen

1. Das Wappen des fürstlichen Hauses Hohenzollern hat Archivar Dr. Karl Th. Zingeler im Jahre 1889 historisch erläutert (bei C. A. Starke in Görlitz) und 10 Jahre später auch noch (ebenda) eine Untersuchung über die Helmszier, den wachsenden Jagdhund oder Bracken, angestellt. Als ältestes nachweisbares Siegel führte Graf Friedrich von Zollern in den Jahren 1226, 1241 und 1251 (trotz Zingelers gegenteiliger Behauptung) nur mit unwesentlichen Aenderungen den gleichen steigenden Löwen im Schild, wie sein Bruder Konrad 1240 und 1246, der sich Burggraf von Nürnberg und (geborener) Graf von Zollern nannte. Jedesmal ist das Schildfeld umgeben von einem zweifarbig gestückten Rand, der bei den Nürnbergern nach dem Wappengedicht Conrads von Mure um 1250 aus den Farben silbern-rot bestand, während der Löwe schwarz in Rot gemalt war. Nach demselben Conrad von Mure (Cliquearius Teutonicorum im Anzeiger für Schweizerische Geschichte Jg. 11, 1, 1880 und Württbg. Vierteljahrshft 1881, IV) hätten die schwäbischen Zollern (was Zingeler nicht beachtete) die Farben gerade umgekehrt geführt: Einen steigenden roten Löwen in Silber und den Schildrand schwarz-golden gestückt. Die Stadt Nürnberg zeigte, wie heute noch, einen viermal rot-silber schräg gestreiften Schild. Zingeler meinte nun, der schwarze Löwe in Gold komme von den Hohenstaufen her, die das Gebiet der Stadt Nürnberg früher innehatten. Uns scheint, als habe man den kleineren burggräflichen Löwenschild einfach auf den größeren Nürnberger Stadtschild gelegt, sodaß rings herum der rot-weiß gestückte Rand erschien!

Woher kommt nun aber der silbern-schwarz gevierte Zöllernschild? Ihn führte seit 1248 der gleiche Graf Friedrich von Zollern nachweisbar im Siegel, wobei ihm (seit 1265 erweislich) auch die fränkische Linie folgte. Zingeler machte einen mißglückten Versuch, hier einen mehrmaligen Wechsel als Wappenschild der schwäbischen Grafen von Zollern zu begründen, wobei mit dem angeblich ursprünglichen Löwen nur der rot-weiß quergeteilte Schild der Hohenbergischen Verwandten, die sich schon vor Anfall des Burggrafenamts an die Zollern von den letzteren trennten, vielleicht mit dem rot-weiß gestückten Rand der Nürnberger zusammenhängen könnte. Allein diese Farben Rot und Weiß mögen bei Hohenberg und Haigerloch eher auf

Rottenburg und dessen Lehensherrn, den Bischof von Bamberg hindeuten, wie L. Schmid in seinem Werk „Aelteste Geschichte des Hauses Hohenzollern“ Bd. III. S. 113 fg, darzut.

Höchst bezeichnend scheint die Angabe des erwähnten Conrad von Mure um 1250, daß Nürnberg, d. h. die dortigen Burggrafen, den Schild vierfach geteilt (d. h. quadriert) hatten und zwar weiß und schwarz, wie es auf Siegeln seit 1265 zu sehen ist. Daraus würde folgen, daß die Grafen von Zollern und die Nürnberger Burggrafen als nächste Verwandten damals je zwei gleiche Wappen führten, gerade so wie Gr. Ulrich I. von Montfort-Bregenz-Sigmaringen, dessen Siegel 1278 einen Reiter enthält, dessen Schild den Gammertinger Löwen zeigt, während die Decken des Streitrosses die Montforter oder Tübinger Kirchenfahne (also das Stammwappen) in mehrfacher Wiederholung trägt (Seyler G., Gesch. d. Heraldik, 255). In ähnlicher Anordnung enthält ein Reitersiegel des Burggrafen Friedrich V. von Nürnberg vom Jahre 1378 im Kampfschild den burggräflich Nürnbergischen Löwen in der charakteristischen Umrahmung, den angestammten gevierten Zöllernschild aber zweimal auf der Pferddecke (Abb. b. Zingeler a. a. O. Seite 38). Wer möchte angesichts dieser Tatsachen nicht mit L. Schmid annehmen, das Löwensiegel der Zollern gehe auf Nürnbergs frühere Burggrafen, die Grafen von Raabs, zurück, die als Stammverwandte der babenbergischen Herzöge von Oesterreich das Wappen mit den schwarzen Löwen in goldenem Felde führten? (Aelt. Gesch. des Hauses Hohenzollern, 3, 127.) Graf Friedrich von Zollern (1171—1200) war ja der Schwiegersohn des letzten Grafen von Raabs.

Im weiß-schwarz quadrierten Schild dürfen wir demnach mit L. Schmid das ursprüngliche Zöllernwappen sehen, wenn es auch durch Zufall erst seit 1248 in Siegeln erhalten ist!

2. Was nun die Farben dieses Wappens angeht, so ist das erste und vierte Feld silbern, das zweite und dritte aber schwarz tingiert, so wie es (trotz Zingelers und Schmidts gegenteiliger Ansicht) auf dem ältesten Glasgemälde um 1280 aus dem Kloster Stetten, jetzt auf Burg Hohenzollern zu sehen ist (Vgl. Kunstdenkmäler Krs. Hechingen S. 223 und Abb. Nr. 369). Wenn nun gelegentlich auch die umgekehrte Reihenfolge der Farben vorkommt, wie sie

sich bei den fränkischen Zollern als Regel erhielt, so ist das bei den schwäbischen Hohenzollern nicht immer Willkür, wie Zingeler meinte, sondern soweit nicht ein Irrtum des Siegelstechers anzunehmen, in den weitaus meisten Fällen die Befolgung einer alten, von Zingeler gänzlich unbeachteten Wappenregel, daß nämlich zwei zusammengehörige Allianz- oder Ehwappen einander ansehen müssen, d. h. das heraldisch rechts stehende Manneswappen muß in Helmzier, Schild und Schildbild nach heraldisch links (als Spiegelbild) gedreht werden. So rückt natürlich die schwarze Farbe von Feld 2 und 3 in die Felder 1 und 4, wie man bei den beiden Gemälden Nr. 372 und 373 der „Kunstdenkmäler des Kreises Hechingen“ sehr schön sehen kann, nur fehlt heute bei beiden das zugehörige Frauenwappen! Beim ersten halten zudem in der oberen Hälfte menschliche Figuren zwei in dieser Weise sich ansehende zollerische Schilde! „Auch in gespaltenenen oder gevierten Schilden werden bei Linkswendung möglichst die Felder umgewechselt, so daß die Schilde das Spiegelbild von nach rechts gewendeten Schilden darstellen“ (Hildebrandt's Wappenfibei, 1943 S. 67).

Andererseits ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die fränkischen Zollern eben zum Unterschied von den schwäbischen die Reihenfolge Schwarz-Silber gewählt haben.

3. Als Helmzier hatte der quadrierte Zollernschild anfangs einen Köcher oder ein Schirmbrett mit Pfauenfedern besteckt, nach der Züricher Wappenrolle von etwa 1330 aber: zwei weiß-schwarz geviertete Büffelhörner. Am 10. April 1317 erwarb dann Burggraf Friedrich IV. auf etwas krämerhafte Weise von dem Freien Leuthold von Regensburg aus der Diözese Konstanz sein Helmkleinod, das goldene Brackenhaupt und zwar kaufte er es um 36 Mark Silber (Mon. Zoll. Bd. 2, S. 335). Bald nahmen auch die schwäbischen Vettern diese Helmzier an (erstmal 1354 bei Gr. Friedrich Herrn zu Schalksburg erwähnt). Doch wurde hier früh die goldene Farbe in die Quadrierung weiß-schwarz umgeändert (Merz-Hegi, die Wappenrolle von Zürich, 1930 S. 32—33).

Des zollerischen weiß-schwarz gevierten Schildes bedienen sich seit altersher die Städte Hechingen und Balingen, letztere seit 1403 mit der württembergischen Hirschstange überhöht. Neuestens gilt der Zollernschild auch als Wappen des Landes Hohenzollern.

Das heutige große fürstliche hohenzollerische Wappen zeigt einen gespaltenen Schild mit dem weiß-schwarzen quad-

rierten Herzschild. Auf der linken (heraldisch rechten) Hälfte sieht man untereinander folgende Wappenbilder: a) den schwarzen Löwen der Burggrafen von Nürnberg in Gold, und rot-weiß geschmücktem Schildrand. b) Hohenberg-Haigerloch, rot-weiß geteilt. c) die drei Veringer roten Hirschstangen in Gold. Die rechte Hälfte enthält: a) die 2 gekreuzten Erbkämmerzepter, b) den Sigmaringer goldenen Hirsch (ohne Stern) in Rot, c) den gräflich Berg'schen Löwen, den Schildrand mit den charakteristischen Kugeln belegt. Das ganze ist überhöht von der Fürstenkrone. I.A.K.



Das malerisch gelegene Veringenstadt

Aus dem Tagebuch des Konstanzer Weihbischofs 1724—1733

Die Aufzeichnung der Weihehandlungen des Konstanzer Auxiliarbischofs Franz Josef Anton von Sirgenstein, die im Erzb. Archiv in Freiburg (Gen. Fasc. 74) erhalten ist, enthält auch einige Angaben, die Hohenzollern betreffen und hier folgen sollen:

- 1724) 11. Mai Firmung in Trochtelfingen von 798 Personen. Am Tage darauf Weihe der Pfarrkirche daselbst mit 1 Altar, wieder 1230 Firmlinge, am 13. Mai 143 Firmlinge.
Am 14. bis 15. Mai Firmung in Hechingen, 1076 und 987 Personen.
- 1724) 16. Mai: Weihe zweier Glocken in Ringingen (wohl Mittelglocke von 1717 und Kleine, die 1853 von Kurz in Reutlingen umgegossen und 1917 abgegeben wurde). 751 Personen gefirmt. Am 17. Mai Weihe der neuen Pfarrkirche und der drei Altäre darin: 1.) St. Martin und Josef, 2.) U.L. Frau und vermutlich Anna, 3.) St. Sebastian und vermutlich Rochus; wieder 29 Firmlinge.
- 1724) 18. Mai: Hechingen, 3 Glocken geweiht und 43 Personen gefirmt.
19. Mai: Grosselfingen: 2 Glocken geweiht, 5 P. gefirmt.
20. Mai: Haigerloch 540 P. gefirmt; am 21. Mai: 1 Altar und 2 Glocken geweiht und 1274 P. gefirmt. Am 22. Mai 1724 in Haigerloch 1 Kirche und 1 Altar geweiht und 650 P. gefirmt, am 23. Mai daselbst 41 P. gefirmt.
24.—27. Mai: Kirchberg und Horb (im Kl. Kirchberg die Kirche und 3 Altäre geweiht).
28. Mai: Dießen: Weihe der Kirche und 1 Altars, 586 Firmlinge.
29. Mai: Dettlingen, Kirche mit 3 Altären geweiht, 12 P. gefirmt.

- 30. Mai: Bittelbronn (wohl das württembergische), Kirche mit 3 Altären konsekriert, 4 Firmlinge.
- 1724) 31. Mai Glatt: Kirche mit 1 Altar geweiht, 17 P. gefirmt. Am folgenden Tag wieder 123 P. gefirmt; am gleichen Tag in Weitenburg: Weihe der Kirche mit 1 Altar, 391 Firmlinge, etc.
- 1725) 15. August: Hornstein bei Sigmaringen. Weihe der Schloßkapelle mit einem Altar und 15 Firmlinge.
- 1730) 29. September: Mindersdorf, Weihe eines Altars in der Pfarrkirche, und zwar auf der Evangelien-seite, zu Ehren der heiligen Maria, Martin, Georg und (des 1729 heiliggesprochenen) Johann Nepomuk, 193 Firmlinge.
- 1733) 29. Juli: Dettlingen, Weihe des Friedhofs und 4 Glocken, 8 Firmlinge.
1. August: Bernstein bei Heiligenzimmern, Weihe der Kirche der Laienbrüder vom dritten Orden, zu Ehren des hl. Johannes des Täufers. Hochaltar zu Ehren desselben, sowie des Evangelisten Johannes und des hl. Josef. Der andere Altar zu Ehren der Unbefleckten Jungfrau Maria, sowie St. Anna und Ursula, der dritte z. E. der hl. Franziskus, Antonius und Peter Alcantara. Ferner wurde 1 Priester geweiht.
- 1733) 2. August: Haigerloch, 450 gefirmt.
3. August: Imnau, ein Altar geweiht z. E. der hl. Antonius und Georg, und 93 Personen gefirmt.
4. August: Trillfingen, Weihe der Pfarrkirche zu Ehren des hl. Valentin, des Priesters und Märtyrers, ferner der Hl. Martin und Maria Magdalena. Der Hochaltar zu U.L. Frau, st. Valentin und M. Magdalena, der eine Seitenaltar z. E. des seligen Fidelis von Sigmaringen, der andere z. E. des hl. Sebastian und der hl. Barbara; 137 Firmlinge (das heutige Fidelisbild soll von zirka 1750 stammen).

- 1733) 6. August: Haigerloch, 2 Glocken geweiht, 211 Personen gefirmt. Am 8. August wiederum 1 Glocke geweiht.
11. August: Hechingen 260 gefirmt.
12. August Kloster Stetten, 1 Glocke geweiht 125 Firmlinge, ein Altar auf der Evangelienseite geweiht z. E. des hl. Dominikus, hl. Schutzengel und Thomas von Aquien. Altar auf der Epistelseite z. E. der hl. Petrus und Johannes Nepomuk (vgl. Bilder von Nepomuks Tod und Tobias mit Engel und den ehm. Seitenaltären!)
- 1733) 13. August, St. Luzen bei Hechingen, 780 gefirmt, Weihe der Kapelle und des Altars des Kalvarienberges zu Ehren Jesu Christi des Gekreuzigten, der Schmerzensmutter, der hl. Johannes Ev., Dismas und Petrus von Alcantara. Am 14. und 15. August 240 und 36 gefirmt, sowie 6 Tragaltäre (Altarsteine) geweiht.
16. August: Wessingen, Weihe des Altars der Schmerzhafte Mutter, sowie St. Michael, Petrus, Maria Magdalena. 29 Firmlinge.
- 1733: 17. August: Zimmern b. Hechingen, 3 Altäre geweiht: 1.) St. Georg, Petrus und Paulus, 2.) Muttergottes, Augustinus, Stephanus u. Wendelin, 3. Epistelseite: Schmerzensmutter, Johann Ev. und Nepomuk. Gefirmt wurden 13 Personen.
18.—24. August: Hechingen, öfter Firmung, 6 Minoristen geweiht.
- 3.—4. September: Neufra, 955 und 1093 gefirmt.
5. September: Burladingen: 124 gefirmt, 1 Altar (in der Pfarrkirche) zum hl. Sebastian und hl. Anna geweiht. Am gleichen Tag in Neufra wieder 149 gefirmt.
- 1733) 6. September: Bronnen bei Gammertingen, Kapelle und Altar geweiht z. E. der allerseligsten Jungfrau Maria de Spons. und des hl. Josef; 1 niedere Weihe und 27 Firmlinge. Am gleichen Tag in Mariaberg 311 gefirmt.
7. September: Neufra, 4 Firmlinge (adelige?).
8. September: Veringendorf, 1123 gefirmt, in der Pfarrkirche des hl. Erzengels Michael zwei Altäre konsekriert, nämlich auf der Evangelienseite zur Hl. Anna, und auf der Epistelseite zum hl. Josef.
- 1733) 9. September: Blättringen, Fialkapelle und Altar geweiht z. E. der hl. Märtyrin Dorothea; 24 Firml.
17. September: Unterschmeien, Kapelle und Altar z. E. der hl. Anna. 65 Firmlinge.
18.—19. September, Firmungen in Sigmaringen und Inzigkofen.
25. September: Veringenstadt, Altar in der St. Annakapelle außerhalb der Stadt (auf dem Schloßberg) zu Ehren der hl. Anna, Mauritius, Pankratus, Udalricus, Joachim und Notburga geweiht. Ferner ein Altar in der Spitalkapelle geweiht z. E. des Hl. Geistes und St. Nikolaus. 45 Firmlinge

Johannes A. Kraus.

Um den Meister des Messkircher Altars

Schon seit über 100 Jahren bemühen sich die Gelehrten, etwas Licht in das Dunkel um den Namen und die Herkunft des Malers zu bringen, der zu Anfang bis gegen Mitte des 16. Jahrhunderts in der Umgebung von Sigmaringen-Meißkirch gelebt und den wegen seiner glühenden Farben hochberühmten Dreikönigsaltar in der Meißkircher Stadtkirche und noch viele andere Kunstwerke geschaffen hat. Der Kustos der Donaueschinger fürstlichen Sammlung, Christian (Altgraf von) Salm hat nun in seiner Freiburger Doktorarbeit von 1950, „Der Meister von Meißkirch“, die ganzen Fragen und Behauptungen mit ihrem Für und Wider zusammengetragen (235 Schreibmaschinen-seiten und 171 Abbildungen). Wohl lückenlos hat er die zum Teil schwer auffindbaren Aufsätze und Abhandlungen bis zum Jahre 1950 gesammelt und besprochen. Als sichere Werke des Meisters nennt er in der von ihm gefundenen Reihenfolge (neben anderen nur vermuteten): 1) Vier Altarflügel im Sigmaringer Schloßmuseum: Verkündigung, Heim-suchung, Geburt Jesu und Anbetung, 2) Bilanisse des Grafen Eitelriedrich III. von Hohenzollern und seiner Gattin Johanna von Börseln (Vatikan), 3) den Falkensteiner Altar (Donaueschingen), 4) das hohenzollerische Hausaltärchen mit den Wappen Henneberg, Schenk von Limburg, Werdenberg und Wertheim-Breuberg (Sigmaringen), 5) die Oelbergland-schaft als Hintergrund einer Beweinung Christi (Pfarrkirche Hartthausen auf der Scheer), 6) das St. Benediktusbild mit der Höhle bei Subiako (Stuttgarter Staatsgalerie), 7) die bedeutende Gedächtnistafel der Herren von Bubenhofen (Kassel, staatl. Gemäldegalerie), 8) die Wandgemälde im Chor der Heiligkreuztaler Klosterkirche, wo noch weitere Malereien unter der Tünche des Chorbogens stecken, 9) den sogenannten Wildensteiner Altar, der wohl aus dem Meißkircher Schloß sammt (Donaueschingen), 10) Acht Passionstafeln (in St. Gallen, Berlin, Warschau, Karlsruhe, Nürnberg, Berlin und Zürich), 11) das Dreikönigsbild in der Meißkircher Stadtkirche (ehemals auf dem Hochaltar, die zugehörigen Drehflügel desselben Meisters befinden sich jetzt in der Donaueschinger Sammlung!), 12) ein Altarentwurf (Basel, Kupferstichkabinett), 13) einen Scheibenriß der hl. Martin und Apollonia (Federzeichnung in der Albertina in Wien), 14) Christus am Kreuz (Donaueschinger Sammlung).

Die dem Meister ebenfalls zugeschriebenen, aber zweifelhaften Malereien können wir hier übergehen. In einem weiteren Abschnitt behandelt der Verfasser die angeblichen Signaturen des unbekanntesten Meisters. Es wird gezeigt, (man höre und staune!), daß, trotz der Behauptungen von Hecht, Pöllmann, Feuerstein und anderen, weder auf dem Wildensteiner Altar, noch auf dem Benediktusbild, noch auf der hier noch nicht erwähnten Kaiphastafel im Pariser Louvre (einer späteren Kopie des 17. Jahrhunderts!) irgend ein Zeichen oder Buchstabe auf den Unbe-

kannten von Meißkirch hinweist. Bei der Kaiphastafel handelt es sich vielmehr um das Zeichen des Kopisten! Ja, die Abbildungen 3b, 4, 7, 9, die Hecht in den Hohenzollerischen Jahreshften 1940 S. 72 fg. brachte, werden als reine Phantasieprodukte bezw. Retuschierungen des Photographen nachgewiesen, die auf den Originalen sowohl wie auf neuerlichen Aufnahmen überhaupt nicht festzustellen sind!

Ebenso radikal räumt der Autor mit den verschiedenen Ansichten der Kunstgelehrten auf, die den Unbekanntesten des Meißkircher Altars in einem bekannten Meister damaliger Zeit finden wollten, so mit der Theorie Hugelhofers, der in ihm den Maler Marx Weiß von Balingen sah, Rotts, der ihn als Josef Maier (Weiß) von Balingen ansprach, Baums, der ihn Wilhelm Ziegler und endlich Feuersteins und Hechts, die ihn Jerg oder Jerg Ziegler nennen wollten. Die von Feuerstein behauptete doppelte Signierung des sog. Göldlin-Scheibenrisses (Zentralbibliothek Zürich) durch Marx Weiß und den Meister von Meißkirch wird bezüglich des zweiten völlig verneint (S. 185).

Nach des Verfassers Ansicht sollen die Werke des Meisters stilistisch in die Nähe des Meisters des Altars von Thalheim bei Salmendingen gehören, auch verwandt sein mit den Malereien auf der Rückseite des Roter Altars von 1513, der von Hans Strüb aus Veringen geschaffen wurde, ferner den (doch fast vergangenen!) Gemälden der Peterskapelle in Veringenstadt und den neu aufgedeckten von Hettingen (Pfarrkirche). Somit möchte Christian Salm aus stilistischen und zeitlichen Gründen den nach 1540 verstorbenen Meister Peter Strüb von Veringen, den angeblich jüngsten Bruder der Maler Jakob und Hans Strüb, als Meister von Meißkirch vermuten. Sichere Werke von ihm kennt man aber gar nicht, und Beweise also mußten erst noch gefunden werden (Mitt. Hohz. 1913 S. 115).

Der Autor widerspricht sich selbst, wenn er einerseits zu der von ihm erfundenen Datierung einiger Werke behauptet, nur gräfliche Familien hätten ein geviertetes Wappen führen dürfen, andererseits aber S. 171 zugeben muß, von den Herren von Zimmern sei schon ein solches aus dem Jahre 1529 bekannt, also vor der Erhebung in den Grafenstand. Auch nennt man eine Familie von Ehingen-Neuneck sonst nicht. Wohl aber hatte 1488 bis 1529 Rudolf von Ehingen die edle Sophie von Neuneck als Gemahlin und auch Teile der Herrschaft Neuneck (wohl von ihr erhalten, weswegen er das Neuneckische Wappen zu dem seinen dazu nahm.) (C. Holz-herr, Gesch. d. Reichsfreiherrn von Ehingen, 1884 S. 48 ff, 77—87). Deren Sohn war jener Deutschordenskomptur Johann von Ehingen, den Salm S. 163 behandelt.

So sehr wir dem Verfasser für seine fleißige Arbeit danken müssen: Der Meister von Meißkirch steht noch immer in ungelichtetem Dunkel. J.A.K.

Herkunft der Familien Hirschauer und Wallishauser in Hechingen

Das Geschlecht der Hirschauer in Hechingen zählt zu jenen Familien, die die Schreckenszeiten des 30jährigen Krieges überstanden und heute noch weiter blühen. An Martini 1580 schwört Elias Hirschauer mit aufgehobenen Fingern einen leiblichen Eid zu Gott und allen Heiligen, daß er seinen Pflichten als Einspänniger gemäß der besonderen Instruktion des Grafen von Zollern mit Ernst und Fleiß nachkommen und auch sonst alles tun werde, was einem getreuen Diener wohl ansteht und gebührt. Als Dienstsitz wird ihm Stetten bei Hechingen zugewiesen, wo er Wohnung, Brennholz und Futter für das Reitpferd und zwei Stück Rindvieh erhält. Neben einem Kleid und ein Paar Stiefeln besteht seine jährliche Besoldung aus 8 mlt. Haber und 8 mlt. Kernen und 16 fl barem Geld. Für beide Teile, den Grafen und Hirschauer, wird eine vierteljährliche Kündigung vereinbart, sonst läuft die Bestallung ohne weiteres von Jahr zu Jahr weiter.

Elias Hirschauer — Hirschauer bedeutet den Mann aus Hirschau, deren es in Oberbayern drei gibt — stammte von „Neuenmarkt, 2 Meilen von Mühlhof in Bayern.“ Mühlhof, heute Kreisstadt, liegt am unteren Inn, unweit des bekannten Wallfahrtsortes Alt-Oetting in Oberbayern. In einer Entfernung von etwa 15 km, an der Rott, einem linken Nebenfluß des Inn, liegt Neumarkt, heute Neumarkt-St. Veit genannt. — Die Einspännigen waren eine Art Polizei und über die Ortschaften der Grafschaft verteilt. Sie hatten ein „reisiges, wohlgerüstetes Pferd“, waren also beritten, und sollten dem Grafen zu allen „notwendigen Geschäften gewärtig“ sein! Sie standen offenbar in einem besonderen Verhältnis zum Grafen und waren angewiesen, stets rechtzeitig zu melden, was sie erfahren, sehen oder hören würden und was für ihren Herrn oder dessen Interessen von Belang sein konnte.

Am 1. 9. 1649 wurde der „ehren- und mannhafte Bernhard Walleshauser von Hattenhoven aus obern Beyern“ als Stadtwachtmeister und Zoller in Hechingen auf vierteljährige Kündigung in Dienst genommen. Als Stadtwachtmeister unterstand ihm die Aufstellung der Wachen im Schloß, an den Stadttoren und auf der Stadtmauer. Ferner hatte er dafür zu sorgen, daß die Fremden, Reiter wie Fuß-

gänger, an den Toren angehalten und wegen der an „underschiedlichen ortonen besorglich crassierenden infectionskrankheiten examiniert“ und gegebenenfalls dem Oberamtmanne oder den Räten vorgeführt wurden. Außerdem hatte der Stadtwachtmeister auf den baulichen Zustand der Stadtmauer zu achten und Mängel oder schadhafte Stellen zu melden, damit sie behoben oder ausgebessert werden konnten. Der Zoller hatte von allem, was durch die Grafschaft geführt oder getrieben wurde, den vorgeschriebenen Zoll zu erheben. Auf den Dörfern, wie bei der Hechinger Zollhebestelle bei der Wiestenmühle, konnte er sich vertreten lassen. Da der Zoller die Hälfte der Zolleinnahmen selbst erhielt, hatte er das größte Interesse daran, die Zollgebühren sorgfältig und gewissenhaft zu erheben. Die jährliche Besoldung als Stadtwachtmeister bestand aus 30 fl Bargeld, 6 mlt. Mühlkorn, 2 mlt. Vesen, 100 Krautköpfen, 3 Fudern Heu und 6 Klaftern Holz. Walleshauser hatte mit seinen beiden Posten als Stadtwachtmeister und Zoller zweifelsohne eine angesehene und gut dotierte Stellung.

Da es in Oberbayern zwei Hattenhofen gibt, einen Weiler im Kr. Landsberg und ein Pfarrdorf im Kr. Fürstenfeldbruck, ist nicht ohne weiteres zu entscheiden, welches Hattenhofen gemeint ist. Nun gibt es aber im Kr. Landsberg noch ein Pfarrdorf namens Walleshausen! Wir werden also kaum fehl gehen, wenn wir auf das Hattenhofen im Kr. Landsberg schließen. In dem Dorf Walleshausen müssen wir die Urheimat unserer Sippe sehen, denn der Name Walleshauser kann nichts anderes bedeuten als Mann aus Walleshausen! Es muß darum ausdrücklich bemerkt werden, daß in der Anstellungsurkunde ganz eindeutig der Name mit „e“, also Walleshauser, geschrieben ist. Erst im Laufe der Jahre wurde aus dem Familiennamen Walleshauser, offenbar im Anklang an den bekannten und geläufigen Namen des Schweizer Kantons Wallis, unbewußt Wallishauser!

Wie viele Begründer Hechinger Familien mögen als Diener der Grafen bzw. Fürsten aus anderen deutschen Gauen oder Ländern im Laufe der Jahrhunderte nach Hechingen gekommen sein?
M. Schaitel.

Der Stab des hl. Magnus

In der Nr. 2 der H. H. wird der angebliche Aebtissinnenstab vom Kloster Wald als einer der Reliquienstäbe des hl. Magnus mit guten Gründen nachgewiesen. Unter Hinweis auf J. Braun: Tracht und Attribute der Heiligen ist dort dargestellt, daß solche Stäbe bzw. ihre Reliquien und Anrufung des Heiligen als Helfer gegen Schädlinge der Feldfrüchte gebraucht wurden. Ueber eine solche Anwendung eines Magnusstabes berichtet Pfarrer Berh. Buochmiller Owingen aus dem Jahre 1794 im ältesten Owinger Standesregister in klassischem Latein. Hier die Uebersetzung.

„Im Verlauf des außerordentlich trockenen Jahres 1794 verursachte sowohl in der ganzen Nachbarschaft wie auch hier in Owingen eine ungeheure Menge von Mäusen, die hier nausten und sich von Tag zu Tag vermehrten, gewaltigen Schaden an Wiesen, Gärten, Saat- und Brachäckern. Da kam in die Nachbarschaft, besonders in den Distrikt Haigerloch aus einer Abtei Unterrhätiens der Hochw. P. Adrianus Saeger mit einer Reliquie, d. h. mit dem Stab des hl. Magnus und verrichtete Gebete, Segnungen und Beschwörungen gegen die Unmenge der schädlichen Mäuse. Auch hierher hat man ihn gerufen. Am 23. September nahm er das gleiche, was er anderwärts getan hatte, auch hier vor in Begleitung einer großen Volksmenge. Die Unkosten belieten sich auf 11 fl. und wurden von der Gemeinde getragen. Die Einwohner anderer Orte bekennen dankbar, daß die wohltätige Wirkung an einem Nachlassen der Mäuseplage bereits erkennbar sei. Daß doch auch wir die gleiche Erfahrung machen möchten! Solches wünscht zusammen mit allen Wohlmeinenden von ganzem Herzen
Bern. Buochmiller parochus.

Ueber den hier erzielten Erfolg oder Mißerfolg hat er leider nichts mehr berichtet. Er selbst scheint sich an der Aktion nicht beteiligt und auch nicht viel davonversprochen zu haben. Dem nüchternen und kritischen Geist des Jungingers wäre wahrscheinlich Mausgilt zuverlässiger erschienen R.

Zu den Bildern: Dem Text konnten wir diesmal 5 Bilder einfügen. Wir danken Herrn Fabrikant Chr. Maute in Bisingen für die Ueberlassung der Druckstöcke Seite 39 und 45, der Landeskommunalverwaltung für die Klische Seite 35 und 43 und dem Musikverein Hettingen für das Klische Seite 40 recht herzlich.
Die Schriftleitung.

Neuerscheinungen

„Die Grafschaft Hohenberg und ihr Uebergang an Württemberg“, von Dr. Stemmler, 5.40 DM. Verlag: Kohlhammer-Stuttgart. Das Werk bringt viel geschichtliches Material aus Hohenzollern und kann jedem Heimatgeschichtler empfohlen werden.

Im gleichen Verlag: „Der Wald um Stuttgart“ von Dr. Feucht, Forstmeister a. D., 9 DM. Das reich bebilderte Buch wird dem Naturfreund, Forstmann und Jäger viel Freude bereiten.

„Der 30jährige Krieg an der Donau“ von Oberlehrer Bicheler, 4.40 DM. Verlag Luibscne Buchdruckerei Mengen. Für Volksschulen Oberschwabens recht wertvoll.

An das

Postamt

in

Kleine Mitteilungen

Kapellenbau in Inneringen. „Der Generalvikar des Bischofs Hugo, durch Gottes Zulassung und des Apostolischen Stuhles Gnade Bischof von Konstanz, entbietet hiermit allen Lesern dieses Schriftstückes seinen Gruß . . . Wir sind den frommen Absichten des in Christo geliebten Johannes Herli, Leutpriester an der Pfarrkirche zu Inneringen und Dekan des Landkapitels Riedlingen in unserer Diözese gern gewogen. Er will an einem Altar in der Hoffnung, daß sie auch mit dem Nötigen ausgestattet werde, doch ohne Beeinträchtigung der Pfarrkirche und des jeweiligen Pfarrers, und zwar zum Lob des göttlichen Namens. Er bittet nach Erbauung auch um die Weihe. Nach Darlegung aller seiner Gründe gewähren wir ihm kraft bischöflicher Gewalt huldvoll im Herrn seine Bitte und geben Bauerlaubnis unter Wahrung aller Rechte der Pfarrkirche und des jeweiligen Seelsorgers Gegeben zu Konstanz im Jahre 1520 (vermutlich um den 18. Juni).“ (Erzb. Arch. Ha 324, S. 83.)

Es dürfte sich um die Dreifaltigkeitskapelle handeln, die im Jahre 1574 vom Weihbischof Balthasar von Konstanz die Weihe erhielt. Der Pfarrer Johannes Haidli oder Härtli zu Inneringen war am 15. September 1519 als Dekan bestätigt worden, ist aber schon am 16. Januar 1522 tot genannt, wo ihm Herr Petrus Strang von Neufra a. d. Donau im Pfarramt folgte. K.

Priestermord in Feldhausen 1521. Ein Schriftstück des Erzb. Archivs in Freiburg (Ha 328, S. 167) berichtet von Anfang Juni des Jahres 1521 die Aufhebung des Interdikts (d. i. Verbots aller kirchlichen Handlungen und Sakramentenspendung) über das Dekanat Trochtelfingen, das wegen eines Mordes an dem Pfarrer von Feldhausen verfügt worden war:

„Der Generalvikar des Bischofs Hugo von Konstanz entbietet allen Geliebten in Christo, Dekan, Kammerer und übrigen Geistlichen des Dekanats Trochtelfingen Segen im Herrn. Das kirchliche Interdikt, das in Eurem Dekanat über Klöster, Kirchen, Kapellen und kirchliche Angestellten wegen neuerlichen elendiger Ermordung des in Christo geliebten Nikolaus (Guldin) Pleban oder Pfarrer in Veltusen durch einen gottesräuberischen Laien kraft der Synodalstatuten verhängt worden, heben wir anmit auf Euer Ansuchen auf, weil jener Verbrecher, wie wir hörten, sich aus dem Staube gemacht. Doch soll der jetzige Aufenthaltsort solange er sich dort befindet und drei Tage hernach ebenfalls interdiziert und der Mörder exkommuniziert sein, bis er Absolution seiner Untat empfangen haben wird. Der Ort des Verbrechens soll ebenfalls zwei Tage länger als das ganze Dekanat interdiziert sein. Dieser Erlaß ist alsbald zu veröffentlichen.“ K.

Bettelbrief des Kornbühlbruders. Um 1706 stellte das bischöfliche Amt in Konstanz folgendes Schreiben aus: „Der Besitzer dieses Ausweises, Eremit Johannes Hüp (nicht Hus!) auf dem sog. Kornbühell oberhalb Salmen-

dingen in unserer Diözese hat durch Zeugnisse dargetan, daß er von seiner neuerbauten Eremitenwohnung und der anliegenden defekten Kapelle der hl. Anna, die restauriert werden müsse, für Arbeitslöhne und Material noch eine große Summe schulde, die er nur mit Hilfe der Christgläubigen begleichen könne. Daher gewähren wir ihm auf seine Bitte die Erlaubnis, während dreier Monate, und wenn er bedarf noch darüber hinaus, innerhalb der Diözese Almosen zu sammeln, und möchten ihn hiermit allen, zu denen er kommt, seinem Stand und Würde gemäß im Herrn empfohlen haben.“ (Erzb. Archiv Frbg. Ha. 331, Nr. 33.) K.

Störche in Weilheim. Das Storchbuch „Ziko fliegt nach Afrika“ von Anton Kaltenbach (1937 im Grünwaldverlag Wiesbaden) berichtet S. 143: Der nasse Sommer 1936 sei als gutes Storchjahr anzusprechen gewesen, vier Junge waren keine Seltenheit. Das Nest auf der Kirche zu Weilheim (Hohenzollern) brachte sogar sechs Junge zum Ausfliegen.

Funde in Veringenstadt. Bei Grabarbeiten am 21. 4. 1951 in der Nähe der Wallfahrtskapelle Deutstetten stieß man auf eine frühbronzezeitliche Grabstätte. Das mit Steinen eingefasste Grab war 150 cm lang und 50 cm breit. In dem Hockergrab lagen die Gebeine einer Frau mit angezogenen Knien, den Kopf im Westen, die Hände am Gesicht in der Haltung eines Schlafenden. Als Grabbeigaben fand man 2 Broncespiralen und eine Reihe konisch zulaufender Bronzebecher von der Größe eines Fingerhutes, die oben durchlocht waren und wahrscheinlich als Haarschmuck getragen wurden. Der für die Siedlungsgeschichte bedeutsame Fund wird z. Zt. in Tübingen ausgewertet.

Tagung der württembergischen Geschichtsvereine

Der Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine führte dieser Tage in Stuttgart eine Arbeitstagung durch. Diese erste derartige Veranstaltung nach der Kriege diente der Fühlungnahme der einzelnen Geschichtsvereine in Württemberg und der Besprechung von Aufgaben der landes- und heimatgeschichtlichen Forschungsarbeit. Die unter Vorsitz von Hauptkonservator Dr. Dölker (Stuttgart) zahlreich besuchte Tagung brachte grundlegende und richtungweisende Referate. Prof. Dr. Paret (Stuttgart) sprach über Fragen und Aufgaben der vor- und frühgeschichtlichen Forschung. Dr. Zörn (Stuttgart) erläuterte die durch Aufstellung von Kreispflegern gewährleistete Erschließung neuer vorgeschichtlicher Fundstätten. Ueber das Gebiet des staatlichen, kirchlichen und gemeindlichen Archivwesens gab Oberarchivar Dr. Müller (Stuttgart) wertvolle Aufschlüsse. Staatsarchivrat Dr. Decker-Hauff (Stuttgart) legte den wichtigen Beitrag der Familienkunde zur gesamten Landesforschung dar. Prof. Dr. Herding (Tübingen) umriß die aus dem heutigen Stand der Forschung sich ergebenden Aufgaben der Heimat- und Landesgeschichte unter Herausstellung des Beitrags, den die Geschichtsvereine zu leisten vermögen. Die Beziehungen der Volks-, Mundart- und Namenkunde zur Geschichtsforschung wurden von Dr. Dölker erläutert, wozu Hauptlehrer Müller (Erdmannshausen) in einem aus der praktischen Arbeit resultierenden Referat lebendige Beispiele gab. Alle Vorträge regten zu einem lebendigen Gedankenaustausch an. Es zeigte sich, daß die Tagung einem Verlangen nach einer Gelegenheit entgegenkam, die Einzelerfahrungen mit den Ergebnissen der Gesamtforschung zu vergleichen und abzustimmen. Der mit dieser Tagung beabsichtigte Versuch, auf dem Wege über die württembergischen Geschichtsvereine der Pflege unserer Landes- und Heimatgeschichte zu dienen, ist durch die Referate und Aussprachen aus dem Stadium des Versuchs in das der tatkräftigen Verwirklichung getreten.

Bücherverkauf

Freiburger Diözesanarchiv Jahrgänge 1912—1950,
Vogtsgerichtsbuch der Herrschaft Gammertingen,
Beiträge zur Geschichte von Rangendingen (1 Stück).
(Anfragen an die Schriftleitung.)

Der „Verein für Geschichte, Kultur- und Landeskunde Hohenzollerns“ hat mit den Vorarbeiten für die Herausgabe eines neuen Jahrbuches begonnen. Mitglieder erhalten das Buch für den Jahresbeitrag von 6 DM. Anmeldungen an den Schriftführer Herrn A. Stehle, Sigmaringen, Alte Krauchenwieser Straße 3.

Die Herren Schulleiter werden gebeten, das Heimatblatt durch ältere Schuler in der Gemeinde verkaufen zu lassen. Die Auslieferung erfolgt durch die Post. Sammelbestellungen durch die Schulen können direkt beim Verlag S. Acker in Gammertingen vorgenommen werden.

Für die eingesandten Abhandlungen tragen die Verfasser die Verantwortung. Nachdruck der Originalartikel ohne Quellenangabe verboten!

BESTELLSCHEIN

zum Bezug der „Hohenzollerischen Heimat“

Ich/wir bestelle(n) ab sofort zum laufenden Bezug durch die Post Stück „Hohenzollerische Heimat“, Verlagspostamt Gammertingen, zum halbjährlichen Bezugspreis von 60 Pfg.

Vor- und Zuname

Genauere Anschrift

Dieser Bestellschein ist bei Neubestellung bzw. Nachbestellungen der nächsten Poststelle aufzugeben. Um deutliche Schrift wird gebeten.

Hohenzollerische Heimat

Vierteljahresblätter für Schule und Haus

Herausgegeben vom Verein für Geschichte
in Verbindung mit

Schriftleitung:
Hauptlehrer Josef Wiest, Gammertingen



Preis halbjährlich 0.60 DM

Kultur- und Landeskunde in Hohenzollern
der hohenz. Lehrerschaft

Druck:
Buchdruckerei S. A c k e r, Gammertingen

Nummer 4

Gammertingen, Oktober 1951

1. Jahrgang

I. Teil

Zollerlied

von Dr. Karl Widmaier.

1. O Heimat, du mein Zollerland,
in deiner Wälder Wehr!
Wer dich, du Zollerburg erschaut,
vergißt dich nimmermehr.
Aus trauter Täler Wiesengrund
ein Singen geht von Mund zu Mund:
Ich liebe dich mit Herz und Hand,
o Heimaterde, Zollerland!
Ich liebe dich mit Herz und Hand,
mein schönes Zollerland!
2. Wie spiegeln Turm und Schloß sich hell
in blauer Donau Flut,
im Felsspalt überm Eyachbett
schreit wilder Falken Brut!
Und rings aus grüner Wälder Nacht
ragt hoch die Alb in treuer Wacht:
Ich liebe dich mit Herz und Hand,
o Heimaterde, Zollerland!
Ich liebe dich mit Herz und Hand,
mein schönes Zollerland!
3. Mit klarem Aug und herbem Mut,
am harten Pflug die Hand,
so lieben wir dich, Rauhe Alb,
im deutschen Vaterland.
Vom Alprand bis zum Meeresblau
erklingt dein Preis, du Zollergau:
Ich liebe dich mit Herz und Hand,
o Heimaterde, Zollerland!
Ich liebe dich mit Herz und Hand,
mein schönes Zollerland!
4. Und ruh ich einst zur letzten Rast
in deiner Wälder Kranz,
blüht Enzian und Holderblüt
in neuem Duft und Glanz.
Und über mir von Ort zu Ort
viel tausend Herzen jubeln fort:
Ich liebe dich mit Herz und Hand,
O Heimaterde, Zollerland!
Ich liebe dich mit Herz und Hand,
mein schönes Zollerland!

Vor 20 Jahren, in den Morgenstunden des Allerseeleentages 1931 starb der Dichter und Komponist des Zollerliedes Herr Studienrat Dr. Karl Widmaier. Sein Lebenswerk ist in der Zeitschrift „Zollerheimat“ (1. Jahrgang Nr. 10) gewürdigt.

Wir widmen dem großen Heimatfreund ein treues Gedenken.

Wir wandern durch die Heimat

Von Karl König, Weildorf.

Wenn an jedem Wochenende dickleibige Autobusse vollbeladen mit Ausflüglern den bekannten Ausflugszentren, dem Bodensee oder dem Schwarzwald zustreben, um an einem Tag möglichst viel zu sehen, viel in sich aufzunehmen, möglichst viel zu erleben und viele Eindrücke mit nach Hause zu nehmen, so vergißt mancher, daß seine engere Heimat nicht minder schön ist und übersieht achtlos den Reiz und die Erhabenheit dieser seiner Heimat.

Wer hat nicht schon an solch einer Wochenendfahrt teilgenommen, die in aller Herrgottsfrühe begann! Man wollte ja weit herkommen. Man wollte sich ausgiebig am „Meersburger“ laben, in Lindau „Münchner Hofbräu“ versuchen oder im Schwarzwald mit einigen „Chriesewässerle“ die Geister aufmuntern — und man wollte noch vieles andere. Am Ende der Fahrt aber kam man hundsmüde und abgespant von all den vielen Eindrücken zu Hause wieder an und war so froh, daß man die müden Glieder ausstrecken konnte und man plötzlich zu der Erkenntnis kam, daß es eigentlich zu Hause doch am schönsten ist.

Das erkannten auch wir, als wir an einem herrlichen Sonntagmorgen „Schusters Rappen“ einspannten und von Haigerloch, dem ewig schönen Felsenstädtchen aus eine Wanderung durch unsere Heimat machten.

Wir nahmen den Weg durch den Butzengraben nach Weildorf. Die Weildorfer nannten diese enge, tief eingeschnittene Schlucht früher, als noch keine Straße hindurchführte und an den Hängen zu beiden Seiten noch dichter Hochwald stand, der die Schlucht etwas unheimlich erscheinen ließ, „s' Teufels Küche.“

In Weildorf fallen die hohen Giebelhäuser eigenartig auf. Beim „Hirsch“ biegen wir links ab und kommen bald an der Fürstl. Hohenzollerischen Domäne „Tannenbourg“ vorbei, von deren Hofgebäude nur noch die große Scheune steht. Das Wohnhaus brannte am 20. April 1945 beim Einmarsch der alliierten Truppen nieder. Die Domäne umfaßt etwa 200 Morgen, die parzelliert und an die Bürger von Weildorf und Bittelbronn verpachtet sind. Am Waldrand, kurz hinter Tannenbourg, machen wir kurze Rast. Im Osten geht eben die Sonne auf. Wie ein riesiger feuriger Ball steigt sie hinter den Bergen der Alb herauf. Eine feierliche Stille herrscht ringsum, es ist, als hieße die Natur den Atem an und verneigte sich vor der Majestät der aufgehenden Sonne.

Irgendwo im weiten Weizenfeld vor uns schlägt eine Wachtel. Eine Lerche schraubt sich jubelnd in die Lüfte, im Wald vor uns hebt ein tausendstimmiges Konzert an, während ein leichter Morgenwind durch die Wipfel der Tannen raunt. Nach Osten sehen wir den Kranz der Vorberge der Alb, aus dem die Weilerburg beherrschend hervortritt. Nach links grüßt der hohe schlanke Kirchturm von Blieringen über den Wald herüber. Wir gehen weiter, und nun nimmt uns der Wald in seinen Bann. Links auf der Höhe lockt uns eine Lichtung, auf die wir zugehen und nach kurzer Zeit stehen wir ganz unvermittelt auf einer Anhöhe, von der aus sich vor unseren Augen ganz überraschend eine reizvolle Landschaft öffnet. Wir stehen auf dem höchsten Punkt der Weildorfer Weinberghalde. Mit 587 Meter Meereshöhe ist es der höchste Punkt in der näheren Umgebung. Wir schauen gegen Südwesten hin, über dunkle Tannenwälder und stille

Tälchen hinweg hinein ins obere Stunzachtal. Dort liegt, von den ersten Strahlen der Morgensonne beschienen, still und verträumt im breiten Wiesental, ringsum von Wald umgeben, das Dörflein Heiligenzimmern. Das weiße Kirchlein mit seinem schlanken Turm blinkt freundlich zu uns herüber. Aus den eng zusammengedrängten Häusern steigt blauer Rauch auf und verliert sich im Morgendunst.

Von Weildorf her kommt über den Wald der dunkle Klang der Morgenglocke und verklingt leise in den Wipfeln der Tannen.

Schauen wir weiter nach Süden, erkennen wir den „kleinen Heuberg“. Das Städtchen Rosenfeld wird sichtbar, während weiter nach rechts die hochgelegenen Dörfer Bickelsberg und Brittheim erscheinen. Südöstlich in leichtem Nebel eingehüllt, das Eyachtal bei Owingen. Ueber den Warrenberg sehen wir am Fuße der Alb Bisigen und Thanheim. Im Osten steigt aus hohen Fruchtfeldern und Obstgärten der Kirchturm von Stetten bei Haigerloch auf. Weiter nach links liegt Haigerloch, wovon die Oberstadt mit dem Römerturm sichtbar wird.

So liegt diese gesegnete, fruchtbare Landschaft in sommerlicher Pracht und Fülle vor unsern entzückten Augen, Berge und Täler, Wald und Feld wechseln ab mit friedlichen Dörfern und reizvollen Städtchen, mit verborgenen Bächlein und munter dahinfließenden Flüssen. Drüben aber, gleichsam als gewaltiger Rahmen, umschließen die Berge der schwäbischen Alb dieses köstliche Bild. Ganz rechts erhebt sich das Klippeneck, an dessen Hängen früher dem Segelflug gehuldigt wurde. Vor uns liegt der wuchtige Plettenberg, einer der höchsten Punkte der Alb. Die Balingen Berge, Schafberg, Lochen und Lochenhörne schließen sich an. Jetzt erblickt man das obere Eyachtal, die Gegend von Lauffen a. E. bis hinauf zu den Lautlinger und Ebinger Bergen. Es reiht sich an die Kette der Berge der massive Hundsrücken, das Zellerhorn, die Höhenzüge des Killertales, der Dreifürstenstein schaut mit seinem Auge, ein großer Steinbruch, weit ins Land hinein. Die runde Kuppe des Roßberges mit seinem Aussichtsturm beschließt diesen großartigen Rahmen. Die Perle aber darin ist das die ganze Gegend beherrschende, stolz und frei herüberschauende Wahrzeichen unseres schönen Zollerländchens — der Zollerberg mit der Burg gekrönt.

Alle, die draußen in der Fremde waren, wissen, wie uns dieser Berg mit seiner stolzen Burg ans Herz gewachsen ist, und wenn wir uns unter fremden Menschen und im fremden Land nach der Heimat sehnten, so war es unser Zollerberg, den wir in Gedanken vor uns sahen und der uns die Heimat war. Ihm galt der letzte Blick, wenn wir in die Fremde zogen, und ihm galt der erste, wenn wir aus der Fremde zurückkehrten.

Nun wenden wir unsere Blicke nach Westen, und wir sehen, durch den Wald teilweise verdeckt, über weites Land, vom Neckartal über die Schwarzwaldebene bis nach Freudenstadt, wo am Horizont die Höhen des Kniebis sichtbar sind.

Wir gehen weiter und kommen an der sog. „Kindlestanne“ vorbei, einer uralten Forche, die vielen durch die gleichnamige Erzählung von Hermann Eger, Weildorf bekannt ist. Durch den großen Stadtwald erreichen wir nach einer halben Stunde das ehemalige Frauenkloster Kirchberg, jetzt württembergische Staatsdomäne. Durch das alte Klosterportal an der Westseite betreten wir den weiten Hofraum, der auf beiden Seiten von großen Oekonomiegebäuden umschlossen ist. Sehenswert ist die Klosterkirche. Dahinter liegt der Klosterfriedhof. Alte, schmiedeiserne Grabkreuze erinnern noch an die Stätte, wo seit alten Zeiten die Klosterfrauen ihre letzte Ruhestätte fanden. Kirchberg ist in der warmen Jahreszeit ein gern besuchter Ausflugsort für die ganze Umgebung.

Nach einem Imbiß in der gemütlichen Klosterschenke setzen wir unsere Wanderung fort und machen noch einen kurzen Abstecher auf den Wandbühl, von wo aus man wie-

der eine großartige Fernsicht auf die Alb und zum Schwarzwald hat. Nun gehen wir auf der Straße hinunter ins Stunzachtal. Hier liegt in einem Seitental das ehemalige Laienbruderkloster Bernstein.

Nach vierstündigem Marsch erreichen wir Heiligenzimmern, wo wir den gerade beginnenden Sonntagsgottesdienst besuchen. Das Innere der Kirche, die vor 100 Jahren erbaut wurde, stimmt in seiner freundlichen Helle zu besinnlicher Andacht. Sie wurde 1923 von Kunstmaler A. Pfister, Gruol, neu ausgemalt, — er konnte sich damals dafür gerade noch einen neuen Pinsel kaufen. — Nach dem Gottesdienst besuchen wir den am Hang eines stillen Seitentälchens liegenden Friedhof, wo wir das Grab eines im ersten Weltkrieg gefallenen Kameraden finden. Ein munteres Bächlein durch-eilt in raschem Lauf das enge Tälchen. Ein altes Mütterlein, das sich zu uns gesellte, erzählte uns, wie dieses harmlos aussehende Bächlein bei der Schneeschmelze oder bei einem Wolkenbruch zum reißenden Fluß werden kann und schon oft Unheil angerichtet habe. Aber auch besondere Zauberkräfte besitze das Bächlein. Wenn sich nämlich die jungen Mädchen in der Christnacht daraus Wasser schöpfen und sich unter dem „Schreckeläuten“ dreimal damit waschen, bleiben sie Zeit ihres Lebens jung und schön. Unser redseliges Mütterlein setzte noch schalkhaft hinzu, daß es deshalb am Bächlein auch immer die nettesten Mädle gegeben habe, und wir wir uns selbst überzeugten, glauben wir es ihm gerne. —

Wir wandern nun weiter und lassen das freundliche Dörflein hinter uns und kommen beim Fabrikle auf die Hauptstraße Balingen—Sulz. Hier öffnet sich rechts das Beuremer Tal, durch das der Rindelbach seinen Lauf nimmt und unweit von hier in die Stunzach mündet. Von hier ab beginnt aufwärts der Stunzach das wegen seiner landschaftlichen Schönheit bekannte Rosenfelder Tal. Durch die zerstreuten Bauernhäuser und alte Mühlen gleicht es einem stillen Schwarzwaldtal. Bei der Wirtschaft zur „Stunzach“ verlassen wir das Tal und gelangen nach einer Stunde nach dem auf der Höhe liegenden Städtchen Binsdorf. Seit dem großen Brande, im Jahre 1904, ist Binsdorf das Muster eines blitzblanken Landstädtchens. Nach der Besichtigung sorgen wir wieder für unser leibliches Wohl, um dann unsere Wanderung in Richtung Heimat fortzusetzen. Wir besichtigen noch den nördlich von Binsdorf liegenden terrassenförmig angelegten neuen Friedhof mit der Kriegergedächtniskapelle. Nach etwa zwanzig Minuten stehen wir auf dem östlich von Binsdorf gelegenen Lorettoberg, 602 m über dem Meere. Im Schatten riesiger Laubbäume steht die alte Loretokapelle mit Mesnerhaus seit rund 300 Jahren auf diesem Berg-rücken. Leider ist die Aussicht durch den aufkommenden Wald teilweise verdeckt. Nun beginnen wir den Abstieg durch den Kesselwald ins Hausertal, kommen hier an der wohl tausendjährigen, großen Eiche vorbei und erreichen nach einer halben Stunde das große Pfarrdorf Gruol, mit seiner imposanten Kirche, eine der größten Landkirchen Hohenzollerns. Nach der Besichtigung des „roten Hauses“ einem alten Fachwerkbau, halten wir Einkehr in der „Traube“.

Auf der Weildorfer Höhe trennen sich unsere Wege. Bei den „zwei Kreuzen“ lassen wir unsere Blicke noch einmal in die Runde gehen über Felder, Hügel und Wälder, die wohl ein Dutzend friedlicher Dörfer umkränzen und überflutet sind vom goldenen Licht der versinkenden Sonne. Sinnend schauen wir auf dieses schöne Fleckchen Erde zu unsern Füßen. Was wir hier schauen, ist unsere Heimat, die Heimat unserer Väter und unserer Kinder. Mancher, der in die Fremde zog, mag hier noch einmal den Blick zurückschweifen gelassen haben nach seiner Heimat, zu seinen Lieben. Während wir nun Abschied nehmen, sendet die untergehende Sonne ihr goldenen Strahlen hinüber in die Spiegel-fenster der Burg auf dem Zollerberg, die zu uns herüber leuchten, als stünde die ganze Burg in Flammen....

Der wilde Jäger von Hausen am Andelsbach

Vor langer Zeit ist einmal die Magd oder Kellerin des Pfarrers in Hausen am Andelsbach gegen Abend nach Bittelschieß gegangen. Die Dämmerung legte düstere Schatten um Busch und Baum, auf Wiesenrund und Wald. Nebel stiegen am Wege auf und formten seltsame Gestalten, die sich ständig in neue furchterregende Gebilde wandelten. Da trat der Magd plötzlich ein Jäger vom Muotesheer in den Weg und trieb sie vor sich her. In ihrer Todesangst rief sie einen des Weges kommenden fahrenden Scholar an — es könne auch ein Kriegermann oder Bauersmann gewesen sein — und bat ihn um Gottes Willen, sie von dem Gespenst zu befreien; er möge sie

bekreisen, dann könne sie aus der Gewalt des wilden Jägers kommen. Der Fremde tat, wie das Mädchen begehrt, vergaß aber in der Eile, auch das Gespenst zu bekreisen. Als dieses daher von dem Mädchen nicht ablassen wollte, erhob der fahrende Scholar seine Wehr nach dem wilden Jäger und schlug ihm das Horn vom Munde, sodaß dieses in den Kreis fiel. Darauf sei der Jäger mit großem Getöse, Klingeln und Geschrei in die Luft gefahren. Das Horn wurde in der Kirche zu Bittelschieß aufgehängt, ist aber später abhanden gekommen.

Nach der Zimmerschen Chronik.

St. Nikolaus jetzt und einst

Wie schön ist es, wenn im trauten Kreise der Familie der Tag dieses lieben Kinderheiligen nach altem Brauch gefeiert wird. Mit Spannung und Neugierde, gepaart mit etwas heimlicher Angst, erwarten die Kinder diesen Tag. Mancherorts stellen sie am Vorabend des Festes einen Topf auf das Fenstergesims, damit der hl. Nikolaus seine ihnen zugeordneten Gaben einlegen kann. Wie freudig strahlt das Kinderauge, wenn am andern Morgen in dem Topf ein Hanselmann steht zwischen Äpfeln, Nüssen und anderen hübschen Dingen, die das Kinderherz erfreuen, sind diese Gaben doch der schönste und beste Beweis dafür, daß das Kind brav gewesen ist. Die Mutter hat oft genug vorausgesagt, daß der hl. Nikolaus nur den braven Kindern seine Gaben bringt, nur solchen, die sich gerne waschen lassen, die folgsam sind, gerne beten und fleißig ihre Schulaufgaben machen. Sie hat mit diesem alten und einfachen Erziehungsmittel, vorausgesetzt, daß sie es mit Maß und Ziel anwandte und nicht mit allerlei Drohungen verquickte, gute Erfolge erzielt. An vielen Orten kommt in entsprechender Verkleidung der hl. Nikolaus selbst, um den Kindern seine Gaben zu spenden. Zunächst nimmt er eine kleine Prüfung vor. Er will wissen, wie es mit dem Fleiß und der Folgsamkeit steht, läßt Sprüchlein sagen und Gebetlein sprechen. Aegerlich ist dabei für die Kleinen immer nur, daß irgend ein Familienglied — meist der Vater — bei diesem Ereignisse fehlt. Um so eifriger wird immer von dem wichtigen Besuche erzählt, wenn er endlich nach Hause kommt. Jedes möchte zuerst zu Worte kommen. Wie genau haben sie, trotz der heimlichen Angst, den hl. Mann beobachtet, ja sie haben festgestellt, daß er den gleichen Ring wie der Vater am Finger hatte und sogar die gleichen Schuhe trug! In manchen Orten herrscht der schöne Brauch, daß der Döte und die Dote zu diesem Feste den Patenkindern Gaben spenden, die am Vorabend oder am Nikolaustage selbst von den Kindern abgeholt werden.

Leider ist dieses familiäre Kinderfest in neuerer Zeit in

manchen Gegenden sehr entartet. Es ist aus dem Familienkreise, in dem es einzig und allein seine innere Berechtigung hat, auf die Straße gezerrt worden und wird da mit Geschre- und Spektakel gefeiert. „Ein Zeichen der Zeit!“ wird mancher sagen und in diesem beschämenden Vorgang einen neuen Beweis für die Zunahme der Verrohung der Sitten sehen. Bevor ich mich diesem allgemeinen Urteil und der nicht unberechtigten Klage anschließen konnte, fiel mir ein Fürstenbergisches Dekretum für Sonn- und Feiertage vom Jahre 1747 in die Hände, das ich meinen Lesern nicht vor-enthalten möchte. Es heißt darin: „Ein nicht geringer Mißbrauch hin und wieder beschiehet, daß an dem Vorabend des heiligen Nicolaifestes anstatt der alten zu gutem Zühl und Erbauung deren Kindern eingeführten Gewohnheit und wo es sonst in Erinnerung dieses heiligen Bischoffen geschehen sollte, vielmehr jungen und ledige Mannspersonen sich auf das häßlichste vermummen, bis in die halbe Nacht auf der Gassen und von einem Haus in das andere lauffen, zu mahlen nicht nur allein ein großes Getöse auf den Straßen, sondern auch mehrfaltige Unehbarkeiten, die Wir da auszudrucken übergehen, hier und dort auszuüben sich nicht scheuen; so solle nicht weniger dieser Unfug und Mißbrauch bey drey Gulden Straff verboten; in dem übrigen aber, so viel diese Gewohnheit in ihren gebührenden Schranken bleibet und die Eltern, Bekannten und ehrbaren Personen hierzu eigents bestellen woiten, solches ihnen in der Stille und mitbehöriger Anständigkeit zu tun unverwehret sein.“

Aber trotz solcher bedauerlichen Entartungen hat sich dieses schöne Kinderfest in allen Familien, die noch nach alter, guter Sitte ehrwürdige Bräuche sinnig und verständnisvoll zu pflegen wissen, bis auf den heutigen Tag erhalten. So dürfen wir hoffen, daß es trotz gewisser abwegiger Erscheinungen in der Gegenwart seinen alten, edlen Charakter in die Zukunft hinüberrettet. Michael Walter.

Dr Santiklos kommt

Es schneit, es schneit, daß Featze geit, dr Santiklos ischt nemme weit! Jetzt richt'r schau alles na, was er dena Kender bringe muaß und schreibt in sei Büechle nei, weele daß er loba und weele schealta will. S' Jakoble moint, dr Santiklos komm vom Himmel ra, aber s' Batles Jörgle hot gsait, des sei et wohr, der komm vom Wald oder vom Schneackafelsa raus. Aber deam ka mas et glaube, dear not schau mai so Zuig zemagloga. Dear hot verzeht, bei ihna seie amol vill Santiklos auf oimol gsei, no häb sei Muater gfroget: „Wievill sind 'r denn eigentlich au?“ „Zwölf“, häb oiner gschria. Mo mas aber zehlt häb, seies dreizeah gsei und oiner häb Goißafüß keht und an 'ange Schwanz. Sei Muatr häb no glei s' Weihwasser über alle neigspritzt und s' Kreuz gmacht; noch sei dear mit dena Goißafüß und dem Wedel durchganga da rauta Büh! nauf, und brüllt häb er, daß mas im ganza Oat ghairt häb. Des sei dr Deufel gsei, haout se gsait, aber des glaub i et, so sait ma bloß und wil da Kender fürchteg macha. Aber dia send et so dumm, dia fürchtet se et, im Gegetoil, alle freuet se schau selle auf dea Tag. Se wisset wohr, daß der Santiklos a guater Ma ischt und Kinder mag und ehna reacht vill Sacha bringt. Au kriaget se do no vill Zuig vom Götte und vo dr Gota: Boh-nussa, Bira, Epfel, Leabkuacha, d' Buaba Hanselmanna, d' Mädla Rengla. A bißle ißt ma glei und s' andre heit ma auf. Ma muaß es aber guat verschoba, suscht gaut oim de andre dra.

Jetzt, wenn's no schau Santiklos Obed wär, so um Beatzeit rum. I woiß noch ganz guat, mo i be no so a kleiner Kerle gsei, ben i wias Nacht wora ischt, in 'n Sack neigschlupft, haou a alfe Kuahglocka gnomma, und mit dera vor ander Leuta Tür ganz dondrisch geschellet und brommlet, daß se de kleine Kinder g'fürchtet haout. Amol naout mi de graüße Kerle verwischt, haout me adeckt und aischt noch reacht verschlaga. I glaub, dea Lärma hot mei Vatr ghairt, dear hot schau voar der Haustür basset: „Du Lausbua, kascht et hoi um Beatzeit, hoscht et haira läuta“, so hot r mi emp-fanga und noch dem Santiklos anständig da Hentera ver-sohlet: wenn i dra denk, tuats mr heut no wai. I haou aber domols schneall verbissa und bi so lang bei meira Muatr en dr Kucne blieba, bis i auskheinet khet haou, daß meine Brüader noitz gmerkt haout, denn dia hette mi et senleacht ausglacht. Jetzt isch aber Zeit, daß i neigang, haou i denk, suscht sitzt a ander ens Tischeck hintere. Mei Schwester

dia hots glei gmerkt was i will, und hot mi an Furcht-scheißer ghoißa. Doch des hau i mir et biata laou. „Was i fürch mir et, dear hot no neamerd gressa“, haou i gschriea, hälanga aber denkt: „Wenn du et do hentre konnscht ins Tischeck, no schlupfst halt an dei Muatr na.“ Uff oimol hots gscheallet und grommlet und daou! Aelles ischt schneall em Tischeck zua gschbronga. Jetzt haout meine Briader ihre graüße Mäuler ghalta. Mei Schwester ischt doch glücklich ins Tischeck hentre komma. Kaum send mr alle khocket, ischt dr au schau do gsei und hot glei da Tone reacht verschlaga. Des wit doch au sea, hau n i denkt und no haou i a bißle meis Muaters Schuz glupft und ganz hälanga zum Santiklos füregucket. Au, wia dear ausgsea hot! 'n Bat hot'r ghet, an ganz langa. Schnaiweiße Hor sind unter seira alta Schlettleskapp gsei. Am maischta haou i dea graüße Sack uff dr Latt ghet, mo uff seim langa Mantel ghanget ischt. Aousam graüßmauliga Bläse het is glei gunt, wenn dear in dea Sack neigschobbet wora wär, dear hot mi jo au älla-weil rumgeschlaga. Wia i des denk, nimmt r d' Ruat und schlet über da Tisch nei, daß Schtücker drvo fliaget und noch fangt dr a schwätza, ganz duif: „Wo sind die Kinder, sind sie brav und brauchen sie nicht Schelt und Straff? Ist eines bös, nur mit ihm ner, mein Sack ist groß, mein Sack ist leer.“ Jetzt haou i aischt an Haidereschpekt vor em kriagt, mo dear so nobel gschwätzt hot, wias en dr Zeiteng schtobt und im gleiche Augablick, wia i will dea graüße Sack agucka, notr mi gseah unter meis Muatrs Schutz donna. „Komm nu füre du“, hot'r gschria „i tuar dr noitz, wenn du schö s' Schutzengele-me beata kanscht“, und noch hot'r me uff da Arm genomma und mit miar beatet. I haou beatet und gheinet und ziddered, alles duranand. Aber helfa hot'r mr müaßa, suscht wär i schteaka blieba, obwohl is vorher ganz guat alloi köna haou. So. du bischt brav gsei, notr gsait und miar Epfel und Bohnessa gea. Jetzt ischt-r aber hinter de andre komma. Do isch et so giimpfig abganga. Dia haout s' Einmaleins saga müaßa und mei Schwester a Gedicht. A par mol hotr-na d' Ruat agemssa, aber zletztscht haout se au no Bohnessa und Epfel kriagt. „Uiem Vatter laß i dia graüß Ruat do, daß-r ui, wenn ihr et brav sind, et beatet und für d' Schual et leana weant, reacht rum haua ka. S' nascht Johr komm i wieder und noch will i haira, daß-r gfolget haout, guat Nacht.“ Vor-r aber naus ischt, not-r no a paar Händ voll Nussa über da Tisch nei

gworfa. Mir sind natürle glei drüber hergfalla, jeder hot wella am meishta verwischa, und zu guater letzt haut mir reacht Hendel kragt. Mei Vatter hot se schniall bsonna khet. Da Nächstbeschta hot-r am Schlawitle verwischt und dia Ruat am gleiche Obend no probiert.

Vor ma ins Bett goht, muß ma no sei Teller uf da Tisch oder ans Fenschter stella; denn wenn dr Santiklos bei Næcht zurückkommt, legt er da Kinder no was ei: Schlittschuah, Hosaträger, a Measser, a Kappa oder andre Sacha, au no Springerle und Leabkucha, oim mai, oim weniger, je nachdem se-s verdient haout. Sei Schimmel, dear hot dr weil Hunger kragt, au muaß-r no weit springa bis-r im Himmel doba ischt, deam muaß ma a Wischle Heu naus-

lenka. I haou in mei Teller ällamol Haber nei daou, denn des freasset d' Gäul liaber.

Zum Schluß möcht i jedem Kind no-n guate Rot geabe: Baß mer jo kois auf, wenn dr Santiklos eilait, denn wenn-r merkt, daß ois wachet, kragt's noitz. I wett et hoffa, daß oim goht, wia siallem Mädle. Des hot amol aufbasset, bis dr Santiklos komma ischt, und wia er eilega will, sait es: „Santiklos, duar au vill nei.“ Was moindr-r au, was dem basiert sei? Da Kopf hot es reacht verhaue kragt und am andara Morga ist in seinem Teller a-n Kohlrabaschnitz denna gleaga; des ischt d' Strof für sein Wunderfitzla gsei.

Josef Leuze, Lehrer, Harthausen b. F.

Erbhuldigung der Hohenzollerischen Lande im Jahre 1851

Die stürmische Bewegung des Revolutionsjahres 1848 griff auch auf die beiden Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen über. Aus Schmerz über die steigende Verwirrung in seinem Lande legte Fürst Karl von Hohenzollern-Sigmaringen die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Karl-Anton nieder (27. August 1848). Die Aufpeitschung der Volksmassen durch die Revolutionäre steigerte sich, und ihre Forderungen wurden immer tiefgreifender. Infolgedessen entschlossen sich die beiden regierenden Fürsten in Sigmaringen und Hechingen, auf ihre Regierungsgewalt zu verzichten. Sie hielten auch vom nationalen Standpunkt aus eine Vereinigung mit einem starken Lande für ersprießlich. Mit ergreifenden Worten nahmen sie Abschied von ihren geliebten Stammlanden.

Im Vertrag (mit 17 Artikeln) zu Berlin vom 7. Dezember 1849 traten der Fürst von Hohenzollern-Hechingen, Konstantin, und der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, Karl Anton, ihre gesamten Souveränitäts- und Regierungsrechte an den König von Preußen ab. Nach Artikel 6 erhielt Fürst Konstantin bis zu seinem Ableben eine Jahresrente von 10 000 Talern vom preußischen König. Im Artikel 7 wurde für den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen als Entschädigung eine Jahresrente von 25 000 Talern festgesetzt, die sich „beim Ableben des hohen Inhabers im hausverfassungsmäßigen Erbgang auf den jedesmaligen Chef des fürstlich hohenzollern-sigmaringenschen Hauses“ vererbte.

Freudigen Widerhall und zum Teil auch gemischte Gefühle löste in Hohenzollern und in dem als Feststadt vorgesehenen Hechingen die am 9. August 1851 veröffentlichte Einberufung zur Erbhuldigung der hohenzollerischen Lande aus. Sie lautete:

Wir, Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen, haben beschlossen, die Erbhuldigung der auf Grund des Vertrages vom 7. Dezember 1849 und des Gesetzes vom 12. März 1850 mit dem Staatsgebiete Unseres Königreichs vereinigten hohenzollerischen Lande Allerhöchstselbst am 23. August d. Js. entgegenzunehmen. Indem Wir dies Unsern getreuen Untertanen in den genannten Landen verkünden, laden Wir die Stadt- und Landgemeinden dieser Unser neuen Lande kraft dieses, daß sie ihre Vertreter, zu deren Einberufung Wir unserm Geheimen Finanzrat Stünzner Auftrag und Vollmacht erteilen, zu genanntem Tage zur Huldigung in Unsere Stadt Hechingen absenden, damit dieselben in ihrem Namen Uns als ihrem neuen Landes Herrn durch Ableistung des Eides der Treue sich zu Untertänigkeitspflichten verbinden. Gegen die zu leistende Erbhuldigung versprechen Wir Unsern landesfürstlichen verfassungsmäßigen Schutz und Aufrechterhaltung aller wohlbegründeten Gerechtsame. Hiernach haben Unsere getreuen Untertanen in Unsern hohenzollerischen Landen sich zu achten und sind Wir denselben mit Unserer Königlichen Gnade gewogen. Urkundlich unter Unserer Allerhöchst eigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel. Gegeben

Sanssouci, den 23. Juli 1851 gez. Friedrich Wilhelm.

Das Verordnungs- und Anzeigeblatt in Hechingen brachte am 16. August das gesamte Programm der Huldigung. Unter anderem war darin bestimmt: Morgens um 8 Uhr läuten alle Glocken eine Stunde lang. Während des Läutens gehen die Abgeordneten auf die Burg. Sie erscheinen in schwarzer Kleidung und weißer Halsbinde; falls sie solche nicht besitzen, in ihren Festkleidern nach Landessitte. Das Anzeigeblatt vom 20. August veröffentlichte eine Anweisung, über den Ordnungsdienst bei der Feier und ein Programm für den Empfang und die Abreise des Königs. Ehrenpforten seien zu errichten bei der Johannis-Brücke und bei der Stadtkirche.

Der Empfang werde bei der Johannisbrücke durch den Magistrat erfolgen. Vom Museum bis zur Villa Eugenia müssen sich die Jünglinge zu beiden Straßenseiten mit brennenden Fackeln aufstellen.

König Friedrich Wilhelm begann seine Reise am 15. August von Potsdam über Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Minden, Hamm, Münster i. Westfalen, Düsseldorf, Köln, Brühl, Bonn, Koblenz, Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, Karlsruhe, Gernsbach, Freudenstadt, Horb, Sulz, Haigerloch. In seinem Gefolge befanden sich Prinz Wilhelm von Preußen, Ministerpräsident Freiherr von Manteuffel, der Minister des königlichen Hauses Graf v. Stolberg, Vize-Oberzeremonienmeister Freiherr von Stillfried, Hofmarschall Graf von Keller, Generaladjutant Graf von d. Gröben, Generalleutnant von Wussow, Oberhofprediger Strauß u. a. Von Berlin trafen der Domchor, eine Batterie des 8. Artillerieregiments, von Frankfurt eine Kompanie des 29. Infanterieregiments und von Köln eine Kompanie des 34. Infanterieregiments ein. Die meisten Strecken wurden mit Extrapost zurückgelegt. Am 21. August abends 8 Uhr war in Empfangen beim Betreten der hohenzollerischen Grenze ein großer Empfang durch die Beamten und die Bevölkerung der Oberämter Glatt und Haigerloch. Die Begrüßungssprache hielt Dekan Engst von Haigerloch; sie wurde durch den König, der ein guter Redner war, herzlich erwidert. Der König verließ den Wagen und unterhielt sich in leutseliger Weise mit der Bevölkerung.

In Rangenden waren Geheimrat von Frank und Oberamtsverweser Bachmann beim Empfange. Ersterer begrüßte beim Triumpfbogen den König im Namen des ehemaligen Fürstentums Hechingen. Anwesend waren der Ortsgeistliche, der Ortsvorstand und die gesamte Schuljugend. Ähnlich war der Empfang in Stein.

Nach der Durchfahrt durch die festlich geschmückten Dörfer Rangenden und Stein erreichte der König mit seinem Gefolge abends 10 Uhr Hechingen, begrüßt mit Kanonenschüssen von der Zollerburg, dem Geläute der Glocken und dem Jubel einer großen Menschenmenge. Der König nahm Wohnung in der Villa Eugenia, sein Bruder in der Silberburg. Am Freitag, den 22. August, führte Prinz Wilhelm seinem Bruder die kleine Hechinger Garde vor, die sich aus 16 Jugendlichen zusammensetzte. Gegen Abend fand eine Besichtigung der Burg statt, anschließend folgte ein großes Hofkonzert. Tagsüber trafen die 300 Vertreter der hohenzollerischen Gemeinden auf reich geschmückten Wagen mit schwarz-weißen Fahnen ein.

Mittags besichtigte der König die Stiftskirche, St. Lutzen und die Kirche in Stetten.

Am Samstag, den 23. August, fand die Huldigung statt.

Um 8 Uhr morgens begaben sich die Gemeindeabgeordneten zur Burg, anschließend der König mit seinem Gefolge. Vom Brielhof ab wurden Reitpferde zum Aufstieg benutzt. 380 Zollerarbeiter und 2 Kompanien bildeten Spaller. Auf der Burg begrüßte der 82jährige geistliche Rat Engels aus Veringendorf den König mit folgenden Worten: „Großmächtigster König! Allergnädigster Herr! Es ist mir die hohe Ehre zu teil geworden, im Namen der Geistlichkeit der hohenzollerischen Lande Eure Königliche Majestät als unsern neuen Regenten alleruntertänigst zu begrüßen und Allerhöchst Innen unsere ehrfurchtsvollste Huldigung, unsere Glück- und Segenswünsche darzubringen. Wenn auch in einem 82jährigen Greise das Feuer der Rede nicht mehr so glüht, um in schmuckvollen Worten meine und der gesamten Geistlichkeit innigsten Gefühle kund zu geben, so tröstet mich doch der hohe Gedanke, daß ein einfaches Wort, welches von Herzen kommt, auch von dem edlen Herzen eines großen Königs huldvoll aufgenommen werden wird. Treu und unverbrüchlich werden wir nämlich an dem Grundsatz

unserer heiligen Religion festhalten: Fürchtet Gott und ehret den König! Und nicht bloß wir Geistliche werden daran festhalten, sondern wir werden auch nicht aufhören, dem Willen und unserer Pflicht gemäß, Eurer Majestät Untertanen diesen Glaubenssatz einzuschärfen und sie zur Liebe, zur Ehrfurcht, zur Ergebenheit und Treue, nicht aus Furcht und Zwang, sondern mit Gewissenhaftigkeit aufzumuntern. Als Verkünder der göttlichen Wahrheit werden wir ihnen vorhalten die Worte des Apostels Paulus: „Seid allen Vorgesetzten untertänig und dies wegen Gott, sei es dem König, als dem Höchsten oder den Landesverwesern, die von ihm zur Rache der Uebeltäter und zum Lobe der Frommen gesetzt sind; denn so ist es Gottes Wille“ und desselben Apostels Paulus: „Jede obrigkeitliche Gewalt ist von Gott“. Der König ist deshalb der Repräsentant Gottes, er ist von Gottes Gnaden. Die Revolution hat zwar diese Lehre aus dem Herzen der Völker zu verdrängen gesucht, aber sie steht unauslöschlich geschrieben in der heiligen Schrift, und wir werden uns Muhe geben, dieselbe wiederum in den Herzen der Untertanen zum lebendigen Bewußtsein anzufachen. Denn Kirche und Staat, beide ihrem Ursprung nach göttlich, sollen als ein himmlisches Geschwisterpaar Hand in Hand gehen, damit so die Seelen- und Leibeswohlfahrt der Völker gesichert sei. Wir freuen uns unendlich, daß wir die Untertanen desjenigen Monarchen sind, der zu einer Zeit, wo es nur die Mutigen wagten, der Schlange des Unglaubens fest auf den Kopf zu treten, öffentlich die wahrhaft königlichen Worte aussprach: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Gott der Allmächtige begleite alle Schritte und Tritte, alle Unternehmungen Eurer königlichen Majestät mit Segen und Gnade, um was wir unablässig, still und öffentlich, die göttliche Majestät anflehen wollen.“

Die Feier begann mit Gottesdiensten beider Konfessionen. In der Michaelskapelle zelebrierte Generalvikar Buchegger aus Freiburg das Meßopfer, Dekan Engst von Haigerloch hielt die Festpredigt. Die evangelischen Teilnehmer hielten im Saale des Zeughauses ihren Gottesdienst, Festprediger war Oberhofprediger Strauß aus Berlin. Beide Festprediger legten ihren Ausführungen die Worte der heiligen Schrift: „Fürchtet Gott und ehret den König“ zu Grunde.

Nach dem Gottesdienst bestieg der König den Thron unter der Burglände. Auf die rechte Seite des Thrones stellte sich Prinz Wilhelm, auf die linke Seite begaben sich die Fürsten von Fürstenberg, von Thurn und Taxis und der preußische Ministerpräsident von Manteuffel. Die beiden Fürsten leisteten, vom König aufgefordert, durch Handschlag die Huldigung. Anschließend hielt der Ministerpräsident eine Ansprache an die Gemeindeabgeordneten und bat sie, das Versprechen der Treue abzulegen und mit einem Eide zu bekräftigen. In wohlgesetzter Rede erwiderte der Vertreter der Abgeordneten, Hofgerichtsadvokat Bürkle aus Sigmaringen, dem Ministerpräsidenten und begrüßte mit bewegten Worten den König im Namen aller Bewohner Hohenzollerns. Sichtlich ergriffen antwortete der König mit weithin vernehmbarer Stimme:

„Ehe Sie zum Huldigungsakte schreiten, ein Wort an Sie, meine Herren! Ich stehe tief erschüttert und ergriffen an dieser Stelle; es ist nicht allein der Gedanke, zu so feierlicher Stunde auf der Geburtsstätte meines Geschlechtes zu stehen, es ist vielmehr der Blick auf diese Zeit, der meine Gefühle schmerzlich erregt. Erwägen Sie, meine Herren, Ich beschwöre Sie, die Frage in Ihrem Herzen: welche eine Zeit mußte Deutschland trüben und betrüben, um Ihre edlen, guten, väterlich gesinnten Fürsten, Ihre besten Freunde zu vermögen, trotz Meines Bittens und ernstesten Widerstrebens die Regierung dieser Länder aufzugeben und dieselben einem Zweige anzuvertrauen, der seit einem halben Jahrtausend dem Lande entfremdet war? — Erst wenn Sie diese Frage erwogen und sich beantwortet haben, schreiten Sie, meine Herren, zum Akt der neuen Huldigung. Aber noch eine andere Betrachtung trübt mir diese heiligen Augenblicke. Der Umstand, daß Meine Adler hinfür in diese Länder wehen müssen und daß Ich in der Stunde der Not die mit Recht geforderte Hilfe vielen Meiner deutschen Mitfürsten nach bestem Wissen und Gewissen, und so wie sie gefordert wurde, gab, hat Mir und meiner Regierung den öffentlich ausgesprochenen Vorwurf schändlichsten Ehrgeizes zugezogen. Ich wähle absichtlich diese Stätte und diesen Moment, um Meine Hand zum Himmel emporzuheben und Gott zum Zeugen anzurufen, daß ich nie nach einer Macht gestrebt habe, die Meiner Krone nicht gebührt und daß ich und Meine Regierung nimmermehr darnach streben werde. Doch wenden wir jetzt den Blick auf Trostreicherer um uns her! Dieser Fels, dieses Land und dieses Volk und das hier entsprossene Herrschergeschlecht haben, so lange die Geschichte von

ihnen weiß, nur einen und denselben Namen geführt. Nun, meine Herren, so bleibts, gottlob in Zukunft auch. Jetzt bitte ich den, der der einzige Brunnen alles Segens ist, Er wolle den Namen Hohenzollern zu einer Zierde, zu einem Exempel und zu einem Segen machen. Gebe Er sein Gedeihen, daß diese Burg zum Schutz und als eine Zierde des Landes erstehe, daß dieser Volksstamm in alter deutscher Treue den anderen Stämmen als liches Beispiel vorleuchte, wie es Meine Preußen tun, und daß das hier einst entsprossene Geschlecht in treuer, ernster Pflichterfüllung und im Verständnis der Zeit von Jahrhundert zu Jahrhundert ein Segen werde und bleibe den eigenen Ländern, wie dem ganzen deutschen Land und Volke. Das sei die Frucht der ersten Zeit, des lautern Willens und dieser schönen Stunde.“

Finanzrat Stünzner sprach daraufhin den Huldigungseid vor, den die Abgeordneten mit erhobener Hand wiederholten:

„Ich, (Vor- und Zuname) gelobe und schwöre für mich und die Seele derer, für die ich abgeordnet bin, zu Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, einen leiblichen Eid, daß ich dem Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten, Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm, König von Preußen, Markgrafen zu Brandenburg, meinem Allergnädigsten Könige als meinem rechtmäßigen Landesherrn und Erbkönige und dem gesamten königlichen Hause in der bestimmten Successions-Ordnung, zu allen Zeiten treu, gehorsam, gewärtig und untertänig sein, Höchstdero Bestes nach Vermögen fördern, Schaden und Nachteil aber abwenden und mich überhaupt so verhalten will, wie es treuen Untertanen gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn überall eignet und gebühret, getreulich, ohne alle Gefährde, so wahr mir Gott helfe. Amen.“

Bei erhobener Hand fügte der König hinzu:

„Und ich bestätige hier vor Ihnen herzlich und ausdrücklich die königlichen Gelöbnisse, die Ich bei der Erbhuldigung Meines Königreiches Preußen und Meiner Erblande im September und Oktober des Jahres 1840 freiwillig geleistet habe! Nun, meine lieben Freunde! Der Bund zwischen uns ist geschlossen auf Tod und Leben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und unter dem Schirme und dem Schilde des Gottes, dem Wir jetzt vereint Unsern Lobgesang darbringen werden.“

Alle Teilnehmer sangen das „Großer Gott, wir loben dich“, und in den Gesang mischten sich die Glocken und der Donner der Geschütze.

Nach dem Te Deum verließ der König den Thron und begrüßte die vordere Reihe der Abgeordneten mit Handschlag. Es folgte das von Dr. Bosch gedichtete und von Kammermusiker Wichtl in Noten gesetzte

Huldigungslied.

Vollendet ist die hohe Feier,
vor Gottes freiem Angesicht,
es bleibe stets der Tag uns teuer,
Er mahne uns an Treu' und Pflicht.

Dir, König, wollen wir auch halten,
was wir mit Mund und Herz gelobt;
in warmer Liebe nie erkalten,
sie ist dem Zollernaus erprobt.

Durch heiligen Eid heut aufgenommen
ins weite, große Preußenland,
das Starke, Große, kann nur frommen,
inm reichen freudig wir die Hand.

Von Deines weiten Reiches Marken
zieht es zu Dir uns nordwärts,
Dein neues Land wird bald erstarken,
durch echtes Patrioten-Herz.

Und drohen einstens uns Gefahren
in dem entfernten Süden hier,
so wirst Du uns vor Not bewahren,
um diese Gnade flehen wir.

Gott g'leite Dich auf allen Wegen,
ihn bittend sprechen wir dies aus;
Zu allem Tun' geb er Dir Segen
und schütze unser Zollerhaus!

Alle Teilnehmer sammelten sich mittags bei der Villa Eugenia, woselbst in der Villa und in einem großen Zelte ein Festessen stattfand, bei dem mehrere Trinksprüche gewechselt wurden. Beim Festmahl wurden an die Teilnehmer Huldigungsdenkmünzen verteilt. Die Münzen waren in drei

Ausführungen vorhanden: in Bronze, Silber und Gold. Goldene Gedenkmünzen sind heute sehr selten, wahrscheinlich wurden nicht viel ausgegeben. (Bahrfeld hat die goldenen Münzen in seiner Münzgeschichte der beiden Fürstentümer Sigmaringen-Hechingen nicht erwähnt.) Die Schauseite trägt das Bildnis des Königs mit der Umschrift: Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen; die Kehrseite den preussischen Adler mit dem Zollerschild und der Umschrift: Zur Huldigung. Hohenzollern D. 23. August 1851. Die Gedenkmünze hat 30 mm Durchmesser und wiegt in Bronze 85 g. Für Wohltätigkeitsanstalten und bedürftige Personen stiftete der König 875 Gulden.

Anschließend besuchte der König das Schloß Lindich. Abends fand ein großer Fackelzug zu Ehren der Gäste statt; die Burg war dabei bengalisch beleuchtet. Am Sonntag fuhr der König mit seinem Gefolge über Gammertingen nach Sigmaringen.

Verzeichnis der 300 Gemeinde-Abgeordneten.

(Abkürzungen: B. = Bürgermeister; G. = Gemeinderat; O. = Obmann; GA. = Gemeindeausschußmitglied; BA. = Bürgerschaftsmitglied; V. = Vogt; R. = Richter.)

Obervogteiamt Achberg (3)

Achberg: B. Josef Lanz, G. Joh. Georg Eichelberger, G. Josef Lanz.

Oberamt Ostrach (13)

Burgau: B. Anton Haerle.
Einhart: B. Josef Markt, G. Alois Fischer.
Levertswiler: B. Conrad Scheumann, O. Baltas Benz.
Magenbuch: B. Martin Walk, O. Wendelin Keug.
Ostrach: B. Michael Klein, G. Conrad Gut.
Spöck: Carl Stestle (Restle?), G. Josef Riegger.
Tafertswiler: B. Johann Bosch, G. Carl Koeberle.

Oberamt Gammertingen (27)

Feldhausen: B. Johann Goeppel (Göggel?), G. Johann Rudolph.
Gammertingen: B. Boravent. Reiser, G. Phil. Hanner, O. Xav. Teufel.
Harthausen b. F.: B. Josef Heibel, G. Martin Steinhart.
Hermentingen: B. Matthias Haug, GA. Franz Steinhart.
Hettingen: B. Conrad Kindler, G. Josef Horn, O. Caspar Heinrich.
Hochberg: B. Josef Mors, O. Anton Mors.
Inneringen: B. Josef Kleck, G. Conrad Müller, G. Josef Blatter.
Kettenacker: B. Anton Kleckler, G. Augustin Hanner.
Neufra: B. Joh. Wachter, G. Joh. Türk, G. Joh. Georg Türk.
Veringendorf: B. Jos. Hagg, G. Jos. Endriß.
Veringstadt: B. Fortun. Dobler, G. Jos. Zillenbiller, G. Xav. Endriß.

Oberamt Wald (43)

Bärenthal: B. Jos. Oechsle, G. Nicolaus Alber, G. Meinrad Mehner.
Beuron: B. Sales Beck, G. Xaver Griebel.
Deutwang: B. Joseph Stroelen, G. Johann Reichle.
Dietershofen: B. Joh. Bezighofer, G. Bernhard Diener.
Gaisweiler: B. Andreas Bauer, G. Anton Steuer.
Glashütte: B. Georg Halmer, G. Anton Batsch.
Hippertswiler: B. Josef Vogler, G. Jakob Bezighofer.
Igelwies: B. Caspar Mayer, G. Johann Bauer.
Kalkofen: B. Laurenz Schaffart, G. Damian Halm.
Kappel: B. Alexander Krall, G. Josef Kuon.
Liggersdorf: B. Jakob Keller, G. Bernhard Amann.
Mindersdorf: B. Philipp Sorg, G. Bernhard Haas.
Oberndorf: B. Josef Sorg, O. Wendelin Moehrl.
Otterswang: B. Josef Straub, G. Georg Müller.
Reischach: B. Matthias Krall, G. Gallus Krall.
Rengetswiler: B. Josef Diener, G. Wendelin Bosch.
Riedetsweiler: B. Anton Andelfinger, G. Bernhard Straub.
Ringgenbach: B. Martin Hensler, G. Joh. Längle.
Rothenlachen: B. Wendelin Schlachter, G. Bernhard Schmid.
Ruhestetten: B. Johann Rist, G. Jos. Bohler.
Seigetswiler: B. Johann Widemann, G. Damian Keller.
Thaenheim: B. Johann Brauer, G. Joh. Georg Schmid.
Walz: B. Mathäus Burster, G. Philipp Bohle.
Walbertswiler: B. Heinrich Halmer, G. Dionis Kulm.

Oberamt Trochtelfingen (15)

Melchingen: B. Joh. Schanz, G. Franz Heinzelmänn, BA. Jos. Emele.
Ringingen: B. Maurus Dietrich, G. Gregor Bailler, G. Sebast. Hipp.
Salmendingen: B. Matthias Stopper, G. Bartholomeus Henkel, BA. Conrad Bausch.
Steinhilben: B. Mathäus Roggenstein, G. Jacob Jaudas, G. Fridolin Brusca.
Trochtelfingen: B. Joh. Nep. Vogler, G. Herm. Karl, O. Bened. Schiefer.

Oberamt Haigerloch (31)

Bietenhausen: B. Stephan Bieger, BA. Carl Leins.
Bittebronn: B. Cleinens Fechter, O. Simon Wenz.
Empfingen: B. Jos. Steich, G. Ferdin. Hellstern, O. Mich. Hellstern.
Erdol: B. Clem. Siedler, G. Balthas. Schneider, BA. Luik. Schneider.
Haigerloch: B. Georg Back, G. Jakob Wohler, O. Joh. Bab. Sell.
Hart: B. Thomas Fechter, G. Johann Bieger.
Höfendorf: B. Johann Beuter, G. Wendelin Beuter.
Imnau: B. Joh. Winz, G. Joh. Edelmann, G. Jos. Binder.
Stetten: B. Joh. Henle, G. Ferdinand Lachenmeier, G. Aug. Stengel.
Trillfingen: B. Jos. Keßler, G. Leo Stopp, BA. Bernhard Sauter (oder Sauter).
Weildorf: B. Wendelin Eger, G. Josef Beiler, G. Philipp Fischer.
Zimmern: B. Johann Bisinger, O. Joh. Stehle.

Oberamt Sigmaringen (50)

Ablach: B. Mathäus Untz, G. Josef Glaser.
Billfingen: B. Michael Müller, G. Joh. Hummel.
Bingen: B. Joseph Schroeck, BA. Joseph Strudel.
Bittelschieß: B. Xaver Humler, GA. Fidel Mauch.
Littswiler: B. Joh. Fischer, G. Ignatz Ott.
Hausthal: B. Johann Burth, G. Kleiner.
Hausen: B. Willib. Mayenberger, G. Moritz Sauter, G. Xav. Brucker.

Litzkofen: B. Carl Buck, G. Xaver Buck.
Hornstein: B. Anton Ruf, G. Anton Fleisch.
Inzigkofen: B. Jos. Stoppel, O. Matheu. Hensler.
Jungnau: Bürgermeister Erweres Casimir Grüner, G. Andrä Kempf, O. Johann Grom.
Kalkreute: B. Johann Kugler, G. Alois Müller.
Krauchenwies: B. Jos. Vogler, G. Michael Ritter, BA. Thom. Weber.
Laiz: B. Meinrad Kalbher, G. Guntram Kienlex.
Langenenslingen: B. Josef Gulde, G. Anton Goetz, G. Franz Miller.
Littelschieß: B. Matthias Lutz, G. Carl Mosbrugger.
Rosna: B. Jos. Stroebele, G. Joh. Gruber.
Rüdingen: B. Josef Schludl, G. Jos. Haerber, G. Anton Feinaigle.
Sigmaringen: B. Fidel Gastel, G. Friedr. Bürkle, GA. F. Leonhard.
Sigmaringendorf: B. Ottmar Geschwinder, G. Joachim Siebenhard, G. Jos. Rebbholz.
Vilsingen: B. Joseph Briem, G. Johann Martin, O. Conrad Kleiner.

Oberamt Glatt (19)

Dettingen: B. Martin Schaefer, G. Jakob Schaefer.
Dettensee: B. Matthias Fischer, G. Josef Birkle, O. Anton Schaefer.
Dettingen: B. Michael Bauer, G. Anton Wekerle, BA. Andreas Zain.
Diesen: B. Fidel Leuze, G. Martin Armbruster, BA. Josef Schaefer.
Glatt: B. Benedikt Goettler, G. Johann Aiple, G. Fidel Maier.
Betra: B. Johann Schaefer, G. Joh. Schreiner, G. Jos. Hellstern.
Fischingen: B. Matthias Boßenmaier, BA. Anton Boßenmaier.

Oberamt Straßberg (22)

Benzingen: B. Zachäus Stauf, G. Jos. Neuburger, G. Joseph Stauf.
Blättringen: B. Joh. Gauppel, G. Joseph Neusch.
Frohnstetten: B. Mathäus Ortwald, G. Titus Klotz, O. Max Drefer.
Harthausen: a. d. Sch.: B. Georg Oswald, G. Fabian Roth, B. A. Gerhard Fauler.
Kaiseringen: B. Jos. Teufel, G. Johann Ostwald.
Oberschmeien: B. Fidel Hofmeister, G. Conrad Hotz.
Storzingen: B. Sigmund Beck, G. Fidel Hofmeister.
Straßberg: B. Mathäus Häuser, C. Vincenz Gschwend, G. Carl Narr.
Unterschmeien: P. Martin Wolfer, BA. Xaver Flad.

Oberamt Hechingen (71)

Hechingen: Stadtschultheiß Gustav Ruff, Stadtrat Josef Kohler, Stadtrat Friedrich Saile, BA. Franz Wilhelm.
Stetten: V. Joh. Nep. Buckenmaier, R. Andr. Nikolaus, O. Joh. Breil.
Boll: V. Thomas Schaefer, R. Anton Strobel, BA. Johann Löffler.
Zimmern: V. Jos. Fecker, O. Jos. Ruff.
Wessingen: V. Joh. Georg Pflumm, R. Joseph Thomer.
Thanheim: V. Martin Buckenmaier, R. Johann Kanz.
Bisingen: V. Johann Mayer, R. Caspar Schov, O. Peter Kleinmann.
Steinhofen: V. Gottlieb Fischer, R. Jos. Liehner, O. Caspar Fecker.
Weinheim: V. Paul Klotz, R. Johann Wolf, R. Alexander Riester.
Grosseringen: V. Johann Michael Mößner, R. Thomas Pflumm, BA. Anton Senner.
Owiningen: V. Joh. Stiefel, R. Sebast. Sinz, BA. Fridt. Wannenmacher.
Rangendingen: V. Balthasar Dieringer, R. Johann Wiest, R. Valentin Birkle.
Stein: V. Friedrich Eger, R. Franz Konstanzer.
Bechtoldswiler: V. Xaver Leutner, R. Anton Binanzer.
Sickingen: V. Joseph Oesterle, R. Martin Bogenschütz.
Neuren: V. Anton Nerz, R. Anton Ling.
Schlatt: V. Christ. Schuler, R. Bartholomäus Haug, O. Joh. Pflumm.
Jungingen: V. Christian Speidel, R. Remigius Glamser, O. Christian Bumiller.
Killer: V. Johann Flad, R. Conrad Flad, O. Joseph Flad.
Starzel: V. Johann Kuster, R. Johann Diebold.
Hausen: V. Joseph Burkhardt, R. Johann Rädle, R. Georg Flad.
Hermannsdorf: V. Felix Haak, R. Lazarus Pfister.
Burladingen: V. Ludwig Pfister, R. Johann Müller, O. Scheu.
Gauslingen: V. Mathäus Klaiber, R. Joseph Barth, O. Sidar Barth.
Stetten u. H.: Johann Locher, R. Vitus Wörz.
Wilflingen: V. Dominikus Münch, R. Ulrich Leipold, O. Joh. Leipold.
Hörschwag: V. Mathäus Heinzelmänn, R. Mathäus Wörz.

Vertreter der Oberämter:

Hechingen: Oberamtsverweser Bachmann.
Obervogteiamt Achberg: Obervozt v. Baratti.
Gammertingen: Gebell von Waldstein, Oberamtmann.
Glatt: Oberamtmann Joseph Schmutz.
Haigerloch: Oberamtmann Carl von Sallwürk.
Ostrach: Oberamtmann Friedrich Widmann.
Sigmaringen: Oberamtmann Carl von Schütz.
Straßberg: Oberamtmann Meinrad Brucker.
Obervogteiamt Trochtelfingen: Obervozt Mathäus Stelzer.
Oberamt Wald: Oberamtmann Anton Frick.

Die Namen der Abgeordneten sind entnommen aus den Huldigungsakten von 1851 im Brandenburgischen-Preuß. Hausarchiv in Berlin. (Abschrift von Frau Dr. Wiedel in Hechingen.)

Der gesamte Festverlauf, die Ansprachen, Predigten der Geistlichen beider Konfessionen und die Ansprache des Dekan Engst beim Empfang in Haigerloch und des Stadtschultheißen von Hechingen sind im Anzeigebblatt vom 27. August enthalten.

Zu obigen Ausführungen wurden von dem Leiter der Heimatbücherei, Herrn Studienrat Faßbender, die dort lagernden Archivalien bereitwilligst zur Verfügung gestellt. W.



Die Gedenkmünze mit dem Bildnis des Königs und dem preussischen Adler sowie den Inschriften „Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen“ (Vordersseite) und „Zur Huldigung, Hohenzollern, den 23. August 1851“ (Rückseite)

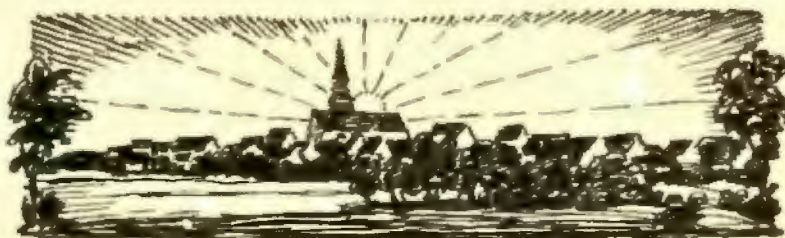
Der Flurschütz aus Gruol

Wer einmal in der weit und breit bekannten Lorettokapelle bei Gruol geweilt hat, dem wird dort bestimmt ein altes Tafelbild aufgefallen sein, welches neben einer Inschrift einen Greis mit einem Stab in der Hand zeigt. Es ist der Erbauer der Kapelle, Flurschütz Kaspar Seeger aus Gruol. Dieser hatte aus Mißgunst falsche Beschuldigungen gegen einen Gruoler Bürger vorgebracht, er hätte eine Zehntgarbe auf dem Felde gestohlen, worauf der Unschuldige nach Hailerloch in den Kerker kam, an dessen Folgen er bald verstarb. Seeger wurde darauf von bitterer Reue ergriffen und wandte sich an einen Geistlichen, ihn von dieser Schuld loszusprechen. Doch der Geistliche versagte ihm dies unter dem Vorwand, daß die Tat derart ungeheuerlich sei, daß nur der Papst eine Lossprechung erteilen könne. Nach langen, unsäglichen Mühen kam Seeger nach Rom zum Papst, welcher ihm als Buße den Bau einer Kapelle auferlegte. So mußte nun Seeger den Bettelstab in die Hand nehmen und in den umliegenden Dörfern Almosen für den Bau der Kapelle erbetteln. Die Gemeinde Gruol stellte ihm jedoch keinen Bauplatz zur Verfügung, worauf sich Seeger in seiner Not nach Binsdorf wandte, wo ihm auf dem Kesselberg ein Bauplatz angewiesen wurde. So entstand nun in harter, entbehrungsvoller Arbeit das Kirchlein nebst einer Mesnerklausen, und

als man eines Morgens nicht mehr das gewohnte Angelusläuten vernahm, fand man Seeger sanft im Herrn entschlafen vor. Das Bild zeigt Seeger am Fuße des Kesselberges mit folgenden Worten: Als man Zallt 1627 Jahr hab ich Kaspar Seeger diese Kapell erbaut auf dem Kesellberg. Im anderen Jahr hernach sind kommen das erste mahl die von geisslingen an s. Magdalene, haben gesungen das erste Ampt mit denen von binsdorff insgesambt. herr Pfarrer mathias faber auch da war, las hier Messe das erste mahl. gebirdtig bin ich von gruoll. Gott gebe eich und mir die ewige Ruhe 1678.

Das Kirchlein ist dann im Laufe der Jahrhunderte zu einem beliebten Wallfahrtsort geworden und bildet heute noch alljährlich den Mittelpunkt einer großen Volkswallfahrt zum Feste Mariä Heimsuchung. In den letzten Kriegstagen 1945 haben um den Berg schwere Artilleriekämpfe getobt, ohne jedoch diesem vom Volk verehrten Muttergottesheiligtum Schaden anzutun. Im Jahre 1950 erfolgte eine umfassende Erneuerung. Das Kirchlein in seiner ganzen Art, Bauweise und stillen Waldlage ist wie geschaffen, das Herz zu stiller Andacht zu stimmen. Vom Gipfel des Berges aus erschließt sich ein herrlicher, unendlicher Ausblick hinaus in unsere schöne hohenzollerische Heimat.

Josef Schneider-Gruol.



Inneringen

Wallfahrten an Stelle des Hauptfalles

Bekanntlich mußte beim Tode eines Leibeigenen — die Mehrzahl der Bewohner der Grafschaften Hechingen und Sigmaringen war leibeigen — der Hauptfall geleistet werden. In den frühesten Zeiten bestand er in der Ablieferung des besten Stücks Viehs oder des besten Kleides! Später wurde die Abgabe in eine Geldgabe umgewandelt oder auch die Ableistung bestimmter Dienste verlangt. Oft wurde bei Vorliegen einer Notlage auf jede Leistung verzichtet oder auch die Verrichtung einer Wallfahrt vorgeschrieben. Hin und wieder mußte auch eine Bescheinigung über den Empfang der hl. Sakramente mitgebracht werden!

Unter dem 9. 10. 1752 wird dem Lorenz Stehle in Heiligenzimmern bei dem Tode seiner Ehefrau Katharina Schellhammerin, da sie bettelarm sei, auferlegt, für den „Fall“ eine Wallfahrt nach „Loretha“ für die gnädige Herrschaft zu verrichten. — Die Lorettokapelle mit Mesnerhaus liegt nördlich von Binsdorf, auf einer waldbestandenen Anhöhe mit weiter Rundschau und wird heute noch von den Bewohnern der umliegenden Ortschaften Binsdorf, Erlaheim, Heiligenzimmern, Gruol usw., als stiller Andachtsort aufgesucht.

Im Mai 1754 ist in Heiligenzimmern Jonas Schaitel gestorben. Da er seinen Kindern nichts hinterlassen hat, werden diese angewiesen, für den „Fall“ eine Wallfahrt auf den Palmbühl zu machen. — Der Palmbühl liegt bei Schömberg, zwischen Balingen und Rottweil. Im Schatten alter Linden liegt, über 700 m hoch, die der Gottesmutter geweihte Wallfahrtskapelle, die auch heute noch das Ziel frommer Pilger ist.

Unter dem 5. 4. 1755 wird dem Peter Graf in Laiz beim Tode seiner Ehefrau Margareta Henselmann befohlen, mit seinen Kindern eine Wallfahrt nach Engelswies zu machen und für die Wohlfahrt der Herrschaft fleißig zu beten. Auf die Abgabe des „Falles“ wird verzichtet, weil Graf ein armer Mann und die Verstorbene über 14 Jahre gelähmt war. — Engelswies, badisch, liegt an der Straße Laiz-Meißkirch. Auch Engelswies ist heute noch Wallfahrtsort für die Umgebung.

Im November 1754 ist in Sigmaringendorf die Witwe Franziska Pröbstin gestorben. Sie hat wohl einige Feldstücke hinterlassen, aber auch Schulden, so daß am Ende nichts übrig bleibt. Den Erben wird aufgetragen, statt des „Leibfalls“ für die hochfürstliche Herrschaft eine Wallfahrt nach Friedberg zu machen. — In Friedberg, heute Kr. Saulgau, wurde 1731 eine neue Kirche zu Ehren der Gottesmutter gebaut. Sch.

Sage von der Heiligkreuzlinde am Zoller

Graf Friedrich von Zollern rüstete ein großes Fest mit Armbrustschießen; der Preis des besten Schützen sollte seine eigene Tochter Adelheid sein. Ein Junker Berthold von Wildenstein (oder Wilhelm von Hohenberg) liebt die junge Gräfin und ist in Verzweiflung, weil er nicht hoffen darf, im Armbrustschießen zu siegen. Am Vorabend des Festes durch-eilt er trüben Sinnes den Forst. Da erscheint ihm ein Mann, forscht nach seinem Kummer und verspricht ihm Hilfe, wenn er dreimal nach dem Kruzifix an der Linde schösse, in dessen Nähe sie waren. Mit demselben Pfeil werde er dann jedes Ziel treffen. Der Junker weist das entsetzliche Ansinnen zurück; doch in der Nacht wird er anderen Sinnes, entschließt sich zu der Untat, eilt zur Linde und hebt die Armbrust. Da tritt aus dem Gebüsch ein graues Männlein und will ihn zurückhalten. Doch in wilder Verzweiflung stößt er das Männlein zurück, schießt dreimal und trifft Haupt, Fuß und Seite des Gekreuzigten. Als er den Pfeil zum dritten Mal herausziehen will, träufelt warmes Blut ihm auf die Hand. Entsetzt will er fliehen. Da öffnet sich die Erde, der Rotmantel steigt aus dem Schlunde und zieht den Junker hohnlachend hinab. Das Bild, das auch ferner aus der Seitenwunde blutet, wird von den Nonnen des Klosters Stetten in ihre Kirche gebracht. Die junge Gräfin nahm den Schleier; später aber ließ Graf Friedrich der Oettinger († 1443) an Stelle der Untat die noch stehende Heiligkreuzkapelle erbauen.

Thele.

Das Niederhechinger Kirchlein

Bei Hechingen, am Fuße des St. Martinsberges, stand das uralte St. Martinskirchlein, auch das Niederhechinger Kirchlein genannt. Der Sage nach soll ehemals die Stadt Hechingen um dieses Kirchlein gelegen haben. Vor dem Kirchlein lag ein großer Weiher, der Wüstenweiher genannt, welcher sehr fischreich war. Das Kirchlein wurde längere Zeit vor seinem Abbruche nicht mehr zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt, und alte Leute erzählten, daß um die Mitternachtsstunde aus den kleinen Fenstern oft ein heller Lichtschimmer gestrahlt habe. Als ein Neugieriger es einmal wagte, hineinzusehen, bemerkte er einen Priester, der am Altare stand und Messe las. Im Gestühl des Kirchleins flimmerten viele kleine Lichtlein, die später auf den Gräbern des ehemaligen kleinen Friedhofes zu sehen waren und dann plötzlich erloschen.

Egler.

II. Teil

Das älteste Holzkreuz in Hohenzollern

Nicht ein alter Turm der Vorzeit, nicht eine leuchtende Wallfahrtskirche auf einem Hügel oder ein vornehmes Schloß am Seeufer, ja nicht einmal die jubelnde Pracht barocker Kunst, die in der Klosterkirche zu Wald (Hohenzollern) Auge und Ohr berauschen möchte, reizt mich heute, wohl aber ein bescheidenes Kreuzbild in diesem Gotteshaus, das die geistlichen Töchter des hl. Bernhard ob seines Alters und seiner Würde so ehrfürchtig behandelten, daß sie ihm einen Ehrenplatz einräumten in der Glasrosette über dem Hochaltar. Es ist das älteste Holzkreuz in Hohenzollern und darum wohl wert, daß ihm ein paar Minuten Gedenkens geopfert werden.

I.

Seit welcher Zeit wird das christliche Kreuz öffentlich aufgestellt und die Kreuzigung Christi in der Kunst wiedergegeben? Jedenfalls kann in den ersten Jahrhunderten davon keine Rede sein, da noch bis in die Zeiten des Kaisers Konstantin hinein die Hinrichtung der schlimmsten Verbrecher am Kreuz in Uebung war und mit dieser Straftat ein solches Maß von Abscheu und Verachtung sich verband, daß man Christus den Herrn ohne Beschimpfung seines Charakters nicht am Kreuze sterbend wiedergeben konnte. Erst als der Kreuzestod aus dem Strafkodex verschwunden und dann ein Menschenalter dahingegangen war, hat man es gewagt, das Kreuz unverhüllt und ohne Symbol in der Kunst darzustellen, zuerst im Morgenland (veranlaßt durch Helenas Kreuzauffindung) und einige Zeit nachher auch im Abendland. Die ältesten bis jetzt bekannten Kreuzbilder haben wir an den Holztüren der Sabinakirche in Rom (um 450), sodann im Rabula-Kodex (um 586) und beim Apologeten Anastasius (um 600), und dann in der römischen Basilika Maria Antiqua (um 750). Abgesehen von den beiden erstgenannten Darstellungen, ist Christus noch lebend am Kreuze mit Heiligenschein, mit gescheitelten Haaren und bekleidet mit einer ärmellosen langen Tunika auf einem Fußbrett stehend, nur die Hände angenagelt, wiedergegeben.

Die Kreuzesdarstellungen mehren sich dann im Abendland im 9.—11. Jahrhundert, wo die Reformbestrebungen Karls des Großen und seiner Nachfolger alte Formen zerschlagen und wie ein jugendfrischer Wind über die Völker des Abendlandes hingehen und alle Zweige des Lebens, der Kultur und Kunst segensreich befruchten. Es ist die Zeit, wo zahlreiche Klöster gegründet werden und ihren höchsten Blütenstand erreichen, wo sie in ihren Schreibstuben Bibelhandschriften und liturgische Bücher für den Gottesdienst so reich und zierlich illustrierten, daß wir heute noch staunend vor diesen Werken der Kleinkunst stehen. Beim Kreuzbild wird da in vielen Fällen die Tunika durch den Lendenschurz ersetzt; es werden bei der Anheftung vier Nägel verwendet; und an die Stelle des Heiligenscheines (Nimbus) tritt eine Zeitlang die Königskrone des Siegers und dann vom 12. Jahrhundert an die Dornenkrone. — Hin und wieder sieht man am Kreuzesfuß einen Totenkopf, der davon herrührt, daß nach alter Legende unter der Kreuzigungsstätte in Jerusalem das Grab Adams sich befunden habe und daß durch den zerspaltenen Fels einige Tropfen des Eriöserblutes auf das Haupt Adams niederträufelten und ihm Erlösung bewirkten.

Die abendländischen Geistesströmungen im 13. und 14.

Jahrhundert tragen dann wichtige Neuerungen in das Kreuzfixbild: Die Scholastik sieht nicht mehr in Christi Geburt und Erdenleben, sondern in seinem Leiden und

seinem Opfertod die Krone des Erlösungswerkes, und die Mystik bohrt sich so tief in die Vorgänge der heiligen Geschichte: in Jesu Leben, Leiden und Sterben ein, daß ehemed leblose Namen mit Blut und Farbe sich füllten. Christus am Kreuze wird nicht mehr lebend, sondern sterbend oder tot dargestellt; der Körper ist herabgesunken und weicht mit seiner Schwere nach der Seite aus, die Füße sind über einander gelegt und nur noch mit einem einzigen Nagel angeheftet. Die ganze Kreuzesdarstellung bekommt eine persönliche Note und ist ein Stück der Künstlerseele. Darum ist es möglich, daß wir vom 14. Jahrhundert an bis heute edelsten Gebilden im deutschen und ausländischen Kunstleben begegnen, aber auch manchmal Darstellungen vor die Augen bekommen voll wildester Leidenschaft, wo Schmerz und Tod im Körper wühlen und Gebärde und Ausdruck bis zur Häßlichkeit verzerren. Große Meister haben immer wieder ihr bestes Wissen in Anatomie und das beste Können in ihrem Fache in den Dienst des wichtigsten Problems gestellt: ein ansprechendes und frommes Kreuzbild zu schaffen. Auch bei diesem Sujet trifft zu, was einmal Prof. Sauer geschrieben hat: „Auf die Epik folgt die Lyrik.“

II.

Nach dieser geschichtlichen Darstellung gilt es nun, dem Holzkreuz im Gotteshaus zu Wald seinen Platz anzuweisen.

a) Beschreibung. Die Kreuzbalken (72 und 54 cm) sind an den Enden, wie oftmals in der frühromanischen Zeit, verbreitert und laufen in Rechtecke aus. Im Kreuz zu Wald bekundet sich noch der lebhafteste Charakter der alten Zeit und läßt den Gedanken an die überaus schmerzliche und grauenvolle Todesart des Herrn nicht aufkommen. Noch ist es ein Holz des Triumphes, und der daran Sterbende ist lebend wiedergegeben als gekreuzigter Herrscher und König, der die Macht und die Freiheit hat, das Leben hinzugeben und wieder an sich zu nehmen, der geheimnisvoll in seiner äußeren Niederlage triumphiert. Darum hängt er ohne Verkrampfung und ohne groteske Verschränkung der Glieder am Holz; ja er erweckt den Anschein, als ob er neldengleich vor demselben stehen würde. Das Haupt ist leicht zur Seite geneigt und die Dornenkrone tief in die Stirne gedrückt. Das Angesicht spiegelt Ernst und Seelenruhe und

Hoheit wieder; ein kurzer wolliger Bart umkräuselt Wangen und Kinn. Die Arme sind in flachem Bogen ausgespannt. Der Leib strafft sich zur Gedehntheit einer klaren Vertikalachse; vier Nägel heften ihn ans Holz; ebenso gestrafft und parallel neben einander gestreckt gehen die Beine nach unten. Das Lendentuch reicht bis zu den Knien und wird durch ein Tau gegürtet, das in der Leibesmitte geknotet ist und dessen Ende symmetrisch zu beiden Seiten niederfallen. Die Stelle des Fußbrettes vertritt der legendäre Adamskopf.

b) Ursprung. Für immer wird wohl im Dunkel bleiben der Name des Kreuzschnitzers, dem jedenfalls weniger daran gelegen war, großes anatomisches Wissen und seelisches Mitfühlen zu offenbaren, als vielmehr die objektive, dogmatische Tatsache der Erlösung zu zeigen auf eine Art und Weise, wie es zu seiner Zeit üblich war. Auch wird schwerlich die Künstlerstube aufzufinden sein, in welcher er gearbeitet hat, wenn gleich in nicht allzu weiter Entfernung einige ähnliche Kreuzfixe sich erhalten haben. — Wenn im Hohenzollerischen Denkmälerwerk Landeskonservat. Genzmer 1150/60 als Entstehungszeit nennt, so ist ihm voll und ganz bei-



Wundertätiges Kreuz im Gotteshaus zu Wald,
ältestes Holzkreuz in Hohenzollern
um 1150/60.

(Der Druckstock wurde geschaffen nach einer Zeichnung von Bildhauer und Kunstgraphiker Gerhard Halbritter-Hägerloch.)

zupflichten. Gründe für diese Zeitbestimmung sind mehrfach vorhanden: Wenn man die Kreuzesdarstellungen von Anfang an bis heute verfolgt, paßt nach den vorhandenen Stückerkmale das Holzkreuz zu Wald nur in die Mitte oder in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. Sodann weist eine Tafelschrift in der Kirche auf das Jahr 1208 hin, wo das „wundertätige Kreuz „gefunden“, also nicht gefertigt worden sei. Unter diesem „Finden“ wird wohl nichts anderes zu verstehen sein als die Uebernahme desselben vom bisherigen Orte in das neu erstandene Klostergebäude und seine Kirche. Aus dem Klosterstiftungsbrief vom 1. April 1212 ist nämlich zu ersehen, daß schon vor dieser Zeit eine Niederlassung, das adelige Hofgut des Ulrich von Balbe, am Orte war mitsamt einer kleinen Kirche, die wohl als sogenannte „Eigenkirche“ zu begreifen sein wird, die vielleicht sogar dem hl. Kreuz geweiht war. Wenn wir wohl als sicher annehmen dürfen, daß dieses erste Kirchlein in Wald mindestens einen Bestand von 50 Jahren hatte, dann kommen wir wiederum auf die Mitte des 12. Jahrhunderts.

Es mag auffallen, daß aus der Zeit 1150—1200 auf verhältnismäßig engem Raume vier romanische Holzkreuze anzutreffen sind: in der Klosterkirche zu Wald, in der Kreuzkapelle zu Saulgau, in Ertingen bei Riedlingen (jetzt in der evangelischen Kirche zu Unterriexingen), in Scheer (jetzt in der Kirche zu Obermarctal). Es wäre sicherlich nicht ganz abwegig, in der Donauegend um Riedlingen herum einen Schnitzer anzunehmen, der vielleicht nach einer bestimmten Vorlage Kruzifixe mit kleineren Unterschieden

und Aenderungen geschaffen hätte, von denen eine kleine Zahl durch die Wirren der Zeit bis in unsere Tage sich hindurchgerettet hätte. — Das Kloster Reichenau kann als Schnitzerwerkstätte kaum in Betracht kommen, da nach einer 300jährigen Blüte um das Jahr 1000 es schon Herbst geworden war in seinen Mauern und so ziemlich jeglicher Kunstbetrieb ruhte. Wir haben zwar in Oberzell ein romantisches Kreuz aus der Zeit um 1200, wo Christus lebend dargestellt und mit vier Nägeln angeheftet ist, (Bischof Gröber schreibt davon: „Das Kreuz ist kein Meisterwerk“) aber sehr fraglich ist, ob es auf der Reichenau seinen Geburtsort hat.

Zwar hat das Hagelwetter der Säkularisation dem monastischen Leben in „Silva benedicta“, in der Gottesau Wald, ein Ende bereitet, doch das alte Kreuz über dem Hochaltar der Klosterkirche ist unversehrt geblieben in dem Sturme, hat seinen Platz ehrenvoll behauptet und ist mit seinen 800 Jahren als das älteste Holzkreuz anzusprechen, das wir in Hohenzollern haben: ja es zählt zu den ältesten Kunsterzeugnissen des Landes überhaupt. — Dem Alter nach an zweiter Stelle steht das große Altarkreuz in Verngendorf, das jahrhundertlang den romanischen Triumphbogen der Kirche und den Aufgang zum Chor belebte und wohl der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstammt (1260/80). — Die dritte Stelle wird wohl das Kreuzbild in der Heilig-Kreuzkapelle am Fuß des Zollerberges einnehmen, das schon der gotischen Zeit angehört (1330/40), und dessen Schnitzer den Hauch der Mystik verspürt hat. *Waldenspul-Melchingen*

Kirchliches aus dem Killertal

Das Killertal hat bekanntlich seinen Namen vom ehemaligen Pfarrort Killer (Kirchweiler-Kilweier, Killwer), zu dem bis 1488 Hausen, Starzeln und Jungingen gehörten, während Schlatt selbst eigene Pfarrei war und auch heute noch streng genommen nicht zum Killertal gerechnet wird. Einen Bach „Killer“ dagegen hat es nie gegeben. Alle Behauptungen dieser Art vonseiten Auswärtiger beruhen auf Unkenntnis. Der Bach oder das Flößchen, das durch das Killertal fließt, hieß immer *Starzel*. Dran wird auch nicht viel geändert, wenn man heute einen kleinen Wasserlauf bei Killer „Killemer Bach“ nennt.

1. Der Junginger Jahrtag

Das Landkapitel Trochtelfingen hatte ehemals in Jungingen am Donnerstag nach Jakobi einen großen Jahrtag zu halten, der erstmals nach schon längerem Bestehen in der Kapitelsrechnung 1465 vorkommt und auch in den neulich veröffentlichten Statuten um 1464 als „Anniversarium in Jungen“ erscheint. Letzter Ausdruck darf nicht befremden, da auch die Adeligen des Dorfes Jungingen gelegentlich als „von Jungen“ vorkommen (Württbg. Regesten). Seit etwa 1800 wurde dieser Jahrtag mit dem Affenschmalzer Jahrtag zu Ringingen, der 1406 gestiftet wurde, fälschlich zusammengeworfen, was zu dem sonderbaren Schluß führte, die Herren genannt Affenschmalz hätten zu Jungingen gewohnt, weshalb man auch das Junginger Bürgle unterm Himberg „Affenschmalz“ nennen müsse. (Heimatklänge des Zoller 1935 S. 69—75). Der Jahrtag zu Ringingen war jedoch keiner der ganzen Kapitelsgeistlichkeit, wurde auch nicht um Jakobi gehalten, was seit Auffindung der Kopie der Stiftungsurkunde außer Zweifel steht. Er bestand in Ringingen bis zur Geldentwertung 1923.

Näheres über den Junginger Jahrtag dagegen sei im folgenden nach Akten des fürstl. Hohenz. Archivs in Sigmaringen mitgeteilt.

Am 11. Oktober 1580 schrieben der Dekan Franz Faudinger zu Oberstetten und Kammerer Georg Beck zu Neufra namens des ganzen Kapitels Trochtelfingen an den Grafen von Zollern in Hechingen: „Pfarrer Carlin Orth von Hausen im Killertal sei kürzlich sechs Tage in Hechingen arretiert gewesen, weil etliche Personen zu Jungingen mit seinem Wissen aber ohne obrigkeitliche Genehmigung einige kleine „Zins“ des Kapitels abgelöst hätten. Daher wollten sie jetzt berichten, wie die Sache des Jahrtags deren von Jungingen selig und dieser Ablösung eigentlich im Grunde beschaffen sei. Nachdem die edlen und vesten Junkherren von und zu Jungingen im Killertal einen ewigen Jahrtag im Kapitel Trochtelfingen — jährlich auf den Tag Jakobi zu Jungingen zu halten — gestiftet hätten, und dagegen dem Kapitel 4 Pfund 7 Schilling 2 Heller (Konstanzer Währung) ewigen Zins aus einem Wald und andern Gütern jährlich zu reichen verordnet, sei dieser Jahrtag von Anfang an etwa mit fünf oder sechs Priestern, auch weniger oder mehr, je nach Zeit und Umständen jährlich gehalten worden. Nach dem Gottesdienst seien gewöhnlich zwei Männer aus den Zinsleuten samt dem Junginger

Vogt zu Gast berufen worden, weil im Laufe der Zeit viel „Spänne“ und Unrichtigkeiten in der Zinsrechnung sich einstellten, damit sie diesen umso fleißiger einbrächten und darauf achtgäben. Die Leute seien bisher immer damit zufrieden gewesen bis auf den jüngst vergangenen Jahrtag, als wegen des „umschwebenden Hauptwehes“ und anderen ehehaften Ursachen etwas weniger Priester beim Jahrtag erschienen. Da sei der Vogt und andere Personen darzu berufen und der ganze Zins bis auf etliche Schilling verzehrt worden. Darunter hätten sich auch etliche Weiber in die Mahlzeit eingeflickt, die der Vogt auch gastfrei zu halten vermeinte, was der Pfarrer von Hausen mit Zustimmung des Kammerers nicht zuließ. Darüber zürnte der Vogt, hielt den Zins zurück und behauptete, man müsse ihn in Jungingen verzehren. Auch ist er nicht mit dem Morgenmahl zufrieden, sondern will die Tageszeche dazuhaben. Dies ist jedoch gegen das Herkommen. Die Geistlichen verzehren auch nur was ihnen gebührt und so soll man auch nicht mehr austeilen, als ein Priester erhält. Der Dorfvoigt wird ja nur ehrenhalber zur Mahlzeit geladen. Der Zins wurde im Laufe der Zeit weitläufig zertrennt, die Unterpfänder verkauft und sind ganz unrichtig worden. weswegen wir uns schon vor sechs Jahren beim Amt in Hechingen beklagten. Dieses hat dann dem damaligen Vogt und Träger (Einzieher) befohlen, diese Zinslein einzufordern. Uns aber hat man befragt, ob wir sie nicht ablösen wollten, was wir auch bewilligten. Somit geschah die (teilweise) Ablösung auf Begehren und mit Willen der Amtleute, also der Obrigkeit. Den Pfarrer von Hausen möge man daher für entschuldigt halten und dem Urheber dieses Handelns auch die Kosten aufladen. Franz Faudinger Dekan und Georg Beck Kammerer.“

Am 16. Oktober 1580 erfolgte die Antwort des Grafen Eitelriedrich: „Bei Nachforschungen über diesen Jahrtag habe er erfahren, mit was Mangel und sondern Klagen der Armenleut der Jahrtag neulich begangen worden sei. Weil die Edlen von und zu Jungingen selig diesen Jahrtag zum Trost der abgestorbenen Seelen allwegen auf Jakobi in Jungingen zu halten gestiftet, haben sie dem Kapitel Trochtelfingen 4 Pfund 7 Schilling und 2 Heller verordnet, daß dieser ewige Jahrtag mit 5—6 oder mehr Priestern cures Kapitels begangen werde. Dabei ist aber doch durch einen unverdenklich steten Brauch ein Herkommen, das ihr jetzt umgehen wollt, daß der Ueberschuß den armen Leuten (besonders zu Jungingen) gegeben werden soll. Zwar hat man den Zins letzte Jahre immer eingezogen, aber den Jahrtag nicht schuldigerweise gehalten und das letztmal auch nur durch unsere beiden Pfarrer zu Jungingen und Hausen. Letzterer ist wie alle andere Untertanen verpflichtet, unsern Nutzen zu fördern, hat aber hier den letzten Willen der Stifter nicht vollstreckt, sondern sogar verhindert, weil er nachdem Mahl einen Hausarmen abwieß, trotzdem noch Ueberschuß da war. Daraus sieht man, daß mehr der Eigennutz und das gute Essen, als Andacht und Gottesdienst von Euch gesucht werden . . . Es ist lächerlich, wenn wegen des schwebenden Hauptwehes (wohl Grippe?) so wenig Priester erschienen sind, das doch

keine tödliche Krankheit ist und zu Jungingen nicht so stark regierte. Die abgelösten Zinsen wurden dann ohne unsere Erlaubnis außer Landes angelegt. Uns aber als Nachkommen der Stifter und Inhaber des Fleckens Jungingen obliegt es, darauf zu sehen, daß den Armen das ihrige nicht entzogen wird. Ihr wollt also berichten, wohin ihr das abgelöste Kapital gebracht habt, und es wieder zurückschaffen. Auch sollen künftig genügend Priester zum Jahrtag erscheinen. Die Unkosten dieser Sache fallen dem Kapitel zur Last“.

Leider geht aus obigem Streit nicht hervor, wer eigentlich Stifter des Jahrtags ist. Das Seelbuch Jungingen enthielt 1625 darüber, was später nicht mehr bekannt war: „Ungenannte stifteten rein wegen Gott viele Einkünfte und Zinsen, damit das Kapitel Trochtelfingen einen Jahrtag zum Gedächtnis der ungenannten Stifter halte und zwar am nächsten Donnerstag nach dem Feste des hl. Apostels Jakobus (d. älteren) mit einer gesungenen Vigili, einer gesungenen Messe für die Verstorbenen und einer Messe zur seligen Jungfrau Maria, und dies zum Seelenheil aller Vorgänger und Nachfahren“.

Diesem Eintrag nach ist gar nicht sicher, daß Angehörige des Adelsgeschlechts von Jungingen, das 1501 ausstarb, in Frage kommen. Vielmehr könnten auch die Johanniter gemeint sein, die im J. 1300 Jungingen an Würtemberg vertauschten, bei dem es bis 1473 blieb. Der Ausdruck „Edle von und zu Jungingen“ ist lediglich ein Modewort des 16. Jahrhunderts.

Im J. 1625 gab es wieder neue Anstände. Am 26. Juli wurde nach Hechingen berichtet: Jakob Hewis (Heiß) zu Jungingen sei Zinser und Einzieher für den Jahrtag und wolle neben den Priestern an der Mahlzeit teilnehmen. Das Amt antwortete: Weil Hewis und die früheren Zinser allwegen den Gottesdienst besuchten, ihr Gebet für die Verstorbenen verrichtet und dabei geopfert hätten, auch anzunehmen sei, daß das Geld auch für die Zinser gestiftet worden, soll Hewis jährlich 6 Batzen zurückbehalten dürfen, da ihm die Priester die Mahlzeit nicht gönnen mögen.

Hierauf erklärte jedoch der Generalvikar von Konstanz diese Auslegung für ungiltig, da Hechingen kein Recht habe, in kirchlichen Dingen zu entscheiden, ganz abgesehen davon, daß ein Akt der Familiarität des Hewis niemals ein Recht begründen könne. Weiterhin wurde mit Rücksicht auf die Kriegserfahrung bestimmt, die Geistlichen seien vom persönlichen Erscheinen in Jungingen dispensiert und jeder dürfe daheim seine Messe halten. Demnach waren jährlich 15 Messen vor undenklich Jahren einmal 7 gewesen waren.

Das Einkommen des Jahrtages betrug im J. 1625 jährlich 7 Gulden 5 Kreuzer und 2 Hühner. Daran gab Jakob Hewis 2 Pfund 15 Schilling, seine zwei Miterben zusammen 20 Schilling. Hans Fladen Erben zu Killer 2 Pfund Heller, Melchior Kohlers Nachkömmling 3 Schilling und 2 Hühner und Balthas Behöm zu Trochtelfingen 2 Pfund 17 Schilling, zusammen 8 Pfund 15 β und 2 Hühner. Nach dieser Aufstellung ist ein Teil des Kapitals nach Trochtelfingen gekommen gewesen.

Das Hechinger Amt ließ sich jedoch die Verteilung des Jahrtags auf die 15 Pfarreien nicht gefallen, zumal nur vier davon im Land lagen (Jungingen, Hausen, Burladingen und Stetten u. Holstein). Die Pfarrer der beiden letztgenannten Orte vermittelten dann am 17. Februar 1626 mit ihrem Dekan dahin: Der Jahrtag bleibt mit 6—7 Messen in Jungingen. Der Zinser Hewis erhält diesmal, weil 3 Jahreszinsen zusammenkommen, eine Vergütung, soll aber fortan nicht mehr Einzieher sein. Sobald das Geld diesmal beisammen ist, soll ein Jahrtag für die „Ungenannten“ nachgeholt werden.

Am 3. Februar 1741 übernahm Eusebius Dorn zu Ringingen 20 fl zu verzinsen für einen ewigen Jahrtag nach Jungingen, ohne Zweifel den unsrigen! (Kontraktenprotokoll Trochtelfingen Nr. 166 im Staatsarchiv Sigmaringen). Um 1786 muß dann der Affenschmalzer Jahrtag von Ringingen (Heiratklänge 1935 S. 69—75) mit dem Junginger Jahrtag fälschlich in Zusammenhang gebracht worden sein, da dieser nun auch auf einmal Affenschmalzer Jahrtag heißt. Dessen Einkünfte betragen am 5. Mai 1820 nur noch 6 fl 26 kr und zwar aus den Mühläckern zu Jungingen 2 fl 30 kr, aus Ringingen 2 fl 36 kr und aus Killer 1 fl 20 kr. Die Verpflichtung zu diesem Anniversar in Jungingen wurden 1845 zum Teil abgelöst und 1905 verweigerten die noch übrigen Zensiten die Zahlung. Damit hörte der Junginger Jahrtag der „Ungenannten“ auf. Der Affenschmalzer Jahrtag zu Ringingen aber bestand von 1406 bis 1923, wo die Geldentwertung das Kapital dahinraffte. Er ist seitdem in den 4 Pflichtmessern für die entwerteten Jahrtage enthalten.

Die Katharinenkaplanei zu Killer

Im J. 1454 errichtete Graf Jos Nikolaus von Zollern am Katharinenaltar der Pfarrkirche Killer eine Meßpfünde oder Kaplanei (Fürstl. Arch. Sigm. Rub. 83 Ka 12, 5, 54). Wir geben hier den wesentlichen Inhalt der lateinischen Urkunde. Der Graf betont eingangs, daß er die Stiftung an den Altar der hl. Jungfrau und Martyrin Katharina mache zur Vermehrung des Gottesdienstes, zum Heile der lebenden und toten Angehörigen, mit Willen des derzeitigen Kirchrektors Dietrich Kümmerlein zu Killer, daß davon sich ein Kaplan bequem ernähren könne. Das Patronatsrecht behalte er sich vor. Der künftige Kaplan soll dem Rektor der Kirche unterstellt sein und ihm helfen singen und beten. Dann zählt er die jährlichen Einkünfte auf im Werte von über 40 Pfund Heller in Konstanzer Währung, wie sie in einem pergamentenen Büchlein vom Tag nach St. Oswald des Märtyrers des Jahres 1451 (6. August) enthalten und erneuert waren:

1) Johannes Bürklin der jung vom Dorf Burladingen gibt aus seinem Lenen, das er von dem genannten Altar besitzt, jährlich 1 Malter Spelz und 1 Malter Haber in Hechinger Maß und dazu 1 Pfund Heller. 2) Johannes Hudel alias Hutmacher von ebenda gibt aus den Lehengütern von weiland Cuno Lässer 2 Pfund 10 β hl. 3) Aus Hausen gibt einer, genannt der alte Mansmuot 2 β hl. 4) ebenda gibt Kaspar Bainger aus der Scheuer des Benz Motz und aus der Hofstatt, die an die Pfefferlein stößt, 3 β hl. 5) Derselbe gibt 7 β hl aus einer Wiese, die Hainzo Buch baute, und aus dem Garten an Benz Firrer. 6) Derselbe gibt 4 Vtl Spelt oder Haber aus einem Acker im Volkartstal. 7) Einer namens Lor zu Hausen gibt aus Haus und Hofstatt 18 hl. 8) Kaiser und Gerlin von Hausen geben aus des Stöfflers Gut 1 β hl. und eben soviel aus dem Gut der Ella Döwen. 9) Beide geben aus 1 Mm Wiesen, die Aberlin Jüngling baute, 1 β hl. 10) Die Kinder des Rufflin Trutzer zu H. geben aus 2 Mm Wiesen 8 β hl. 11) Die drei Trutzer und die drei Firrer geben aus Acker und Wiese, die sie für die genannte Altarpfünde bauen, 4 β hl. und 30 Eier, und dazu ein Herbst- und 1 Fastnachtsnuhn. 12) Benzo Snellinger zu H. gibt 4 β hl und 30 Eier aus Aeckern und Wiesen, die Wolfram Kurz baute. 13) Dietz Motz von Hausen gibt 2 Vtl Frucht aus einem Acker auf Ebnit bei Feldstaig. 14) Wytt Ragor gibt 10 β aus der Rietwies zu Hausen. 15) Derselbe gibt 2 Pfd hl aus der Welhinen Lehen, das Mächthild Häffenlin und ihre Kinder bauten. 16) Derselbe gibt 2 Vtl. Frucht von $\frac{1}{2}$ Jauchert an dem Binsenberg. 17) Derselbe aus 2 J. im Bellental, die Hetza Trutzers baute, 5 Vtl Frucht nach Ackergelt d. h. was gerade dort gebaut wird. 18) Derselbe gibt jährlich 18 β hl aus der Odelswies und aus einem Hanfgarten und Garten in Geigers Wies. Ein Jauchert Acker aus Schnait gehört zum genannten Altar. 19) Rufflin Trutzer gibt 6 Vtl. Frucht aus $\frac{1}{2}$ J. Acker oben an der Aichhaiden und aus 1 J. auf Ebnit nach Ackergelt in Hechinger Maß. Item ein Jauchert gelegen einend (jenseits) Hesental gehört zum genannten Altar. 20) Albrecht Hug hat 1 J. Acker unter den Lochen und 21) einer namens Hefel hat 1 J. an Wölflins Brunnen; beide Aecker gehören dem Altar. 22) Ein gewisser Gäggenler hat ebenfalls einen gleichen Acker auf Ebnit. 23) Johannes Vogt zu H. gibt 10 β aus einem Hanfgarten an der Hofstatt des Hefeis und am Gut des Igels. 24) Johann Vogt der junge gibt aus 1 Wiese im Wilental und aus 1 Wiese in Brunnwiesen und aus 1 Acker 1 Pfd hl. 25) Johannes Hennilotter gibt 2 Pfd hl, 1 Malter Spelt und 1 Mlt Haber. 120 Eier, 2 Herbsthühner aus Haus. Scheuer Hofraite und Hoflehen, das der Lässer selig von Hausen hatte.

Auf Markung Killer: 26) Nikolaus Sachs gibt 1 β hl aus 1 Garten im Dorf am Krautgarten des Heinrich Hochspach. 27) Friedrich Gegginger gibt 4 β hl aus 1 Wiese unter Killer-Uchtat. 28) Aberlin Ruff gibt 15 β hl aus einem Gut genannt Braite und aus 1 Jauchert und 2 kleinen Wiesen am Hebstig. 29) Friedrich von Starzeln gibt jährlich 15 β aus den Aehwiesen die der Virrer baute. 30) Friedrich Gegginger gibt 2 β hl aus dem Gut des Hainzo Gaisiin von Starzeln. 31) Derselbe 2 β hl aus einem Baumgarten. 32) Mechthild Walthers gibt $\frac{1}{2}$ Pfd Wachs aus 4 J. Ackers am Binsenberg. 33) Petrus Kessler und seine Frau Agnes geben 7 β aus einer Wiese an Hainzen Gaisiin. 34) Johannes Böschlin gibt 11 β hl aus der Wiese Kunzlin Bertholds. 35) Konrad Klymmer gibt 14 β aus des Virrers Garten. 36) Johannes Schmid von Starzeln gibt 10 β hl aus Haus, Hofstatt und Baumgarten des Früguff von Starzeln.

Markung Jungingen: 37) Johannes Hiun daselbst aus der unteren Langwies die Adelheid Hochspach baute,

3 β hl. 38) Meuzlin von Jungingen gibt 3 β hl aus 1 Mm Wiesen genant der Gieß. 39) Burkhardus Bosch gibt 2 β hl aus einer Wiese genant Oegelspott, die Hetza Kops baute. 40) Der Wurzer von Jungingen gibt 1 Pfd. hl aus 1 Mm Wiesen, die Frick von Mayingen baute.

Markungen Stetten und Boll: 41) Konrad Steger von Boll gibt aus seiner Hofstatt 10 β hl und 20 Viertel Spelt in Hechinger Maß. 42) Konrad Winter gibt 1 Pfd hl aus der Wiese Roßberg. 43) Die Brüder Berthold und Diez die Schlicher von Boll geben 6 β hl aus dem Gut genant „Uß der Linden“ und Zubehör. 44) Hainrich Vögellin gibt 3 β hl und 2 Herbsthühner aus seinem Areal in Stetten. 45) Derselbe Hainzo gibt 7 β hl aus einer Wiese genant Hofäcker am langen Rain gelegen. 46) Rychlinus genant Schenk gibt 5 β hl aus 4 J. Ackers in Gaillkofen. 47) Hainrich Pfister der junge von Boll gibt aus seinem Lehen, genant Prenners Gut 10 β hl und 14 Vtl Spelt und 8 Viertel Haber Hechinger Maß. 48) Johannes Brisler von Boll gibt jährlich 10 β aus 1 Mm Wiesen, die ans Heiligkreuz-Lehen stoßen.

Markung Schlatt: 49) Die zwei Brüder Eman geben 11 β 6 hl aus einem Acker und 1 Wiese des erwähnten Altars. 50) Hainzlin Schuler daselbst gibt 14 β hl aus des Walchs Grund, genant Wadel. 51) Der Rott von Schlatt gibt 10 β hl aus 2 Hanfgärten daselbst.

Markung der Stadt Hechingen: 52) Der Scherüblin gibt 8 β hl aus 1 Mm genant „die Magoswies“. 53) Derselbe gibt 30 β hl aus dem Haus genant der Gresserin von Hechingen, zwischen dem Haus des Johannes Schmid und dem Tor, und aus 2 J Ackers an der Vischerin. 54) Nikolaus Plozvas daselbst, Johannes Hochspach und seine Mutter Agnes geben jährlich 1 Pfd Heller aus einem Baumgarten ob Kolprunnen und aus einem weiteren vor dem oberen Tor am Baumgarten eines gewissen Wassermann. 55) Ulrich Bader und Werner Martrer von Hechingen geben 1 Pfd hl aus einem Baumgarten vor dem oberen Tor zwischen den Gärten Ottos von Hausen und des Empach und aus 2 Hanfgärten ob Prunzlin's Prunnen. 56) Ulrich Bühel daselbst gibt 10 β hl aus 1 Mm an des Grafen von Zoilern Brühl und an des Holzusers Wies. 57) Johannes Hochspach und Johannes Gaißlin von da geben jährlich 4 Gulden von ihren Gütern und ihrer Habe. 58) Johannes Schammental zu Hechingen gibt aus 3 Mm Wiesen 9 β hl.

Zum Schluß folgt die Bitte an den Bischof von Konstanz um Bestätigung der Pfründe, die denn auch als Transfix angehängt ist. vom 28. bzw. 31. August 1454.

Schon im J. 1482 waren diese Einkünfte der Pfarrkuratie im nahen Hausen verliehen und bilden wohl den Grundstock dieser Pfarrei. J. A. Kraus.

Ein Ausschnitt aus dem Streit um die freie Pürsch

Von J. R i e g g e r, Pfarrer

Vorbemerkung.

Ueber den „Land und Leute verderbenden Streit“, d. h. über den mehr als 200 Jahre dauernden Kleinkrieg zwischen der Hohenzoll.-Hechingenschen Herrschaft und ihren Untertanen ist schon etliches geschrieben und noch mehr abgeschrieben worden. Ob der fast ebenso lange schwebende Prozeß vor dem Reichskammergericht in Wetzlar und dem Reichshofrat in Wien jemals eine volle Durcharbeitung erfährt, darf man mit gutem Grund bezweifeln. Denn wer hätte Zeit und Lust und genügend Interesse daran, das Studium dieser wahrhaften Berge von Akten, die dieser Fall in 2 Jahrhunderten hervorgebracht hat, zu seiner Lebensaufgabe zu machen! Eine kleine Vorstellung von dem gewaltigen Umfang dieses Papierkrieges mag man aus der Tatsache entnehmen, daß der Streit schon nach 29 Jahren die Riesensumme von 100 000 Gulden verschlungen hatte.

Eine gerechte Verteilung von Recht und Unrecht wird allerdings ohne gründliche Verarbeitung des gesamten Materials kaum möglich sein. Bis dahin wird wohl immer der Standpunkt eines Autors auf die Beurteilung abfärben. So hat z. B. J. Cramer in seiner „Grafschaft Hohenzollern“ die Schuld fast ganz auf den Landesherrn geschoben. J. A. Kraus scheint in seiner Abhandlung „Freibirsich und zollerischer Forst, Hohenz. Jahreshefte, 7. Jahrgang, Seite 1 ff. dem Herrenstandpunkt der Herrschaft etwas weit entgegenkommen zu sein. Wenn man allerdings den Grundsatz: Sic volo, sic iubeo... so ist es mein Wille und mein Befehl... als Richtschnur gelten läßt, dann waren die Untertanen zweifellos im Unrecht. Daß in Ausübung der freien Pürsch Ueberschreitungen vorgekommen sind und daß das freie Waidwerk für einzelne ein Anlaß zu Müßiggang und Vernachlässigung seiner Berufarbeit war, kann nicht bestritten werden. Andererseits aber zeigen die allgemeinen und endlosen Klagen über Wildschäden deutlich genug, daß es dem fürstlichen Jagdherrn nicht nur darum ging, ein sinnloses Ausrotten des Wildes zu verhindern, sondern, daß er jede Konkurrenz in den Wäldern ausgeschaltet wissen wollte.

Der nachfolgende Bericht, der sich als beglaubigte Abschrift im Gemeindearchiv Owingen befindet, will die Frage nach Recht oder Unrecht nicht aufwerfen und noch weniger entscheiden, sondern nur dartun, daß in diesem unseligen Streit nicht nur in den Kanzleien und nicht nur mit dem Federkiel, sondern auch in den Wäldern und mit handfesten Argumenten gekämpft wurde.

Notariats-Akt betr. den Ueberfall fürstl. Soldaten und Jäger auf 5 Owinger Bürger in der freien Pürsch am 15. Aug. 1739.

In Nomine Domini Nostri Jesu Christi Amen.

Kundt offenbahr undt zu wüssen seye hiemit und in Crafft dieß, daß im jar Christi 1739: Indictione 2da Regnante serenissimo patientissimo Invictissimoque Romanorum Imperatore Divo Carolo Vito huius Nominis semper Augusto etc. Domino nostroa Clementissimo.

Seiner Römisch-Kayßerl. und Königl. Cathol. Majestet Regierung und Reich, der Rom. im acht undt zwanzigsten, des

yspanischen im sechs undt dreyßigsten, des Hungarisch- und Böhmischen auch im acht undt zwanzigsten Jare, sambstag so da war der 22ste Monats Tag August Nachmittag umb 2 Uhren seindt von dem hochfürstl. hohenzoller-hechingischen Flekhen Aowingen zu mir gekommen Sechs Deputierte Namblichen: Hans Sikhinger, Nikolaus Hebrankh des Gerichts allda, sodann Conrad Poppel Gemaindts Burgermeister, wie auch Joseph Schikh, Joseph Hebrankh und Menrad Weißhaar mit ihrer ordentlichen Vollmacht, welche Ich aus allerhöchst Päpstl. und Kayßerl. Gewaltsame geschwohner Notarius nebst zwayen hierzu erbetteten Gezeugen in meiner Wohnstuben allhier zu Rottenburg am Neckar volgendten Inhalts genau justieret.

Ehrevöster und hochgeehrter Herr Notarie CC.

Demselben sollen wür Ents Ermelte im Namen gesambter Burgerschaft Auingen hohenzoller-hechingischen orths zu vernehmen geben, wasmaßen sich den 15ten dieß abents ohngefer umb :6. Uhr getragen, daß da wür vermög nit allein jenen unterm: 20ten Xbris 1731 von einem höchst preßwürdig Kaßerl. Reichs und Cammergericht Wetzlar erhaltenen Urteil sondern auch besaag des unterm: 13ten Febr. anni currentis von allerhöchst seiner Kayßerl. Majesiet cc Namblich einem Höchst Preyßlich. Kayßerl. Reichshoffraths zu allerunterthänigstem Dankh allernädigst erhaltenem Conclusi und respective Urteil, so weit sich die selbe erstörkhen, unsere von ohnfürdenklicher Zeit her ohnwidersprechlich geweste Freye Pürsch bedratten, unseres gnädigsten Landesfürstens ohnzweifelbar auß hochdero Befehl ohngefer und ailerwenigstens: 25. fürstl. Soldaten, Jäger und Bediente :5: von gedachtem Auwingen die freie Pürsch betretende auf eine recht tyrannische Weyß traktieret.

Derowegen wür dem Herrn Notarium tragent amtswegen dises erbärmlich und ohnerhörte spectacul ad notam zu nehmen und hierüber ein oder merere instrumenta ja souihl die Notthurfft erfordert, umb die Gebühr zu verfassen freintlichst gebetten haben wollen, worauf wür uns verlassen und jederzeit verbleiben.

des Herren Notarii dienstfertig

Joseph Schikh
Joseph Hebrankh
und Menrad Weißhaar

Hans Sikhinger
Nicolaus Hebrankh
des Gerichts
Conrad Poppel
Gemaindtsburgermaist.

Annebens mich den Notarium Müntlichen berichtet, wie daß den :15: dieß abents umb :6: uhren umb das schädliche gewild aus denen lieben Feltfrüchten zu vertreiben fünff verbürgerte Innwohner aus dem Flekhen Auwingen Crafft allernädigst erhaltenen Urtlen, Mandaten, Decreten und Conclusen mit bei sich gehabten Gewöhr die freye Pürsch betretten in dem Wald Oeschershalde genant ohngefer und wenigstens 4: bis :25: Soldaten, fürstl. Jäger und Bediente aufgehalten und so bald sie diese :5: einzig allernädigst erlaubtermassen freye Pürsch betretende erblikhet, gleich und in (ihnen) solang mit grausamem Schießen

schreyen und Tumult nachgesetzt, bis sie denen (5) einzigen Mann auf den Hals gekhommen und nit allein die Gewöhr abgenommen, sondern dergestalten tyrannisch tractieret, daß Johannes Hebrankh ledigen standts da doch keiner von diesen armen tropfen eine Hand angelegt seines alters 19: Jar den 17: deß wegen erschöcklich ausgestandener Mörderey mit hertzschmerzlichen Wehetun seiner lieben Eltern und Bedauern der gantzen Burgerschaft nach allerdenklich angewentem Medicamentis die Ewigkait ergriffen wogleich der Dorffsvogt solch laidigen Fahl dem fürstlich hechingischen Oberamt schuldigermaßen beditten auch daryberhin der fürstl. Hoff-Rath Kerner sich nachher Owingen zu dem Todten verfüget und denselben öffnen zu lassen begehret, dieweilen aber derselbe ein mitgehilff und respective ahnweiser dieses erschöcklichen yberfahls war, hat deß entlebten Vatter und Muetter wider solch vorhabenden actum in solang protestieret, bis entlichen ermelt hochfürstl. Hoffrath wiederumb ohn verrichteter Ding abgewichen und sich nacher Hause begeben.

Den Dominicum Poppel haben dise ausgeschickte Soldaten, fürstl. Jäger und Bediente also Erbärmlich zu gericht, daß ihme von denen Medicis ein stukh von der Hirn-schall genommen, und darauff heut Sonntag als den :23: sein Leben gleich vorigem mit hinderlassung zwayer ohnerzogenen Kindern schmerzlichen geendiget.

Daniel Sintz ist ebenmäßig so verwundet, daß er wegen erschöcklich empfangenen Hieben, stichen und tormentis sich respectivi auch in agone befündet, dann die Herren Medici ihme ein bain aus der Achsel enthöbet und selbst erkennen, daß, wann er auch sein Leben redtete, wenigstens die Tage seines Lebens ein stukh Brot zu gewinnen, nit mehr tauglich würde

Was vor Einer erschöcklichen gefahr Hans Jerg Hebrankh mit Weib und :5: ohnerzogenen Kindern bey diesen tyrannischen Verfolgern nach aydlicner aussag der Deputierten

underworfen geweßen ist, daß so ferne Er in dem recht mörderischen yberfahl sich mit dem Leib und Haupt umb etwas gewendet ihme durch den erschöcklich angesetzten Soldaten-Hieb das Haupt aus seiner Schultern enthöbt und zu Füßen gelegt worden wäre. Annebens hat er doch solche Wunden und Verletzung davon getragen, daß, so Er nicht fleißig beobachtet werden sollt, lebensgefährlich sein darffft.

Den fünften und letzten als Menradt Weißhaar haben die tyrannisch ausgeschickten rechts verfolger nebst andern vielfältig zue gesetzten Stoß und schlägen an der seiten seines Hauptbs wenigstens eines Reichsthalers großes stukh mit größter Lebensgefahr in einem Hieb von dem Kopf hinweggehauen also zwar, daß Er freylich nit Todts gefeulich doch wenigstens eine lebenslängliche Praejudiz haben darffft.

Und da nun solch erschöcklich und von denen armen Underthanen / ihrer aussage gemäß / beschehene tractament bey einem hochfürstl. Obbt (Oberamt) anzeigt worden, hab Herr Oberjägermaister von Entzenberg darüber geantwortet, daß seye noch eine gnad und so ferne nun fürdershin einer auf der vermeinten Freyen Pürsch sich werde blikhen und mit einem Gewöhr befünden lassen. selber solle gleich ohne weittere ahnfrag niedergeschossen und wie andere Wilderer als vogelfrey tractieret werden.

Dann die Auwinger / so sagt Er Jägermaister / haben ja ohne das keinen ahntail an der ergangenem urtel.

Annebens vermeldete auch der Auwingsch Dorff-Vogt Franz Hebrankh mit Namen, er glaube keineswegs, daß diejenige Hosensakh-brüeff zu solcher sache kräftig genug seyen, welche Ein jeder baur in dem hosensakh herumtrage und von dem Kayßer herkommen sollen. Eß sollte ja solche Brüeff ein vornehmer Herr haben, welcher solche, wie sich ein Jeder Thail zu verhalten, vorzaigen könnte.

Yber das volget der Herren Doctor et ad hunc actum requirierten Chyrurgorum gleich anfangs actus pflichtmäßige Inquisition- und visitations attestations folgendten Inhalts.

Ein vergessener Graf von Sigmaringen

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts herrschten in Sigmaringen die Grafen von Helfenstein-Spitzenberg. Vor allem tritt uns da ein Graf Gottfried entgegen, der zwei Gattinnen namens Adelheid gehabt zu haben scheint, die erste vielleicht aus dem Hause der Markgrafen von Ronsberg und in erster Ehe mit einem Grafen von Heiligenberg verhehelicht, und die zweite (um 1231) von den Grafen von Grüningen-Württemberg stammend, die noch 1280 als Gräfin von Sigmaringen vorkommt. Trotzdem nun Graf Gottfried am 5. Februar 1241 tot und im Kloster Salem begraben war, erscheint 1247 wieder ein Graf G. von Sigmaringen. Der sonst so vorsichtige Forscher Sebastian Locher glaubte sich (Mitt. Hönz. I. 42/ff) auf die anerkannte Genauigkeit des älteren Stälin Chr. Fr. verlassen zu dürfen, der in seinem 1847 erschienenen zweiten Band der „Württembergischen Geschichte“ diesen Grafen als Gottfried II. von Sigmaringen ansprach. Dabei stützte Stälin sich auf Oswald Gabelkhovers handschriftliche Geschichte der Grafen von Helfenstein um 1610, und schrieb S. 398: „Im J. 1247 oder 1248 habe Graf Gottfried von Sigmaringen vom Papst Innozens IV., im 5. Jahr dessen Pontifikats die Bewilligung erhalten, zu Zeiten eines allgemeinen Interdikts in verschlossenem Gemach Messe lesen zu lassen“. Seitdem glaubten die Geschichtsforscher allgemein an einen Grafen Gottfried II. und vermuteten in ihm einen Sohn des ersten dieses Namens.

Allein Stälin nätte genauer zusehen müssen! Er berichtet nämlich unmittelbar voraus zum 27. November 1247 nach einer noch im Staatsarchiv Stuttgart vorhandenen Urkunde: Papst Innozens IV. habe auf Bitten der Beutelsbacher Stiftsherren und „seines geliebten Sohnes und edlen Herrn und Grafen“ von Sigmaringen dem dortigen Stift eine Urkunde ausgestellt und er bemerkt weiter dazu, dies lasse fast auf ein verwandschaftliches Verhältnis des Grafen zu dem Hause Württemberg schließen (als dessen Stiftung Beutelsbach gilt).

Hätte Stälin jedoch diese beiden Nachrichten genau verglichen, so hätte er gesehen, daß sie nur zwei unvollständige Regesten ein und derselben Urkunde darstellen. In der jedoch vom Grafennamen lediglich das Anfangs-G steht! Somit dürfte es klar sein, daß schon Gabelkhover dieses G zu Gottfried ergänzt hat.

Allein es war ein Fehlschuß! Der Graf hieß nämlich gar nicht Gottfried. In bayerischen Urkunden von 1253 begegnet uns nämlich der Graf mit vollem Namen als Gebhardus de Sigmaring. Wir erfahren ferner, daß seine

beiden Brüder Bischöfe waren, und zwar Albert in Regensburg und Berthold in Passau. Schon Gustav Seyler hat in seiner 1885 erschienenen Geschichte der Heraldik S. 290 diesen Gebhard nach unserem Sigmaringen gerechnet. W. Baur dagegen lehnte dies (Zollerheimat I, 12 fg) mangels näherer Beweise ab und behauptete, Gebhard habe mit unserm Sigmaringen bestimmt nichts zu tun, sondern gehöre wahrscheinlich nach Simering in Bayern.

Und wieder war es ein Irrtum! Zunächst sind keinerlei Grafen von Simering oder einem ähnlichen Ort in Bayern bekannt, und dann fand sich auch eine päpstliche Urkunde von 1247, worin unser Graf entstellt heißt: „Giberaraus de Sigemoringim aus der Diözese Konstanz!“ in der Diözese Konstanz aber findet sich kein ähnlicher Grafenort, außer unserm Sigmaringen!

Somit sei eine doppelte These aufgestellt: 1) Graf Gebhard nannte sich unzweifelhaft von unserm Sigmaringen. 2) Da sein Name sowohl wie auch der seiner Brüder Albert und Berthold bei den Helfensteiner Grafen sonst unbekannt sind, sie zudem noch an anderer Stelle den Zusatz „von Pitengau“ (d.i. Peiting bei Schongau in Oberbayern) tragen, stammten alle drei aus einem bayerischen Geschlecht! Gebhard hat entweder die Sigmaringer Grafenschaft mit Gottfrieds I. Witwe Adelheid von Grüningen, oder eher mit beider Tochter (Mathild?) erheiratet und nach seinem kinderlosen Absterben nach 1253 wieder an die Helfensteiner Grafen zurückgehen lassen.

Wenn aber von etwa 1241 bis 1258 ein bisher ganz unbekannter Herr zu Sigmaringen befahl, rückt auch die Frage nach der Herkunft des Wappens der Gemeinde, die nach Analogie anderer Städte gerade damals das Stadtrecht erhalten haben wird, in ein neues Licht.

Besäßen wir ein Siegel des Grafen Gebhard oder seiner bischöflichen Brüder, so wäre die Frage schnell gelöst, woher der goldene stehende Hirsch mit Stern in rotem Schilde des Stadtwappens kommt. So aber sind wir auf weitere Kombinationen und Schlüsse angewiesen, die demnächst in einem größeren Aufsatz in den „Hohenzollerischen Jahreshften“ dargeboten werden sollen. Aber daß, wie auch sonst, der Stadtherr das Wappen der Stadt bestimmte, dürfte das Nächstliegende sein! Denn der Schwabenspiegel sagt um 1275: „Die Städte sollen auch Siegel haben, doch nur mit der Herren Willen: wan anders haben sie keine Kraft“. Joh. Ad. Kraus.

Eine Haushaltsrechnung der Gemeinde Hechingen vor 350 Jahren — 1606 bis 1607 —

Der Haushaltsplan einer Gemeinde stellt die in einem bestimmten Zeitabschnitt zu erwartenden Einnahmen und Ausgaben zusammen. Von den zuständigen Organen der Gemeinde beschlossen, gibt dieser Plan den städtischen Organen zugleich eine Anweisung und Ermächtigung, Maßnahmen im Interesse der Gemeinde in der im Haushaltsplan vorgesehenen Weise zu tätigen. Eine schärfere Umgrenzung des gemeindlichen Arbeitskreises durch einen Voranschlag, einen vor Beginn des Verwaltungsjahres aufgestellten Haushaltsplan erübrigte sich in einer Zeit, in der sich die Arbeit der Gemeindeverwaltung in einfachen, geschichtlich überkommenen Aufgaben erschöpfte, in der insbesondere der Betrieb gewerblicher Unternehmungen noch nicht zu einer gemeindlichen Aufgabe geworden war. Voranschläge, die die künftige Arbeit der Gemeinde umschrieben, wobei sich die Bürgerschaft durch die Bewilligung dieses Voranschlages einen bestimmten Einfluß auf die Wirkungsweise der Gemeinde sicherte — sind erst bei einer Erweiterung des gemeindlichen Arbeitskreises aufgestellt worden und haben zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Gemeindeleben beeinflusst. In Honenzollern-Sigmaringen hat ein Gesetz vom 21. VII. 1840 den Gemeinden die Aufstellung eines Voranschlages für je 3 Jahre nach einem einheitlichen Muster zur Pflicht gemacht. Solange sich die Tätigkeit einer Gemeinde in einem überlieferten, fest abgegrenzten Rahmen bewegte, erübrigte sich ein diese Aufgaben umschreibender Voranschlag. Haushaltsrechnungen der kleineren Gemeinden, insbesondere der sog. Nahverkehrsorte zeigen im Mittelalter und auch noch später Jahr für Jahr die gleiche äußere Form und lassen auch hinsichtlich der aufgewandten Mittel keine allzu großen Unterschiede in den einzelnen Jahren erkennen. Die organische Eingliederung der Gemeinden in den Staat mußte später der gemeindlichen Selbstverwaltung dort Grenzen setzen, wo Staatsinteressen regelnd einzugreifen hatten, wie bei den einheitlich vorgeschriebenen Haushaltsvoranschlägen der Gemeinden, die die staatliche Ueberprüfung wesentlich erleichterten.

Die Stadt Hechingen legte im Mittelalter über ihre Einnahmen und Ausgaben alljährlich vom 15. Januar eines Jahres bis zum 14. Januar - Hilary - des nächsten Jahres Rechnung. Diese Rechnung wurde von den beiden Bürgermeistern der Stadt, dem mit der Stadtverwaltung beauftragten Bürgermeister und dem mit der Kassenführung beauftragten Beamten, der gleichfalls die Amtsbezeichnung Bürgermeister führte, gelegt. Beim Abschluß der Jahresrechnung 1606/07 waren die Bürgermeister Gall Schmid und Moritz Göser tätig gewesen. Waren die Rechnungen der Gemeinden im frühen Mittelalter im wesentlichen auf Naturalwirtschaft abgestellt, so haben sich stärkere Anklänge an diese Wirtschaftsform bis in die neuere Zeit erhalten. Die Jahresrechnung 1606/7 ist im ersten Teil auf Maßnahmen beschränkt, die in Geld beglichen sind. Ein 2. Teil ist auf Naturalwirtschaft aufgebaut. In beiden Rechnungen wird zunächst das vorgetragene, was aus dem vergangenen Rechnungsjahr als „Altrest“ zu übernehmen war. An Geld waren 82 Gulden 2 Batzen zu übernehmen. Hellerbeträge werden im folgenden nicht angeführt. Es folgen die Einnahmen der Gemeinde an Steuern, die vom Grundbesitz erhoben wurde, und als Mai- und Herbststeuern in Höhe von 156 Gulden 12 Batzen eingegangen waren. Bei einer Gesamteinnahme von 710 Gulden wurden etwa 20% der Einnahmen durch Steuern erbracht. Notjahre zwangen gelegentlich zur Erhebung einer Sondersteuer. So wurden zu Beginn des 30jährigen Krieges im Rechnungsjahr 1622/23 eine „Schätzung“ nach dem gleichen Steuerfuß als St. Georgi- und Michaelissteuer erhoben und im wesentlichen an den Landesherren abgeführt. Bei einem größeren Besitz der Stadt an Ländereien gingen an Wiesen, Aeckern und Gärten etc 76 Gulden 3 Batzen an Bodenzins ein. Ein Darlehen der Gemeinde Hechingen an das Zucht- haus in Stockach in Höhe von 250 Gulden erbrachte u. a. 12½ Gulden an Zinsen. Insgesamt gingen bei diesem Haushaltstitel 98 Gulden 6 Batzen etwa 14 % der Einnahmen ein. 3 Metzger zahlten für die Benutzung städtischer Einrichtungen 1 Gulden, der Kornmeister vereinnahmte 7 Gulden, der Roß- und Bullenmarkt warf 9 Gulden 14 Batzen ab, die Arbeit des Stadtboten und die Auswertung des Burgrechtes erbrachte 9 Gulden 15 Batzen. Aus dem Verkauf eines Pferdes und anderen Viehs wurden 50 Gulden 7 Batzen erlöst. Der Verkauf von Vesen (Dinkel) und Hafer warf 72 Gulden 9 Batzen ab, etwa 10 % der Einnahmen. Jeder das Stadtgebiet verlassende Bürger hatte nach der Höhe seines Ver-

mögens ein Abzugsgeld zu zahlen, das in diesem Jahr 17 Gulden 12 Batzen abwarf. Verkauf von Heu und Stroh erbrachte 8 Gulden, während verschiedene unter „Insgemein“ zusammengefaßte Einnahmen mit 43 Gulden 13 Batzen zu Buch gestellt sind. Darunter befindet sich eine Steuervorauszahlung von 32 Gulden 5 Batzen, die offenbar einem Verlustabschluß des Rechnungsjahres vorbeugen sollte. Insgesamt belief sich die Einnahme der Stadt in diesem Rechnungsjahr auf 710 Gulden 5 Batzen.

Die auf „Früchte“ abgestellte Jahresrechnung hat aus dem Vorjahr an Vesen 38 Malter — ein Hohlmaß — 5 Viertel übernommen. Dazu tritt im neuen Rechnungsjahr offenbar infolge einer ungünstigen Ernte eine Menge von nur 32 Malter 3 Viertel, sodaß insgesamt für das neue Rechnungsjahr 70 Malter 8 Viertel zur Verfügung standen. An Emer, einer dinkelartigen Frucht, wurden 33 Garben mit 4 Malter 4½ Viertel geerntet, während an Hafer aus alter Ernte 11 Malter 10 Viertel und aus laufenden Erträgen 21 Malter 4 Viertel insgesamt 32 Malter 14 Viertel ausgewiesen werden.

Unter Ausgaben stehen die an die Herrschaft zu Händen des Rentmeisters abzuführenden Abgaben in Höhe von 66 Gulden 11 Batzen an der Spitze, die je zur Hälfte im Mai und Herbst zu zahlen waren. Von der Sondersteuer des Jahres 1622/23, die in Höhe von 332 Gulden erhoben wurde, gingen an die Herrschaft 286 Gulden, sodaß der Stadt noch 46 Gulden verblieben. An Zinsen für die Aufnahme von Darlehen wurden nur 5 Gulden an das Stift und andere kirchliche Anstalten verausgabt. Schulden, deren Aufnahme für kleine Gemeinden damals schwierig war, waren sonst nicht vorhanden. Es folgen die Ausgaben zur Besoldung der Beamten. Die städtischen Beamten wurden teils in Geld, teils in Naturalien bezahlt. Die beiden Bürgermeister, nicht hauptamtlich tätig, erhielten 12 Gulden, 12 Batzen jährlich. Der nächst besoldete Beamte der Stadt war der Stadtschreiber, auf dem im wesentlichen die Verwaltungsarbeit lastete. Er erhielt jährlich 25 Gulden. Die Arbeit des Schulmeisters erforderte 15 Gulden jährlich, die des Brunnenmeisters 20 Gulden. Alle anderen in der städtischen Verwaltung Tätigen erhielten bei teilweise nur geringer Inanspruchnahme durch die Stadt geringe Entschädigungen: die beiden Baumeister 4 Gulden, die Hebamme 4 Gulden, der Stadtknecht 2 Gulden 12 Batzen etc. Insgesamt belief sich der Besoldungsaufwand der Stadt auf 96 Gulden 3 Batzen, oder 14 % der Gesamteinnahme der Stadt. Für Vieh wurden 110 Gulden 10 Batzen verausgabt, wobei der Ankauf eines Hengstes aus Burladingen 53 Gulden, der Ankauf eines Pferdes von dem Sohn des Bürgermeisters 46 Gulden erforderte. Für Wiesen und Aecker wurden 5 Gulden 13 Batzen aufgewandt. 38 Personen, die beim Schnitt des Emers tätig wurden, erhielten je ein Brot, die 3 Binder je 3 Brote, wofür insgesamt 8 Batzen 5 Heller bereit zu stellen waren. Eine wesentliche Aufgabe der mit einer Mauer umwundenen Stadt war der Schutz vor räuberischen Ueberfällen. Zigeunerbanden in Stärke von mehreren 100 Mann, von denen in einem Fall ⅓ bewaffnet waren, entlassene Soldaten, die sich zusammengefunden hatten. Landstreicher waren eine Gefahr für die Gemeinden, die sich ihrer beim Fehlen stärkerer Polizeieinheiten und dem Mangel an Nachrichtsmitteln nur schwer erwehren konnten. „Ein überhand nehmendes gottloses Diebesgesindel, Räuber, Gauner, Zigeuner und andere Landvagabunden“ bildeten nach einem Regierungsbericht eine ernste Gefahr für das Land. Die Unterhaltung der Stadtbe- festigung, wehrhafte Bürger waren daher eine elementare Voraussetzung für ein Gemeindeleben. Für Bauarbeiten wurden daher nicht weniger als 263 Gulden 6 Batzen, etwa ⅓ der gesamten Ausgabe verwandt. Für die Erhaltung der Stadtmauer wurden 67 Gulden 10 Batzen für das Brechen von Stadtmauersteinen 15 Gulden aufgewandt. 3 Tagelöhner arbeiteten 69 Tage für täglich 2 Batzen am Stadtgraben und erhielten 9 Gulden 3 Batzen. Ein Pflasterer aus Rottenburg erhielt für das Pflastern von 303½ Klafter 43 Gulden 4 Batzen, die im Akkord von 1 Gulden für 7 Klafter vergeben waren. Die Unterhaltung der Fenster im Stadthaus erforderte 5 Gulden 8 Batzen. Der Uhrmacher aus Haigerloch erhielt für Arbeiten an der Stadtuhr 1 Gulden 3 Batzen. Unter Insgemein wurden zahlreiche Arbeiten zusammengefaßt, die nicht mit einem Sammelnamen belegt werden konnten. Der Gerichtsdienner erhielt „nach altem Brauch“ am Aschermittwoch 2 Gulden 5 ½ Batzen. An Brandsteuer waren für städtische Gebäude 2 Gulden aufzubringen. Für Almosen 4 Gulden 7 Batzen ausgegeben. Den jungen Schülern und

Schülerinnen wurde der Schulbeginn mit Gaben im Wert von 3 Batzen 4 Heller schmackhafter gemacht. $\frac{1}{2}$ Ries Papier hatte $10\frac{1}{2}$ Batzen erfordert, der neue Kalender 15 Heller. Der Schützengesellschaft wurden nach altem Brauch 4 Gulden gespendet. Ein Besuch von 13 Hechinger Schützen in Ebingen machte eine Ausgabe von 1 Gulden 4 Batzen, von 20 Schützenbrüdern in Wessingen zu Schießübungen 1 Gulden 5 Batzen oder 4 Kreuzern je Mann erforderlich. Die Bewirtung von 52 Schützen aus Ebingen für 2 Tage belastete die Jahresrechnung mit 14 Gulden. Zur Prüfung der Jahresrechnung, offenbar zur Beschaffung von Speisen und Getränken, sind 1 Gulden 12 Batzen zu Buch gestellt. Die Ausgaben beliefen sich bei dem Etatstitel „Insgemein“ auf 134 Gulden 6 Batzen.

Der „Naturalienetat“ stellte zur Aussaat an Vesen $5\frac{1}{2}$ Malter, an Emer 2 Malter bereit. Je 4 Malter erhielt der Stadtschreiber und der Schulmeister, 2 Malter 8 Viertel der Brunnenwärter, verkauft wurden 17 Malter. Die Erntearbeiter bekamen außer dem Brot noch 2 Malter Vesen. Der Ar-

meuteherberge wurden 1 Malter, kleinere Mengen dem Roßhüter, der Hebamme, dem Totengräber und der Heiligenpflege überwiesen. In ähnlicher Weise kam der Hafer nach Bereitstellung der Aussaat zusätzlich an städtische Angestellte zur Verteilung. Das Rechnungsjahr 1606/07 schloß dank des vorausbezahlten Steuerbetrages von 32 Gulden 5 Batzen, mit einem Ueberschuß von 27 Gulden 7 Batzen, 30 Malter 12 Viertel an Vesen und Emer und 12 Malter 9 Viertel an Hafer ab. Die Jahresrechnung wurde am 1. VI. 1607 von den zuständigen Stellen für richtig befunden, sie wurde „justifiziert“. Jeder Bürger hatte auf Grund des Bürgerreides die Pflicht, Unregelmäßigkeiten zur Sprache zu bringen. Wenn Professor Preuß feststellt, daß damals nur die Staatsaufsicht „haarsträubende Beschlüsse kleinerer Städte“ verhindern konnte, so läßt die Jahresrechnung der Stadt Hechingen erkennen, daß die Wirtschaft der Stadt, auf gesunder Grundlage aufgebaut, den gesunden Belangen der Bürgerschaft gerecht wurde.

Reg.-Direktor a. D. Dr. Dr. Braun s, Sigmaringen.

Geographische Merkwürdigkeiten

Betrachtet man die Karte von Südwestdeutschland aufmerksam, so kann man Wiederholungen von Ortsnamen feststellen, wie sie in dieser Fülle wohl sonst nirgends in Deutschland vorkommen. Hierbei stößt man in den alamanisch-schwäbischen Gebieten auf die merkwürdige Erscheinung — hauptsächlich in denen der schwäbischen Alb und deren Randgebieten —, daß Namen benachbarter Orte in anderen Gegenden im Umkreis von ähnlicher Ausdehnung — zum Teil etwas abgewandelt — wiederzufinden sind. Diese Wiederholungsgruppen sind in der Hauptsache südwestlicher Richtung, dem Zuge der schwäbischen Alb folgend, 35—170 km voneinander entfernt und ziehen sich bis nach Oberbaden und in die Schweiz hinein. Bei der Wiederholung ist das Grundwort manchmal geändert. Bemerkenswert ist auch, daß die in den wiederholten Gruppen gelegenen Namen, soweit sie auch sonst mehr oder weniger häufig vorkommen, in den Zwischenräumen zwischen den Ursprungs- und Wiederholungsgruppen, von verschwindend wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht vorkommen. So erscheinen:

im Raume Ulm-Blaubeuren: Jungingen, Ringingen, Burladingen; bei Hechingen: Jungingen, Ringingen, Burladingen; bei Göppingen-Kirchheim-Teck: Schlatt, Boll, Weilheim, Bisingen. Beuren, Owen, Bodelshofen; um Hechingen: Schlatt, Boll, Weilheim, Bisingen, Beuren, Owingen, Bodelshausen; bei Ehingen: Steußlingen, Volkersheim, Hausen, Kirchen, Stetten; Hegau: Ehingen, Steißlingen, Volkertshausen, Hausen, Kirchen, Stetten. Riedlingen (Donau). Riedlingen. Andelfingen, Wilflingen, Neufra. Marchtal, bei Rottweil: Wilflingen. Neufra (bei Gammertingen: Neufra); Schaffhausen-Winterthur: Rüdlingen, Andelfingen, Wülflingen, Neuforn (= Neufra), Martalen (= Marchtal), Düttlikon (= Diethofen); Baling.; Rottweil: Baling., Endingen, Rottweil; a. Kaiserstuhl: Bahling., Ending., Rothweil; b. Balingen: Erzing., Geislingen; bei Waldshut: Erzing., Geißling.; um Tübingen-Herrenberg: Tailfingen, Pfäffingen; Balingen-Ebingen: Tailfingen, Pfäffingen; Sulz (Neckar): Sulz. Geroldseck; Lahr (Baden): Sulz, Geroldseck; Villingen: Inringen (abgegangen), Grüningen; Kaiserstuhl: Grüningen (abgegangen), Ihringen; Biberach (Riß): Mettenberg, Birkendorf; Bonndorf: Mettenberg, Bir-

kendorf; Haigerloch: Owingen, Weildorf; Ueberlingen: Owingen, Weildorf; Schwäbisch Gmünd: Heubach, Rechberg; Waldshut: Heubach, Rechberg, Münsingen: Haigerloch (Flurnamen), Traillfingen, Gruorn; Haigerloch: Haigerloch, Trillfingen, Gruol; Eßlingen-Neckar-Filder: Eßlingen, Möhringen; Donaueschingen: Eßlingen (Baden), Möhringen; Günzburg (Bayern): Offingen, Burgau; Riedlingen (Donau): Offingen, Burgau; Urach-Münsingen: Urach, Rietheim, Wittlingen, Böttingen; Donaueschingen: Urach, Rietheim; Lörrach: Wittlingen, Bettingen; Kirchheim-Nürtingen: Ensing (Unter- und Ober), Oetlingen: Lörrach: Inzlingen, Oetlingen.

Erwähnenswert waren noch als Gruppen außerhalb des Zuges der schwäbischen Alb: im Welzheimer Wald: Geschwend, Schlechtbach; bad. Wiesental: Geschwend, Schlechtal, Freudenstadt-Horb: Aach, Dornstetten, Schopfloch, Bittelbronn; Hegau: Aach, Dornberg, Schopfloch, Bittelbronn.

Von 20 Doppelgruppen sind 1 etwa 25 km, 7 etwa 50—70 km, 3 etwa 70—90 km, 3 etwa 80—90 km, 2 etwa 90—100 km und 4 etwa 100—170 km voneinander entfernt. In diesem Zusammenhang möge noch auf die enge Beziehung hingewiesen werden, in der das württ. bayr. Ries mit Hohenzollern und seinen Grenzgebieten steht. Im Ries finden sich Ortsnamen wie Wessingen, Bissingen, Grosselfingen, Baldingen, Trochelfingen, Hüßlingen, Dehlingen, Wechingen, Mertingen, Gunzenhausen, Geislingen, Wilflingen. Die entsprechenden Orte Wessingen, Bisingen, Grosselfingen, Trochelfingen, Truchelfingen, Mertingen (abgegangener Ort bei Stetten u. H.), Gunzenhausen, (bei Ostrach), Baldingen, Wilflingen (bei Riedlingen, bei Rottweil, bei Gammertingen), Geislingen, Hüßlingen, (Hossingen bei Meßstetten), Dehlingen (= Deilingen), Wenningen liegen in Hohenzollern bzw. in der Gegend zwischen Hechingen und dem Heuberg. Daß es sich beim Vorkommen gleichnamiger Orte um Zufälligkeiten handelt, erscheint nach den Beispielen ausgeschlossen. „Es liegt vielmehr die Besiedlung Schwabens vom 3. bis 9. Jahrhundert als eine systematische oder jedenfalls gesetzmäßig erfolgte vor uns.“ (I. Bitzer, Freudenstadt in Jahrgang 1923 Nr. 6 der Blätter des Schwäbischen Aibvereins.)

H. L e m b e c k, Hechingen.

Der erste deutsche Gefallene im Krieg 1870-71

Nachfolgender Brief, in der Urschrift aufbewahrt im Gemeindearchiv zu Gauselfingen, sei als ein Beispiel von preußischer Gründlichkeit und Ehrlichkeit hier angeführt. Er steht im wohlthuenden Gegensatz zu Erfahrungen auf demselben Gebiet aus dem letzten Kriege.

Der erste deutsche Gefallene im Krieg 1870/71 stammte aus Gauselfingen. Die Gemeinde wurde davon durch folgenden Brief verständigt:

Saarbrücken, 29. Juli 1870.

An den Herrn Bürgermeister in Gauselfingen
Kreis Sigmaringen.

Wir haben die traurige Pflicht, Eurer Wohlgeboren den Tod des Ulan Sebastian Klaiber, geboren den 27. April 1849 zu Gauselfingen mitzuteilen. Derselbe erhielt gestern abend gegen 5 Uhr in einem Vorpostengefecht einen Schuß durch den Kopf, worauf der Tod sofort eintrat. Anbei

überreichen wir Ihnen das Protokoll der K. Lazarettkommission über das Eigentum des Gefallenen mit der Bitte, der Familie des Verstorbenen davon Mitteilung machen zu wollen. Sobald die Post wieder Pakete befördert, werden wir Ihnen das Eigentum des Klaiber zukommen lassen, wenn Sie nicht anders bis dahin darüber verfügen.

Die Lazarettkommission: I. A. Emil Schlachter.“

Als Eigentum ist festgestellt: 1. Notizbuch mit Bleistift, 1 Frisierkamm aus Horn, 1 kleines Messer, 1 Feldflasche, 1 baumwollenes rotes Taschentuch, 1 ledernes Geldbeutelchen mit ledernem Riemen zum Umhängen, worin sich vorfinden: ein preußischer Kassenschein = 1 Taler; ein braunschweiger Kassenschein = 1 Taler; 1 sachsen-meininger Kassenschein = 1 Taler; ferner kleine Münzen, zusammen 3 Taler 24 Silbergroschen 10 Pfennige. Ferner ein kleines Schlüsselchen.
X. Schilling.

Kleine Mitteilungen

I.) Im Taufbuch Nr. III, das die Jahre 1730 bis 1754 umfaßt, findet sich unter anderen Notizen auch eine solche, die von der Anwendung eines sog. Magnusstabes in Hechingen berichtet. Dort lesen wir: Nota was ahlier under mier Joanne Martino Fischer Parocho et Decans Denckhwürdiges geschehen undt zwar Anno 1719 (und den folgenden Jahren seiner Amtszeit):

„Anno 1729 den 16. July ist hier ankommen Admodum Reverendus ac Religiosus Pater Ambrosius ex monasterio Zwifalten cum sacro baculo S. Magni propter nimium copium locustarum, cimicum et bruchorum, quae prata, a gros et campos devastaverunt.“

Zu Deutsch: Am 16. Juli des Jahres 1729 ist hier angekommen der Hochwürdigste fromme Pater Ambrosius vom Kloster Zwifalten mit einem geweihten Stabe des Hl. Magnus wegen der überaus großen Menge von Heuschrecken, Erdwanzen und Raupen, welche die Wiesen, Aecker und Felder verwüstet hatten. — S. —

II.) Unter den Akten des Dekanats Hechingen findet sich eine Aufstellung über das Sammelergebnis zu Gunsten der Wächter am Hl. Grab in Jerusalem aus dem Jahre 1787, das zeitgeschichtlich interessant ist und daher hier mitgeteilt werden soll.

Almosen für das Heilige Land, gesammelt im Ehrwürdigen Kapitel Hechingen im Jahre 1787:

	7. Gulden	33 Kreuzer
Grosselfingen gab	5	48
Steinhofen und Bisingen	1	—
Tanheim	1	16
Zimmern	8	45
Boll	13	35
Hechingen	3	45
Stein	9	03
Weilheim und Wessingen	3	30
Rangendingen	2	24
Owingen		
Summa	56	39

Der Pfarrer von Owingen fügte dem Geldbetrag noch folgendes Gedicht bei:

Almosen für das heilige Land in der Pfarrey Owingen gesammelt à 2 Gulden 24 Kreuzer

Ich gestehe, es ist wenig:
 beym Sammeln war kein König:
 die Gesichter ziemlich sauer,
 und sagte mancher Bauer:
 Viele Steuern muß ich zahlen,
 Weniges hab ich zum maalen.
 Der Groschen für das heilige Land
 klebt sehr hart an meiner Hand.
 Auch wenig kann der Pfarrer beytragen;
 gegründet sind die viele Klagen
 über Pension und Prozeß
 und Niemand will für Geld ein Meß.

Hiermit empfiehlt sich gehorsamt

Owingen, den 24. Heumonats 1787

Buochmiller, Pfarrer.

Also auch damals schon das gleiche ewig alte und immer neue Lied. — S. —

Die Hünaburg von Weihwang. Durch die neuen Erkenntnisse, die die Ausgrabungen von Landeskonservator Dr. Rieth an der Heuneburg von Hunderringen zeitigten, gewinnen die auf hohenzollerischem Boden gelegenen Volksburgen, „die alte Burg“ von Langenenslingen und die auf dem Schloßbühl, gegenüber Weihwang gelegene Hünaburg, erneut an Bedeutung. Letztere soll noch in diesem Herbst erneut vermessen werden. Während der heutige Flurname hierfür Schloßbühl lautet, hieß er 1501 Hünaburg, 1602 Hünenburg und Heunenburg, 1624 Hünaburg und Hennenburg, 1680 Hünneburg, 1701 Hennenburg. Wieviel treffender ist doch der Name, den unsere Vorfahren im Mittelalter der Volksburg gaben! Sie glaubten, daß nur Hünen oder Riesen diese gewaltigen Befestigungswerke der vordeutschen Fliehburgen geschaffen haben können. Ringwalle von geringerer Ausdehnung befinden sich noch um Bittelschieß auf dem hinteren Burstel (Burgstall) und auf dem Sam, am Antonbrunnen auf Markung Krauchenwies, der 1468 „Burgstall am Sam“ hieß. Jg.

Hans Eisele von Harthausen bei Feldhausen. Sohn des Stoffel Eisele und der verst. Anna Spießlerin, wird am 1. März 1611 aus der Leibeigenschaft der Speth entlassen und zieht ins Zollerische, wohl nach Gauseltingen, scheint vorher kurz in Bronnen gewohnt zu haben. (Dom. Arch. Sigm. R. 103 Nr. 15).

Das Herz der Landesmutter

Die „Schwäbische Zeitung“ (Kreisausgabe Sigmaringen) brachte in ihrer Ausgabe am 8. Sept. 1951 folgende interessante Nachricht:

Am 1. September war der 104. Todestag der wohlthätigen Fürstin Eugenie von Hohenzollern-Hechingen, die im heimatkundlichen Schrifttum allgemein als die „Mutter des Landes“ bezeichnet wird. Durch Zufall ist es einem Heimatforscher aus Stetten bei Hechingen gerade in diesen Tagen gelungen, den Nachweis zu führen, daß sich das Herz der Fürstin nicht in der Stadtkirche in Hechingen befindet, wo ihr Leib Ruhe gefunden hat. Ihr Herz wurde damals in der Hauskapelle des Leuchtenberg-Palais in München, nahe den Särgen ihrer Eltern beigesetzt. Im letzten Krieg vermauerte man die Urne mit anderen Urnen im Kamin des Leuchtenberg-Palais, das durch Bomben zerstört wurde. Die Urnen blieben erhalten, und die Jesuiten der Michaelskirche nahmen sich ihrer an. Von ihnen wurde die Urne mit dem Herzen der Fürstin Eugenie in der Nähe der Särge der bayerischen Könige und anderer Mitglieder des Hauses Wittelsbach beigesetzt. Dort ist die Urne jetzt gefunden worden.

Eigener Friedhof für Beuren b. Hech. Bekanntlich gehörte Beuren bis zur Errichtung der Kuratie Schlatt am 1. Mai 1947 zur Pfarrei Hechingen, so schon nach den Collegialstatuten von 1499, während noch die Pfarrei Schlatt bis um 1545 bestand. Infolgedessen wurden auch die Toten des Dörfleins bei der Pfarrkirche in Hechingen beerdigt. Nun berichtet ein Schriftstück vom 30. April 1605 folgendes:

„Die Einwohner des Fleckens Beyern in der Pfarrei Hechingen haben sich an den Bischof von Konstanz gewandt und brachten vor: Obwohl seit unvordenklichen Zeiten ihre Verstorbenen auf dem Hechinger Gottesacker beerdigt worden seien, hätten sie immer unter der weiten Entfernung gelitten, und die Einwohner von Hechingen ließen sie bei derzeit grassierender Pest nicht gern zum Begräbnis zu. Sie möchten daher, um häufiger an das künftige Gericht erinnert zu werden und die Grabmäler der Heimgegangenen immer vor Augen zu haben, in ihrem eigenen Dorf um die Kapelle herum einen Friedhof für ihre Verstorbenen anlegen und mit einer Mauer umgeben und bäten daher um bischöfliche Erlaubnis. Der Pfarrer und Collegiatsdekan von Hechingen Otho Hainrich Baldung von Löwen (de Leonibus) hat diese Eingabe mittels eines Begleitschreibens wärmstens empfohlen. Der bischöfliche Generalvikar gab nun die Erlaubnis zur Errichtung des Friedhofs mit dem Anfügen, daß die Rechte der Pfarrkirche in Hechingen hierdurch nicht geschmälert werden sollen.“ (Erzb. Archiv Freiburg, Ha 329 S. 1).

Im vorigen Jahrhundert, als die Furcht vor Gespenstern und vor gesundheitlichen Schädigungen vielerorts die Kirchhöfe aus den Ortschaften hinaus verlegen ließ, wird auch der Gottesacker von Beuren dann an den heutigen Platz gerückt worden sein. Kr.

An das

Postamt

in

Allgemeine Volksbewaffnung anno 1848. Im Gemeindearchiv zu Gauselfingen findet sich ein Eintrag ins Protokollbuch vom 2. April 1848 vom damaligen Vogt Eisele: „Da in allen teutschen Landesstaaten eine allgemeine Volksbewaffnung soll errichtet werden, so wurde von dem Ortsvorstand beschlossen, daß vom zurückgelegten 18. Altersjahr bis einschliessig zum 40. Jahr alle Bürger- und Bürgersöhne verpflichtet (sind), solchem Verlangen beizutreten. Es wird aber keine Entschuldigung weder von diesem oder jenem angenommen, es leidet keine Ausflüchte als bey bewiesenen Krankheitsumständen. Als Eintrittsjahr wird der 1. Jener sowie zum Austritt desselben bestimmt.“ — Diese Bekanntmachung war eine der letzten Amtshandlungen des schreibgewandten Vogts Eisele. Drei Wochen später genehmigen die Gemeinderäte (mit vierzehn Unterschriften versehen!): „Dem Altvogt Eisele wird vergonnet, ein Stück Schaffholz zu Rechenmachen abgegeben nach einem Geldanschlag 26. April 1848.“ — Gauselfingen hatte im Jahre 1848 510 Einwohner und zahlte als Kleinmontierungsgeld damals 22 Gulden 15 Kreuzer. Xaver Schilling, Gauselfingen.

Alemannenfunde in Vilsingen. Vilsingen gilt als eines der ältesten Dörfer des Kreises und hatte schon sehr früh eine Kirche. Bekannt ist es durch seine bedeutenden Grabhügel-funde aus der Hallstattzeit. Am 10. Sept. 1951 stieß man bei Grabarbeiten in etwa 1½ m Tiefe auf ein Alemannengrab. Man fand die Knochenreste eines kräftigen, jüngeren Mannes, seine Spata, das Langschwert, und eine 45 cm lange Lanzenspitze, sowie eine kleine Schnalle. Weitere Beigaben fehlten. Wie erst jetzt bekannt wird, wurden vor Jahrzehnten 5 Gräber auf dem gleichen Grundstück mit ähnlichen Beigaben gefunden, sodaß alemannische Reihengräber vermutet werden können. Die Fundstelle liegt direkt an der alten Römerstraße, gegenüber dem Gasthof zum Löwen. Jg.

Uniform der Zollaufseher in Hechingen. Um 1813 waren im Fürstentum Hechingen 5 Zollaufseher angestellt. Ihre Uniform, die der Hoffaktor Moses Bacher um den Preis von je 55 fl. lieferte, bestand aus einem weiten Rock und einem Frack, beide mit Krepp gefüttert. Der Kragen und die Aufschläge am Frack waren aus Manchesterstoff, die Knöpfe aus weißem Metall. Weiter gehörten zur Montur eine rote Weste, ein Paar lange Hosen, ein Paar Unterbeinkleider und ein Hut mit silberner Schleife. Sch.

Neuerscheinungen

- 1.) „Kunst- und Kirchenführer durch die Stadt Haigerloch.“ Die von Herrn Stadtpfarrer Gulde in Verbindung mit den Herren Baurat Genzmer und Graphiker Alfred Laubis erschienene Broschüre zeigt in einzigartiger Schau den Kunstreichtum Haigerlochs. Dem Büchlein mit seinen sorgfältig ausgewählten Abbildungen wünschen wir weiteste Verbreitung bei allen Kunst- und Heimatfreunden.
- 2.) „Zur Geschichte des Sanitätswesens im Fürstentum Fürstenberg.“ Von Karl Jäck und E. Th. Nauck. (Schriftenreihe des Fürstl. Fürstenbergischen Archivs.) Mitbearbeitet sind hierbei auch Trochtelfingen und Jungnau.

BESTELLSCHEIN

zum Bezug der „Hohenzollerischen Heimat“

Ich/wir bestelle(n) ab sofort zum laufenden Bezug durch die Post Stück „Hohenzollerische Heimat“, Verlagspostamt Gammertingen, zum halbjährlichen Bezugspreis von 60 Pfg.

Vor- und Zuname

Genauere Anschrift

Dieser Bestellschein ist bei Neubestellung bzw. Nachbestellungen der nächsten Poststelle aufzugeben. Um deutliche Schrift wird gebeten.

Der „Hohenzollerische Landesbote“ berichtet in seiner Ausgabe vom 13. September 1951:

Römerstraße entdeckt

Owingen. Bei Grabarbeiten zu einem Neubau stieß man hier in 60 Zentimeter Tiefe auf Spuren einer gut angelegten Römerstraße. Ein sauber angelegtes Steinpflaster, mit rotem Sand bestreut, läßt eindeutig die einstige Heerstraße der Römer erkennen.

Hohenzollerische Jahreshefte 1951

Band 11 Jahrgang 1951 „Hohenzollerische Jahreshefte“ enthält folgende Abhandlungen:

Vorwort.

Wiedel-Senn Irene (Hechingen):

Zu Paul Bürde's Darstellung der Erbhuldigung auf Burg Hohenzollern.

Bildbeilage.

Kraus Joh. Ad., Ordinariatssekretär (Freiburg i. Br.):

Rätselraten um das Stadtwappen und die Grafen von Sigmaringen.

Brauns K., Dr. phil. et iur., Regierungsdirektor i. R. (Sigmaringen):

Der Schwäbische Reichskreis ein Vorläufer des Südweststaates.

Walter Mich. Regierungsdirektor i. R. (Rangendingen):

Die mittelalterlichen Badstuben mit besonderer Berücksichtigung Hohenzollerns.

Schupp Johann, Dr. theol., Pfarrer (Zell am Andelsb.): Hohenzollerische Regesten aus den Pfullendorfer Archiven (Fortsetzung).

Eisele Friedrich, Pfarrer † (Trochtelfingen):

Die Bischöfe aus Hohenzollern (1. Teil).

Pfeffer Anton, Kustos des Diözesanmuseums (Rottenburg a. N.):

Rätsel um den Reliquienschrein in Gruol.

Mayer Adolf, Dr. h. c., Apotheker (Tübingen):

Eingegangene Pflanzen und Naturdenkmale um den Hohenzoller.

Klaiber Ludwig Dr., Bibliothekar (Freiburg i. Br.):

Zur Baugeschichte der Zollerburg.

Hinweise.

Mitgliederbeitrag jährlich 6 DM. Hierfür erhalten die Mitglieder das Jahreshaft. Anmeldungen an den Schriftführer Herrn A. Stehle, Sigmaringen, Alte Krauchenwieser-Straße 3.

EINLADUNG

Am Montag, den 15. Oktober 1951, 14 Uhr, findet in Sigmaringen im Gasthof zur „Donau“ die

Generalversammlung

des „Vereins für Geschichte, Kultur- und Landeskunde in Hohenzollern“

statt.

Vortrag des Herrn Landeskonservators W. Genzmer: „Tätigkeit der Vorarberger Baumeisterfamilie Beer in Hohenzollern.“

Kurzberichte über den Stand wissenschaftlicher hohenzollerischer Forschung.

Tätigkeitsbericht des Vereins.

Hierzu sind die verehri. Mitglieder und alle Heimatfreunde ergebenst eingeladen.

Der Vorstand.

Zur Beachtung: Unsere Zeitschrift kann nur bei der Post, nicht aber bei der Schriftleitung bestellt werden. Bei unregelmäßiger Zustellung wende man sich an das Zustellpostamt.

Beim Verlag S. Acker sind von den ersten drei Nummern noch Exemplare vorhanden. Nachbestellungen sind daher möglich, worauf wir besonders die Herrn Schulleiter aufmerksam machen.

Um Kurznachrichten über Altertumsfunde bitten wir herzlich, damit alles Wissenswerte der Heimatforschung erhalten bleibt.

Die Verfasser tragen für die eingesandten Abhandlungen die Verantwortung. Nachdruck der Originalartikel ohne Quellenangabe verboten.